Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königgrätz.

Eine vaterländische Bibliothek

für das

deutsche Volk und Heer.

Von

Carl Tanera,
Hauptmann z. D.

Zehnter Band. Die Befreiungskriege II.

1814 und 1815.

München.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).
1891.

Die Befreiungskriege

von

Carl Tanera,
Hauptmann z. D.

Zweiter Teil.

1814 und 1815.

Mit einer Karte von Nordost-Frankreich und einem Plan des Schlachtfelds von Waterloo.

M · DCC · LXIII

München.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).
1891.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorwort.

Die Kriegsjahre von 1814 und 15 bilden den Schluß der Befreiungskriege. Der Feldzug von 1814 in Frankreich ist der Vorläufer unseres großen Krieges von 1870/71, ein Vergleich der beiden Feldzüge ist für das deutsche Volk überaus lehrreich; erschließt sich doch eine volle Würdigung der Jahre 1870/71 erst dem, der auch den Verlauf des Feldzugs von 1814 kennt! Der kurze Feldzug von 1815 nahm einen so dramatischen Verlauf und ist für das preußische Heer so ehrenvoll gewesen, daß seine Geschichte immer und immer wieder gelesen zu werden verdient. Unbefangener noch als die Zeitgenossen sind wir heute im stande, uns über die herrlichen Thaten, die damals geschehen sind, und insbesondere an den prächtigen Heldengestalten eines Blücher und Gneisenau zu erfreuen, — heute, wo wir besitzen, was die Mitkämpfer und Zeitgenossen von 1813, 1814 und 1815 umsonst ersehnten oder nur im Lied besingen konnten:

ein großes und mächtiges deutsches Vaterland!

Berlin, im Februar 1891.

Tanera.

Inhalt.

I.

Nach Frankreich.

Brienne.

Der „verwundete Löwe" war in Paris angekommen. Was er mit über den Rhein gebracht, jene 70,000 zu Tod ermatteten, großenteils am Nervenfieber erkrankten oder vom Krankheitsstoff ergriffenen Soldaten, die bemitleidenswerten Reste der gewaltigen Massen, welche in Schlesien, Böhmen, Preußen und auf den Gefilden Sachsens den wuchtigen Schlägen der Verbündeten erlegen, bildeten keine Armee mehr und zogen, als sie den schützenden Fluß hinter sich hatten, in verschiedenen Richtungen auseinander. Sie erstrebten vorläufig nichts als Ruhe, Erholung, Heilung. Wäre man ihnen unmittelbar gefolgt — kein Widerstand hätte den Einmarsch der verbündeten Monarchen in Paris aufgehalten, die Hauptstadt Frankreichs wäre wahrscheinlich ohne jedes größere Opfer an Menschenleben in die Hände der Sieger gefallen.

Diplomatische Bedenken und Winkelzüge, Unentschlossenheit, vielfach Bequemlichkeit, teilweise aber auch die Rücksicht auf den ebenfalls ziemlich mitgenommenen Zustand der eigenen Truppen verzögerten die notwendigen energischen Schritte und die Folgen waren die blutigen Tage von Brienne, la Rothière, Bar s./Aube, Craonne, Arcis s./Aube, Fère Champenoise u. s. w. u. s. w. Nur Blücher und Gneisenau erkannten dies vorher; aber sie drangen nicht durch.

Napoleon dagegen hatte nichts von seiner Thatkraft, ja nicht einmal von seinem Selbstbewußtsein verloren. Darin allein fehlte er, daß er alle Monarchen und Feldherrn der Verbündeten über einen Kamm schor und alle für so schwach wie den Kaiser Franz von Österreich und den Oberbefehlshaber Schwarzenberg hielt, daß er die Kriegslust Kaiser Alexanders von Rußland nicht bedachte, vor allem aber, daß er den Kampfesmut, Eifer und die hohen Fähigkeiten Blüchers und Gneisenaus unterschätzte und die hervorragende Kriegstüchtigkeit der Preußen nicht in Rechnung zog.

Er glaubte fest daran, daß er bis zum Frühjahre, jedenfalls aber bis zum März Zeit habe, sich für den neuen Feldzug gehörig rüsten und vorbereiten zu können. Mit einem ihm sehr schädlich werdenden Lärm setzte er beim Senate eine neue Aushebung von 300,000 Mann durch und brachte dadurch den Verbündeten die Überzeugung bei, daß es ihm mit allen Anerbietungen nicht um einen dauernden Frieden, sondern nur um Zeitgewinn zu thun sei. Trotz oder vielleicht gerade wegen seines so gewaltigen Feldherrngenies sah er nicht ein, daß der „Löwe" sehr schwer, ja sogar zu Tode getroffen war und daß er nur dann Aussicht auf Heilung, soweit sie überhaupt noch möglich war, hatte, wenn es ihm gelang, die übermächtigen Jäger dadurch zur Aufgabe der Jagd zu veranlassen, daß er sie von seiner Ungefährlichkeit überzeugte. Gerade sein Knurren und Fauchen schreckte jedoch die Furchtsamen unter ihnen von neuem und machte sie geneigt, alles aufzubieten, dem zu Boden Geschmetterten noch den Todesstoß zu versetzen.

In Frankfurt am Main hatten sich allmählich die Monarchen von Rußland, Österreich, Preußen, Bayern, Württemberg und verschiedener kleinerer Staaten versammelt und endlich nach langem Hin- und Herreden sich zur Eröffnung eines neuen Feldzuges am 1. Januar 1814 entschlossen. Hatte der Krieg des Jahres 1813 die Befreiung der deutschen Lande vom welschen Joche beabsichtigt und erreicht, so sollte der des kommenden Jahres den Feind, welcher es nicht verschmerzen konnte, seine

neunzehnjährigen Eroberungen verloren zu haben, zu einem dauernden, festen Frieden zwingen.

Um die unbedingte Gewißheit des Erfolges in der Hand zu haben, machte man von neuem gewaltige Anstrengungen zur Vergrößerung und Ausrüstung der Armeen.

Schon im November 1813 standen 200,000 Mann der Verbündeten am Rhein, General von Bülow zog mit 30,000 nach den Niederlanden, denen weitere 30,000 unter Wintzingerode folgten und 70,000 drangen unter dem Herzog von Wellington von den Pyrenäen her in Frankreich ein. Außerdem betrug die österreichische Macht unter Bellegarde in Italien 50,000 Mann.

Nun wurden aus den Truppen der früheren Rheinbund- und anderer kleiner deutscher Staaten acht neue Armeekorps gebildet und hierdurch und durch Ergänzungen die Armeen auf eine ganz gewaltige Höhe gebracht.

Ende Dezember erreichte die Zahl:

der Hauptarmee unter Schwarzenberg	187,000	Mann
der schlesischen Armee unter Blücher .	110,000	„
der Truppen Bülows in Holland .	36,000	„

Ferner standen sehr bedeutende Kräfte hinter diesen Feldarmeen in Reserve oder belagerten, wie z. B. die frühere Nordarmee, die noch in feindlichem Besitz befindlichen Festungen oder waren erst in der Bildung begriffen. Mit diesen Truppen, sowie mit den in Italien und Spanien stehenden darf man mehr als 800,000 Streiter rechnen, welche zum Kampfe gegen Frankreich aufgebracht worden waren.

Demgegenüber hatte Napoleon anfangs Januar 1814 etwa 220,000 Mann Feldtruppen auf den Kriegsschauplätzen in Holland, an der spanischen Grenze und am Rhein, im Innern des Reiches und in den Festungen, sowie etwa 250,000 Nationalgarden in den festen Plätzen verteilt zur Verfügung.

Während man sich längs des Rheines auf seiten der Verbündeten mit Rüstungen abgab und nur eine schwache Belagerung von Mainz durchführte, war General von Bülow mit seinem Korps aus Hannover abmarschiert, um gegen die Yssel

vorzugehen und vielleicht gegen eine schwach besetzte Festung an diesem Flusse eine Unternehmung zu versuchen. Mit einem so unbedeutenden Auftrage entließ der Kronprinz von Schweden den preußischen General.

Kaum befand sich General von Bülow aber einmal außerhalb der hemmenden Machtsphäre Bernadottes, so beschloß er auf eigene Faust, ganz Holland zu erobern und führte dies auch bis auf wenige Punkte durch, noch ehe sich die großen Heere in Bewegung gesetzt hatten.

Napoleon war über das Mißgeschick, welches seine in Holland stehenden Truppen traf, natürlich sehr aufgebracht. Er rief den zuerst dort kommandierenden General Molitor zurück und ersetzte ihn durch den von früher her in sehr gutem Rufe stehenden General Decaën. Als derselbe aber die Festungen Breda, Willemstadt, Gertruydenburg und die Stadt Neuß verloren, wurde auch er abberufen, und nunmehr drang Bülow nur um so entschiedener vor.

Unterdessen spielte der alte Marschall Vorwärts eine von ihm gar nicht erwartete Rolle mit vorzüglichem schauspielerischem Talente durch. Man hätte annehmen sollen, daß er durch die Zusicherung, am 1. Januar 1814 losbrechen zu dürfen, in eine äußerst zufriedene Stimmung versetzt worden wäre, sich mit der Ausfertigung aller möglichen kühnen Pläne beschäftigen und sozusagen etwas kriegerischen Lärm machen würde. Das hätte er wohl auch gethan, wenn er der tolle Husar, wie ihn Fürst Metternich nannte, oder der wilde Draufgeher nach Schwarzenberg'scher Ansicht wirklich gewesen wäre. Er täuschte aber auch in anderen Künsten als in der Leitung einer Schlacht seine Neider und Feinde und zeigte der Welt, daß er ein Feldherr war, der die Vorbereitung zum Kriege ebensogut verstand wie die Führung desselben. Zu ersterer gehört im allgemeinen möglichst lange Geheimhaltung sämtlicher Absichten und Pläne. Hier im besondern war es von der allergrößten Wichtigkeit, den Gegner nichts davon merken zu lassen, daß man schon so bald an die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten denke, weil

bei dem unbestreitbaren Genie Napoleons jeder Tag, den dieser für seine Vorbereitungen nicht in hastigster Weise ausnützte, da er den Kriegsausbruch erst im März erwartete, als ein hoher Gewinn gelten durfte. Um nun die Geheimhaltung möglichst sicher zu erreichen, legte sich der alte Blücher aufs Schauspielern und erwies sich auch hierin als Meister. Er wußte genau, daß die meisten seiner Worte durch französisch gesinnte Aufpasser Napoleon überbracht würden. Deshalb setzte er sein drastisches Schimpfen, in das er sich zur Zeit der in Frankfurt herrschenden Friedensströmung hineingelebt hatte, energisch fort. Da er aber wegen des Friedens — die beabsichtigte Fortsetzung des Krieges war ja allgemein bekannt geworden — nicht mehr schimpfen konnte, so wetterte er wegen der langen Winterruhe, wegen des Aufschubes der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten bis zum Frühjahr u. s. w. los und zwar so laut, daß es eine ganze Menge von Franzosenfreunden wirklich vernahmen und wortgetreu dem Kaiser melden ließen. Noch mehr. Der alte Marschall schien sich endlich entschlossen zu haben, die Winterruhe selbst auszunützen, indem er sich der Jagd und allen nur möglichen Vergnügungen hingab. Am 30. November 1813 auf einem zu Ehren des anwesenden Königs veranstalteten Ball sah man die alten Herren, Blücher und York, sogar tanzen. Am 16. Dezember feierte er in Wiesbaden seinen 71. Geburtstag mit besonderer Festlichkeit. Schließlich aber führte er noch ein Stückchen auf, das auch vorzüglichen Erfolg hatte. Er verlegte nämlich am 29. Dezember sein Hauptquartier von Höchst nach Frankfurt am Main, um, wie er sich äußerte, für den kommenden Winter ein besseres Quartier zu haben, verteilte seine rückwärts gelegenen Truppen im nassauischen Ländchen, um ihnen ebenfalls reichere Winterquartiere zu schaffen und ließ eine ganze Reihe ihm unliebe frühere französische Beamte in Frankfurt u. s. w. aufgreifen und an die französische Besatzung von Mainz abliefern. Daß dieselben dort erzählten, wie sich die schlesische Armee bequem und zwar auf die Dauer berechnet einquartiert habe, und daß dies Napoleon sofort durch Eilkuriere überbracht

wurde, ist selbstverständlich. Der „tolle Husar" hatte sich diesmal als „schlauer Fuchs" erwiesen und der französische Kaiser ging in die gestellte Falle.

Diesen traf ein neuer Schlag. Sein eigener Schwager, König Murat von Italien, fiel von ihm ab, rückte in den damals zu Frankreich gehörigen Kirchenstaat ein und schloß mit Österreich und England einen Schutz- und Trutzvertrag. Nach so vielem Unglück gewann die Meinung, daß nunmehr die Rolle Napoleons ausgespielt sei, selbst in Frankreich immer mehr Boden. Seine Marschälle und Generale erlahmten und wollten Ruhe, seine Großwürdenträger sahen sich nach Wegen um, das sinkende Schiff des Kaisers zu verlassen, ihre Beute aber in Sicherheit zu bringen, und die Partei der alten Königsanhänger — an ihrer Spitze Talleyrand — hielt die Zeit gekommen, für die Bourbons zu wirken. Selbst der Verrat umgab den Kaiser und trotzdem erlahmte sein eiserner Charakter nicht, trotzdem leuchtete sein Genie als Staatsoberhaupt und als Feldherr von neuem auf und befähigte ihn, den Feldzug zu führen, der in militärischer Beziehung von allen napoleonischen Feldzügen vielleicht der bewunderungswürdigste ist. Gerade wir Deutsche können es ohne Scheu aussprechen: Der Kampf des Kaisers Napoleon um seinen Thron und sein Reich war meisterhaft durchgeführt.

Mit seiner gewohnten Energie nahm er die Rüstungen für den neuen Feldzug auf. Daß er sie nicht noch eiliger betrieb, lag vor allem daran, daß er, wie bemerkt, durch das Gebahren der Verbündeten, besonders Blüchers, vollständig getäuscht worden war und vor Ende März oder Anfang April keine Feindseligkeiten erwartete. Deshalb wollte er auch die äußersten Maßregeln wie die Aufstachelung des so empfindlichen französischen Nationalgefühls durch eine Massenbewaffnung und Massenerhebung, dann die Verzichtleistung auf eine Reihe von Vorrechten der Krone und anderes mehr noch nicht anwenden oder hielt sie noch nicht für nötig. In seiner Rede an den gesetzgebenden Körper am 19. Dezember 1813 verlangte er:

zwar die höchste Thatkraft zur Entfaltung der ganzen Macht Frankreichs, sprach aber nichts von Gegenleistungen. Als nun eine Kommission des gesetzgebenden Körpers, an ihrer Spitze Lainé, vor allem Freiheiten für das Volk verlangte, weil man nur dann den Franzosen die Überzeugung beibringen könne, daß sie ihr Blut allein zur Verteidigung des Vaterlandes und schützender Gesetze vergießen sollten, nannte der Kaiser dies „aufrührerisch“. In der Neujahrsrede warf er dem gesetzgebenden Körper sogar Verräterei vor und ließ sich unter anderen zu den selbstbewußten Worten hinreißen: „Ich allein bin der wahre Repräsentant der Nation. Wer von euch vermöchte es wohl, eine solche Last auf sich zu nehmen? Der Thron ist nur ein Stück Holz, mit Sammet überzogen. Nur der, welcher ihn innehat, gibt ihm die Bedeutung. Ich, ich allein bin der wahre Repräsentant der Nation, denn sie hat mich mit vier Millionen Stimmen gewählt. . . . Frankreich bedarf meiner mehr, als ich Frankreichs.“

Durch solches Auftreten gelang es dem Kaiser nicht, die so sehr notwendige Anspannung aller Kräfte zu erreichen. Aber auch dies hätte nicht seine schließliche schwere Niederlage nach kaum 3½ Monaten bewirkt. Wären die von ihm geplanten Rüstungen nur zum größten Teile, wenn auch nicht vollständig durchgeführt worden — wer weiß, ob es selbst der gewaltigen Übermacht der Verbündeten möglich gewesen wäre, ihn je zu einer Thronentsagung zu veranlassen. Der Hauptfehler seinerseits lag eben darin, daß er die Verbündeten und ihre Kriegslust unterschätzte und daher von den Ereignissen überrascht wurde, ehe er im stande war, ihnen mit ausreichender Kraft zu begegnen. —

Am 29. Dezember 1813 marschierte plötzlich der alte, hagere Ratsdiener von Caub, einem kleinen auf dem rechten Rheinufer zwischen Bingen und Coblenz gelegenen Städtchen, durch die Straßen seiner Heimat und rief mit den Tönen einer riesigen Handglocke seine neugierigen Mitbürger an die Fenster und Thüren der Häuser.

„Auf Befehl des Bürgermeisters und Magistrates hiesiger Stadt haben sich alle Bürger und Ortsansässigen sofort mit einem mindestens acht Tage ausreichenden Lebensmittelvorrat zu versehen. Des weiteren hat aller Verkehr mit dem jenseitigen Rheinufer sofort aufzuhören und ist es bei strengster Strafe verboten, Personen, wer sie auch seien, überzuführen.“

„Was gibt es denn? Was ist denn los?“

„Weeß nit.“

„So?“

„Ja!“

Fort ging er, ließ von neuem seine weitschallende Glocke ertönen und rief zum so und sovielsten Male obigen Befehl aus. Die guten Bürger von Caub waren darob nicht wenig erstaunt, allein sie befolgten die getroffenen Anordnungen und verproviantierten sich. Am 30. Dezember gegen Abend wuchs ihr Erstaunen noch mehr, denn plötzlich erschienen durch das enge Thal vom Dorfe Weißel herunter preußische Truppen, marschierten ganz still ohne Trommelklang in die Stadt und quartierten sich daselbst ein. Am 31. folgten andere und Oberstleutnant von Klüx, den wir schon 1813 als Major kennen lernten, übernahm das Kommando in der Stadt. Wie, das sollten die Herrn Cauber bald merken.

„In der Stadt hat die größtmöglichste Ruhe zu herrschen, das Verlassen derselben ist verboten. Nach der Rheinseite zu darf kein Fenster erleuchtet sein, in der ganzen Stadt kein Licht auf den Straßen angezündet werden, das sonst in der Neujahrsnacht übliche Schreien, Schießen und Lärmen ist strengstens verboten, Patrouillen werden die Befolgung dieser Befehle überwachen.“

„Wenn wir nur erst wüßten, was los ist. Am Ende wollen die Preußen auf das andere Ufer oder fürchten einen Übergang der Franzosen?“

Plötzlich nachmittags 3¾ Uhr kam der alle acht Tage nach Wiesbaden entsendete Bote fast atemlos in die Stadt gerannt und erzählte, daß alle Straßen von Wiesbaden her mit

Truppen und Kanonen und Fahrzeugen bedeckt seien, daß der alte Feldmarschall Blücher an der Spitze reite und jeden Augenblick in Caub ankommen müsse.

„Unmöglich! Der Marschall ist ja erst nach Frankfurt gezogen."

„Und doch ist es so, Herr Bürgermeister. — Übrigens, was brauch' ich da noch zu reden! Sehen Sie nur hin! Dort reitet er ja!"

„Der mit dem weißen Schnurrbart?"

„Ja, ja. Der ist es."

Und, es war so. Ehe das würdige Oberhaupt der Stadt sich von seiner Überraschung erholte, kam ein Adjutant angeritten.

„Sie sind der Bürgermeister?".

„Jawohl, Herr Offizier."

„Besorgen Sie sofort Quartier für Seine Excellenz den Generalfeldmarschall von Blücher und seinen Stab."

„Ach du mein Gott! Die Ehre für unsere Stadt! Ja, wenn wir das nur eher gewußt hätten! Wohin nun mit dem hohen Gast? Na, ich meine halt ins Amthaus vor dem Zoll. Ich werde Seine Excellenz selbst führen."

Um 6 Uhr abends rief ein Befehl des Stadtkommandanten Klüx alle Schiffer von Caub in die reformierte Kirche. Dort hielt der protestantische Geistliche Ahles eine erhebende Ansprache, in der er die Fischer zu einer patriotischen That und zum Gehorsam gegen den Stadtkommandanten aufforderte. Nun legte dieser los. „Heute nacht beginnt die schlesische Armee ihren Übergang über den Rhein. Ihr sollt dazu mitwirken, indem ihr diejenigen Truppen, die den Brückenbau decken müssen, auf Kähnen überfahrt." Dann erklärte er den Plan genauer, teilte die Schiffer in Sektionen, verließ die Kirche und — sperrte diese von außen rasselnd zu. Mochte sich nun auch einer oder der andere der Schiffer aus Freundschaft für die Franzosen mit der ganzen Geschichte nicht einverstanden erklären, verraten

wurde jedenfalls nichts, denn aus der Mausefalle konnte keiner heraus.

Endlich war es gründlich dunkel geworden. Gegen Mitternacht rasselten die Kirchenthürschlüssel wieder und es öffnete sich das Thor. Die Schiffer wurden sektionsweise herausgeholt, sahen sich von preußischen Soldaten umgeben und folgten deren Führern nach dem Rhein. Dort standen Boote bereit, diese wurden bestiegen und nun ging's los. Bald waren sämtliche Kähne in der Dunkelheit den Augen der auf dem Ufer Zurückbleibenden entschwunden, jetzt vernahm man auch keinen Ruderschlag mehr, und rauschend wie vorher wälzten sich die Wellen stromabwärts dem Meere zu.

In und bei Caub aber wurde es lebendig. Kein lautes Kommando ertönte; aber trotzdem fuhr ein Geschütz neben dem andern in größter Ordnung auf, protzte ab und richtete den ehernen Mund hinüber gegen die Seite der Welschen. Dann kamen Materialwagen, von russischen Pionieren begleitet, und hielten gerade gegenüber der Insel, auf der mitten im Rhein die alte Pfalz steht, luden sonderbare Gestelle ab und nun begann eine emsige aber möglichst geräuschlose Thätigkeit. Über die Gestelle wurden teergetränkte Leinwandstücke gezogen, dadurch entstanden Pontons, diese schoben eifrige Hände in das Wasser, es bildete sich ein Brückenjoch nach dem andern, — kurz, der Brückenbau über den Rhein hatte begonnen. Unterdessen standen der alte Marschall, sein Gefolge und viele Offiziere sowie bereitgehaltene Truppenabteilungen an dem Ufer und lauschten mit begreiflicher Ungeduld, ob sich nicht von einer Landung der Übergefahrenen etwas vernehmen lasse. Man hörte und sah aber nichts.

In den Kähnen befanden sich außer den Schiffern 200 brandenburgische Füsiliere unter Führung des Major Graf Brandenburg und des Hauptmanns von Arnauld. Strengstes Stillschweigen während der Fahrt war anbefohlen und wurde gewahrt. Die Schiffer gaben sich alle Mühe, denn sie erkannten, daß es sich um eine patriotische That handle und setzten eine

Ehre darein, hier mit all ihrer Kraft mitzuwirken. Gleichmäßig und tief tauchten die Ruder in den Strom, gleich Erzstatuen, den Blick vorwärts in die Dunkelheit gerichtet, lautlos, die Flinte fest umfaßt, saßen oder standen die Füsiliere in den Kähnen. Da hebt sich ein schwarzer Streif von dem ebenfalls schwarzen Nachthimmel ab. Leise flüstert es: „Sind wir da?“ Leise antwortet es: „Nein. Das ist erst die Pfalz-Insel. Noch acht bis zehn Minuten.“

Weiter geht die Fahrt, der Strom fließt hier reißender, die Wellen rauschen stärker, aber die Kraft der Schiffer bewährt sich, es geht unaufhaltsam vorwärts.

Jetzt aufs neue ein hoher, schwarzer Streifen am Horizont.

„Das Ufer.“

Es war mehr gehaucht wie gesprochen und doch verstand es jeder. Ohr und Auge waren auf das Äußerste angestrengt.

Also das feindliche Ufer! Wohl schlugen die Herzen schneller, wohl faßte man Degen und Flinte fester, wohl versuchte man noch mehr die Dunkelheit zu durchspähen, allein Furcht beschlich keinen. Noch wenige Ruderschläge, da stießen die Spitzen der Kähne auf den Boden.

Nun war freilich befohlen worden, das Ufer so still als möglich zu ersteigen. Allein das Gefühl, endlich wieder an den Feind zu kommen, die Freude, als die ersten das gegnerische Ufer zu betreten und die alte im vergangenen Jahre so vielfach bewährte Tapferkeit riß die Füsiliere hin, sie warteten gar nicht, bis sie alle trockenen Fußes aussteigen konnten, sprangen in das eiskalte Wasser, wateten an das Ufer und

„Hurra! hurra! hurra!“

So ging's hinauf und auf ein nahes erleuchtetes Wachthaus zu. Da — piff, paff puff; einige französische Kugeln gingen über die Anstürmenden hinweg. Neues Hurra der Preußen und die vollständig überraschten feindlichen Douaniers rissen aus, so schnell sie konnten.

Rasch wurden Patrouillen entsendet, eine Stellung beim Wachthause bezogen und die Boote unter Bewachung zurück-

geschickt. Drüben hatte man es gehört. Das eiferte zu noch größerer Regsamkeit beim Brückenbau an. Und die zum Überfahren bestimmten Truppen spähten unaufhörlich nach den erwarteten zurückkehrenden Booten. Endlich tauchten sie in der Nacht auf. Jubelnd stürzten neue Füsiliere hinein. Stillschweigen war ja nicht mehr nötig. Zum zweitenmal fuhr man hinüber, zum dritten-, vierten-, fünftenmal und so fort die ganze Nacht, den kommenden Tag und noch am 2. Januar. Die Brücke bis zur Insel der Pfalz ward schnell beendet. Über den jenseitigen breiteren Arm aber machte sie mehr Schwierigkeiten; zweimal riß sie und trieb ab. Endlich jedoch hielt sie fest.

Der alte Marschall hatte die zweite Hälfte des Brückenbaues von der mitten im Strome gelegenen Pfalz aus geleitet, und unter seinen Augen vollzog sich nun der Übergang der Truppen. Am 2. Januar marschierten die Reste des York'schen Korps, die schweren Batterien und die Trains über, am 3. folgte das russische Korps Langeron. Die Brigaden Hünerbein und Steinmetz, einige Eskadrons und Geschütze, sowie die Brigade Horn waren schon auf Schiffen und Fähren übergesetzt worden.

Die Franzosen rafften sich zwar am 1. Januar früh auf und entsandten einige Hundert Mann und ein Geschütz aus Bacharach. Aber mit geringer Mühe wurden dieselben von der Brigade Hünerbein geworfen und die Stadt Bacharach selbst besetzt. Eine andere Abteilung drang nach Ober-Wesel vor. Überall begrüßte man Yorks Preußen als Befreier vom französischen Joche.

Das russische Korps des Generals von Sacken führte den Übergang ebenfalls am 1. Januar 1814 bei Mannheim aus. Die nötige Schiffbrücke wurde auf dem Neckar zusammengestellt und in den Rhein gefahren. Gegenüber der Neckarmündung befand sich aber ein von 7 Offizieren und 300 Franzosen besetztes und mit 6 Geschützen ausgerüstetes Werk, welches zuerst genommen werden mußte. Unter den Augen des soeben angekommenen Königs von Preußen und ihres kommandierenden Generals setzten die Russen dreimal vergebens zur Erstürmung der Wälle an. Endlich nach einem Verluste von mehr als 300 Toten und Verwundeten er-

oberten sie das Werk und der Übergang auf der nun rasch aufgefahrenen Brücke konnte am 1. Januar abends 6 Uhr stattfinden.

Am meisten Glück hatte das russische Korps des Grafen von St. Priest, welches den Rhein auch in der Neujahrsnacht — bei Lahnstein und unterhalb Coblenz überschritt und die hier stehende französische Division Durutte vollständig überraschte und nahezu umzingelte. Mit einem Verluste von 500 Gefangenen, 7 Kanonen und 1100 Kranken suchte dieselbe eiligst ihr Heil in der Flucht. St. Priest marschierte darauf mit seinen Russen in Coblenz ein. Auf dem Castorplatz fand er ein von den Franzosen zu Ehren Napoleons Sieg über Rußland und seines Einzugs in Moskau errichtetes Denkmal. Unter die französische Inschrift ließ er setzen: „Gesehen und genehmigt durch den russischen Kommandanten von Coblenz, Generalleutnant Grafen von St. Priest, 1. Januar 1814."

Es befand sich also nunmehr die ganze schlesische Armee auf dem linken Rheinufer.

Was die Hauptarmee unter Fürst Schwarzenberg betrifft, so hatte diese den Rhein schon zwischen dem 20. und 22. Dezember mit 7 Armeekorps und 2 leichten Divisionen unweit Basel überschritten. Der Strom war hier von den Franzosen nicht beobachtet, so daß Schwarzenberg ganz ungehindert in die neutrale Schweiz, mit der zuvor eine Verständigung getroffen war, einmarschieren konnte. Von da aus wandte er sich durch den Jura gegen das mittlere Frankreich und hatte nur mit den Schwierigkeiten des Gebirges, aber fast gar nicht mit dem Feinde zu kämpfen. Die schwierigere Aufgabe hatte man auch jetzt wiederum Blücher überlassen, wie auch der weitere Feldzugsplan erweisen wird.

Nachdem man nämlich bei den Verbündeten verschiedene andere, besonders von Gneisenau vorgeschlagene Pläne, welche alle in der möglichst schnellen und direkten Einnahme von Paris gipfelten, als zu kühn abgelehnt hatte, war man zu dem Entschlusse gekommen, in der weiten Linie von Zuyder-See in Holland bis zur Rhone bei Genf, also auf einem Bogen von etwa

800 Kilometern, an verschiedenen Stellen gleichzeitig in Frankreich einzumarschieren. Jede Truppenabteilung solle die entgegenstehenden schwachen Kräfte des Feindes vor sich herstoßen; am 15. Januar sollte die Vereinigung der schlesischen Armee in der Gegend von Metz, die der Hauptarmee auf der Hochebene von Langres erfolgen und beide dann miteinander in Verbindung treten. Wenn bis dahin Napoleon nicht angegriffen habe, oder wenn er durch eine Schlacht gezwungen sei, sich zurückzuziehen, so könne man hierauf vereint gegen Paris vordringen, jedenfalls sich nach den Umständen richten.

Hätte nun der französische Kaiser nur einige maßgebende Streitkräfte zur Verfügung gehabt, so würde er sicher aus der Zersplitterung der Verbündeten Nutzen gezogen und ihren weitläufigen Plan verderblich durchkreuzt haben. Aber auch abgesehen von dieser Schwäche des Kriegsplans, ist leicht erkennbar, daß die Aufgabe der beiden Armeen der Verbündeten nach demselben eine sehr verschiedenartig schwierige werden mußte.

Schon der Rheinübergang zeigte das. Während die Massen Schwarzenbergs den Rhein an einer Stelle überschritten, wo er überhaupt noch keine Schwierigkeiten bietet, und dann keine irgend bedeutenden Festungen und keine nennenswerten Kräfte des Feindes vor sich fanden, mußten die Korps des alten Blücher in Mittel- und Niederdeutschland an Stellen über den Strom gehen, wo er 5—600 Meter breit ist und der damalige hohe Wasserstand bedeutende Anstrengungen erforderte. Dann aber hatte der Feldmarschall die so sehr gefürchtete dreifache Vauban'sche Festungslinie vor sich und war gezwungen, jene Flüsse, welche die Hauptarmee an den Quellen umging, an deren unterem Lauf zu überschreiten, nämlich die Saar, Meurthe, Mosel, Maas u. s. w. Ferner ließ Schwarzenberg keinen Feind, Blücher aber das stark besetzte Mainz hinter sich und außerdem mußte letzterer erwarten, auf den Marschall Marmont mit seinem etwa 20,000 starken Korps sowie auf das fast gleichstarke Korps des Marschalls Ney zu stoßen.

Trotz solcher Schwierigkeiten setzte sich übrigens die schlesische Armee sofort gegen die Saar in Bewegung unter Zurücklassung

des größten Teiles des Korps von Langeron zur Beobachtung von Mainz und des Korps des Grafen St. Priest an der Mosel, während das York'sche Korps abgezweigt wurde, um Handstreiche gegen die Festungen Metz, Thionville, Luxemburg und Saarlouis zu versuchen, die aber mißlangen. So blieben dem Marschall Blücher schließlich nur etwa 28,000 Mann, nämlich das Sacken'sche Korps und die Infanterie-Division des Generals von Olsuwief vom Langeron'schen Korps übrig. Mit dieser kleinen Streitmacht setzte er, obwohl die Marschälle Ney, Victor und Marmont jetzt etwa 40,000 Mann gegen ihn vereinigen konnten, unentwegt den Vormarsch gegen Nancy fort und traf am 17. Januar dort ein. In einer von Generalleutnant von Gneisenau ausgearbeiteten Ansprache hielt er den Lothringern vor, daß die Verbündeten nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen Napoleon Krieg führten und man für Land und Leute von Lothringen nur gute Absichten hege. Seine Worte verfehlten nicht, in der ganzen Gegend tiefen Eindruck zu machen.

Leider entsprach die Hauptarmee unter Fürst Schwarzenberg diesem Beispiele, das ihr der „Marschall Vorwärts" gab, keineswegs. Zwar wurden Graf Wrede mit etwa 50,000 Bayern und Österreichern, sowie der Kronprinz von Württemberg mit ungefähr 15,000 Württembergern in das Elsaß entsendet, um die Festungen Hüningen, Belfort, Neu-Breisach und Schlettstadt zu beschießen, und es gelang diesem Heere auch, eine Abteilung des Ney'schen Korps zurückzuwerfen und letzteres über die Vogesen zu verfolgen, als die Nachricht gekommen war, daß Blücher bereits in Nancy eingerückt sei. Dagegen marschierte die große über 50,000 Mann starke Armeereserve selbst, bei der sich auch die verbündeten Monarchen und der Oberbefehlshaber Fürst Schwarzenberg befanden, in zwei Säulen in der denkbar langsamsten Weise vor, so daß erst am 10. Januar die Spitzen, am 17. und 18. die Massen der Hauptarmee bei Langres ankamen, welches der Feind nach kurzem Scharmützel angesichts der gewaltigen Übermacht der Verbündeten preisgab, um in das innere Frankreich zurückzuweichen.

Mitte Januar stand also die Hauptarmee in und um Langres, der im Felde noch verwendbare Teil der schlesischen in Nancy. Es waren aber die Monarchen selbst noch nicht in Langres eingetroffen, die Frage über Krieg oder Frieden noch lange nicht bestimmt geregelt und die große Schar von Diplomatikern, wie sich der alte Blücher stets ausdrückte, weit zurück. Bis nun die Fürsten u. s. w. alle zusammengekommen wären, ließ Schwarzenberg seine Armee Kantonnementsquartiere beziehen, und es entstand hier ein vollständiger Stillstand der Kriegsunternehmungen, der bis zum 28. Januar dauerte. Den eifrigen Marschall Blücher dagegen duldete es nicht länger unthätig in Nancy. Aber er fühlte sich zu schwach, allein gegenüber den 40,000 Mann der Marschälle Marmont und Ney vorwärts zu gehen. Er beschloß daher, sich mit der Hauptarmee zu vereinigen. Aber auch das führte er auf echt Blücher'sche Art aus, indem er sich nämlich vor die letztere schob. Am 20. ließ er Toul wegnehmen, dann setzte er sich in Marsch, warf in zwei kleinen Gefechten bei St. Aubin am 22. und bei Ligny am 23. Januar die feindlichen Arrieregarden zurück und erschien am 27. in Brienne an der Aube, wo er wieder Quartier bezog. Die schlesische Armee war dadurch also die große Vorhut der bei Langres lagernden Hauptarmee geworden und setzte sich somit kühn dem ersten Stoße Napoleons aus, welcher am 25. Januar in Châlons s./Marne angekommen war, um den Feldzug zu eröffnen.

Während der französische Kaiser mit unvergleichlichem Mute sich bereit machte, mit seiner durch alle Anstrengungen nur auf etwa 50—60,000 Mann gekommenen Armee den Verbündeten, deren Stärke er zum mindesten auf 200,000 bis 250,000 Mann schätzen mußte, angriffsweise entgegenzugehen, ließen sich im großen Hauptquartier immer lautere Stimmen für Abschluß eines Friedens vernehmen und fanden immer willigeres Gehör. War es doch, als ob die Hochebene von Langres das Oberkommando der Hauptarmee wie ein großer Magnet an sich ziehe und nicht mehr freigebe. Dazu kam, daß

Fürst Metternich am liebsten Napoleon auf dem Thron erhalten gewußt hätte, weil er sich vor dem russischen Übergewicht fürchtete. Er hatte alle möglichen politischen Bedenken gegen den Vormarsch, und es gelang ihm und seinen diplomatischen Helfern, auch die englischen Vertreter im friedlichen Sinne zu bestimmen. Das Schlimmste aber war, daß auch der Generaladjutant und erste Vertraute des Königs von Preußen, General von dem Knesebeck, in übertriebener Vorsicht auf das Eifrigste für den Abschluß eines Friedens wirkte und seine Ansichten in einer umfangreichen Denkschrift seinem Könige vorlegte. Diese stimmte mit der Meinung der österreichischen Strategen vollständig überein und deshalb herrschte also bis zum 28. Januar in Langres eine überaus kriegsüberdrüssige Stimmung, welche sich in neuen Friedensvorschlägen an Napoleon äußerte. Zum guten Glück wurden letztere durch den Angriff des französischen Kaisers am 27. Januar überholt und nun bekam die Kriegspartei auch beim Hauptquartier Oberwasser. Die Stütze dieser Partei war Kaiser Alexander von Rußland, der um jeden Preis die Absetzung Napoleons und den Einzug seiner Truppen in Paris durchführen wollte. Bestärkt in seiner Meinung wurde er durch den Minister von Stein, den hannöverschen Minister Grafen Münster, den früher erwähnten Korsikaner Pozzo di Borgo und durch das Bewußtsein, daß nicht nur seine Truppen, sondern auch die Preußen der schlesischen Armee nichts als die Fortsetzung des Krieges wollten. Gerade die Berichte Blüchers und Gneisenaus bewirkten, daß schließlich Kaiser Alexander unumwunden erklärte, auf alle Fälle gegen Paris marschieren und im Notfall allein den Krieg weiter führen zu wollen. Als er soweit gekommen war, frug er den König Friedrich Wilhelm: „Und wozu sind Sie entschlossen, mein Bruder?“

„Die Sache scheint wohl bedenklich, sehr bedenklich. Napoleon ist ein gar zu großer Feldherr. Aber — ich werde Eure Majestät nicht verlassen.“ So die Antwort von Preußens König und damit war die Eintracht mit Kaiser Alexander wieder hergestellt. Nun konnten Kaiser Franz von Österreich, Fürst Metter-

nich und die Diplomaten Englands und der kleineren Staaten es doch nicht auf das Äußerste ankommen lassen, mußten auch wieder mitthun und die Einmütigkeit der Verbündeten für Fortsetzung des Krieges war gerettet.

Es war hochinteressant, Blüchers Verhalten in dieser kritischen Zeit zu beobachten. Als Fürst Metternich es soweit gebracht hatte, daß man dem Kaiser Napoleon nochmals — freilich zu spät, denn es fielen ja das Gefecht von St. Dizier und die Schlacht von Brienne dazwischen — die Versöhnungshand bot, fühlte man sich auch verpflichtet, Blücher und Gneisenau in friedlichem Sinne bereden zu lassen. Für diese schwierige Aufgabe wurde der österreichische General Steigentesch auserlesen. Wie es ihm gelang, den alten Marschall zu „widerlegen“ und „des Besseren zu belehren,“ zeigt sich am besten aus der Antwort, die Blücher erteilte und welche mit nachstehenden Worten endete:

„Nach Paris wollen wir und müssen wir, der Metternich mag spiegelfechten, wie er will, und seine Mitschubiaks von Diplomatikern mögen sich darob vor Ärger die Nasen abbeißen, schad't nischt, Millionen Donnerwetter! Mögen zusammen plauschen und munkeln da drüben, die Schleicher und Federfuchser. Schade nur für jeden Tropfen Burgunder, den die Kerle zu trinken kriegen — wir wollen alleweile vorwärts und nach Paris! Das sagen Sie nur meinem guten Waffenbruder Schwarzenberg, General, und ich lasse mir schön empfehlen und er solle sich von dem Millionenhund, dem Metternich, nicht breitschlagen lassen. Der Bonaparte hat in allen Hauptstädten seine Visite gemacht und wir wollen sie ihm in der seinigen nicht heimgeben — was? Wir wollen ihm die Visite heimgeben, daß es 'ne Art hat, Gott verdamm' mir. Ich sag', herunter muß der Kerl von seinem Thron, auf dem er zum Unglück Europas gesessen, herunter, Gott straf' mir. Denn solange er droben sitzt, können wir keine Freiheit und keine Ruhe und keinen Frieden nicht bekommen. Dixi et salvi anima meus, wie der Lateiner sagt.“ General Steigentesch stieß sich weder am Stil, noch an

den deutschen und lateinischen Sprachfehlern dieser Blücher'schen Kraftrede, ließ seinen Auftrag Auftrag sein und rief begeistert aus: „Freunde, bei Euch wird es einem alten Soldaten wohl. Ihr habt das Gefühl der Kraft und die Sicherheit, die sich daraus entwickelt."

Dann kehrte er ins Hauptquartier zurück und — unterdessen hatte der Kaiser von Rußland die Fortsetzung des Krieges durchgesetzt. Steigentesch erreichte es sogar noch, daß dem Feldmarschall Blücher eine bedeutende Verstärkung durch das Korps des Feldmarschall-Leutnants Graf Gyulai und das des Kronprinzen von Württemberg zugeteilt wurde. Diese Korps konnten die schlesische Armee aber erst am 2. oder 3. Februar erreichen.

Vorher warf sich jedoch Napoleon mit etwa 55,000 Mann auf den Feind, den er als den gefährlichsten erkannt hatte und daher zuerst überwältigen wollte — nämlich auf Blücher. Dieser stand mit kaum 30,000 Mann bei Brienne und in der Umgegend der Stadt. Rechts rückwärts befand sich York. Zur Verbindung mit diesem hielt ein Teil der Russen des Sacken'schen Korps unter General Lanskoi bei St. Dizier.

Gegen letztere nun gingen die französischen Reiter des Generals Milhaud am 27. Januar bei Tagesanbruch vor. Sie sollten den Anmarsch der Division Duhesme verdecken. Die Russen wurden denn in der That auch vollständig überrascht und in der Richtung gegen Joinville d. h. südöstlich, statt wie sie wollten südwestlich, gegen Brienne, wo die schlesische Armee stand, zurückgeworfen.

Napoleon erkannte jedoch, daß er trotz seines Erfolges gegen die kleine russische Abteilung doch einen Luftstoß gemacht habe, und entschloß sich nicht, dem General Lanskoi marneaufwärts zu folgen, um die Hauptarmee der Verbündeten anzugreifen, sondern wandte sich vielmehr in drei Kolonnen gegen die Aube, gegen Blücher. Am 28. Januar wußte man in Brienne noch nichts von der Geschichte bei St. Dizier und sicherte sich immer noch gegen Châlons. Nur eine preußische Schwadron war als Seitendeckung in der Richtung gegen

St. Dizier entsendet. Von dieser liefen in der Nacht zum 29. und am Morgen dieses Tages die Meldungen über das Anrücken der französischen Armee ein. Blücher erfuhr dadurch, daß es Napoleon auf ihn selbst abgesehen habe. Keine Spur, daß er deshalb verzagt gewesen wäre! „Der Bonaparte,“ meinte er, „hat ja hier in Brienne auf der Kriegsschule studiert und da kann er nun gleich sein Examen machen. Wir wollen ihm hoffentlich zeigen, daß wir ebenfalls was Ordentliches gelernt haben, Gott straf' mir.“ Er zog seine geringen Kräfte bei Brienne zusammen und bereitete sich vor, den anrückenden Feind würdig zu empfangen.

Mit Ausnahme der erwähnten einen preußischen Schwadron hatte er bei Brienne nur Russen und zwar das Korps von Sacken, die Infanterie-Division Olsuwief und die am Morgen des 29. zufällig eingetroffenen Kosaken des Grafen Pahlen unter seinem Befehl. Auf die Hauptarmee, besonders auf die beiden ihm unterstellten Korps des Kronprinzen von Württemberg und Gyulais hätte sich Blücher noch leicht zurückziehen können, wenn ihm auch die Verbindung mit York durch den kühnen Marsch Napoleons abgeschnitten war. Allein dies wollte er nicht, um so mehr als er durch sein Ausharren den Fürsten Schwarzenberg zwang, eine Vorwärtsbewegung zu machen und ihm zu Hilfe zu eilen. Deshalb hielt er stand, obwohl er wußte, daß sich seine Armee gegen die Napoleons bedeutend in der Minderzahl befinden werde.

Ungünstigerweise befand sich der größte Teil des Sacken'schen Korps nordwestlich Brienne bei Lesmont. Dieser mußte rasch herangezogen werden, damit er nicht durch die aus Nordosten anrückenden Franzosen abgeschnitten werde. Den Russen stand aber nur eine einzige Straße zur Verfügung. Starker Nebel erschwerte und verzögerte überdies ihren Marsch. Während desselben brachen die Franzosen aus dem Walde von Der vor. Bald entstand ein heftiges Feuergefecht gegen die vor Brienne stehenden Russen, und gleichzeitig trat eine starke Artillerie gegen die Stadt und die Stellung der Verteidiger ins Feuer. Noch

ein energischer Vorstoß und die noch nicht nach Brienne gelangten Teile des Sacken'schen Korps waren abgeschnitten. Gut gedacht, allein verhindert durch das schneidige Anreiten der Pahlen'schen Kosaken, der preußischen Schwadron und einiger anderer Abteilungen.

So trat einige Zeit lang ein Hinhalten des Gefechtes ein. Während dessen beobachteten Blücher, Gneisenau und der Stab mit Ferngläsern vom Schlosse bei Brienne aus das Gefecht. Dem Alten aber wurde die Sache zu langweilig, er ging in das Schloß und ließ das Mittagessen auftragen. Während desselben schlugen französische Vollkugeln durch das Dach. Einer jener Gäste, welche, wie Müffling sagt, „als freiwillige Vaterlandsverteidiger vom Soldatenhandwerk nicht Profession machten," erbleichte. Da fuhr ihn der alte Blücher spöttisch an: „Ei Mann, was haben Sie denn? Gehört das Schloß Ihnen oder mich? Nein. Wir können also ruhig sein. Das Ding ist solid gebaut und was die Reparaturkosten betrifft, so brauchen wir beide sie ja nicht zu bezahlen." — Immer stärkere Massen vom Korps Victor aber traten bei den Franzosen in den Kampf ein und gingen nun mit Übermacht gegen die Russen Olsuwiefs vor, so daß trotz deren zäher Verteidigung gegen 3¼ Uhr nachmittags der nordöstliche Teil von Brienne in die Hände der Franzosen fiel. Es entstanden wütende Straßenkämpfe und der noch nicht durchpassierte Nachtrab Sackens geriet wirklich in Gefahr, abgeschnitten zu werden. Das durfte um keinen Preis sein. Der Aufforderung des Marschalls folgend, gingen die Russen sofort zu einem neuen Sturme vor, warfen die Franzosen mit dem Bajonett aus der Stadt, eroberten zwei vorher verlorene Geschütze zurück und der Nachtrab Sackens war gerettet.

Es war 4 Uhr nachmittag geworden, als bei den Franzosen die Reste des Korps des Marschalls Victor und das ganze Korps Ney eintrafen. Sofort befahl Napoleon, nunmehr Brienne von drei Seiten anzugreifen. Blücher erkannte die anrückenden Massen. Die Gefahr war sehr dringend, aber der alte Held wußte zu helfen. „Sofort zu den Generalen Waßiltschikof,

Pahlen, Lanskoi — derselbe war wieder eingetroffen — und Tscherbatof reiten, ich lasse befehlen, mit der gesamten Kavallerie den linken Flügel der Franzosen anzufallen und rücksichtslos alles über den Haufen zu werfen."

Es geschah, wie der „Marschall Paschol" angeordnet. Die Kosaken ritten prächtig an, im Nu war die feindliche Division Duhesme überrannt und zersprengt, und alle Geschütze derselben erobert, wovon aber nur acht in Sicherheit gebracht werden konnten. Sogar die von Ney vorgezogenen Gardedivisionen wankten und mußten weichen, und das französische Artilleriefeuer hörte auf. Dieser schon bei eintretender Dunkelheit ausgeführte Reiterangriff schien den Kampf zu Gunsten der Russen zu enden.

Blücher ritt mit seinem Stabe wieder in das Schloß zurück, stieg vom Pferde und wollte es sich bequem machen.

Plötzlich ganz nahe bei dem Marschall: „Vive l'empereur"; Schüsse fielen, der Kommandeur der Stabswache war gefallen, Franzosen drangen auf die Wache ein und überwältigten sie, Blücher und Gneisenau schienen verloren. Mit Mühe gelangten sie zu ihren Pferden und in die Sättel.

„Durch die Gärten können wir entkommen, wenn wir riskieren, die Treppe hinabzureiten." So rief der Adjutant Graf Nostitz Blücher zu.

Der Alte dagegen zog seinen Säbel und wollte auf die Feinde einhauen. Da fiel ihm Gneisenau in den Zügel und rief: „Wollen Sie denn absolut haben, daß die Franzosen den Triumph erleben, Sie als Gefangenen in Paris eingebracht zu sehen?" Das half. Er wandte sein Pferd und ritt, gefolgt von seinem Stabe, die sechzig steinernen Stufen der großen Treppe hinab und entkam zu dem Korps Sackens.

Es war der General Château, ein geborener Brienner, gewesen, dem man dank seiner Ortskenntnis eine solche Überraschung verdankte. Napoleon hatte überdies seine Gardekavallerie vorgeschickt, und diese war in Brienne selbst eingedrungen, die Gardeinfanterie folgte. Blücher wurde wütend. Er meinte, der

Kaiser habe es sich in den Kopf gesetzt, im Schlosse zu übernachten.

„Der Kerl soll doch nicht in Brienne schlafen!“ rief er und ließ von Olsuwief und Sacken die Stadt trotz der eingetretenen Dunkelheit noch einmal angreifen. Es entstand ein äußerst blutiger Straßen- und Häuserkampf. Um Mitternacht befand sich Brienne wieder in russischen Händen, aber es war nur noch ein Gluthaufen.

Nun schickte Ney die Divisionen Decouz und Meunier vor. Neue wütende Kämpfe bis früh 3 Uhr. Jetzt erkannte Blücher, daß er gegen die französische Übermacht nicht mehr halten könne und befahl den Rückzug gegen Trannes.

So endete das erste heftige Zusammentreffen in diesem Feldzuge. Über 3000 Mann waren auf beiden Seiten gefallen, Blücher zog sich zwar vor der überlegenen Armee Napoleons zurück, dieselbe war jedoch ebenfalls sehr ermattet und — „der Bonaparte hat doch nicht in Brienne geschlafen.“

II.

Die Schlacht von la Rothière.

Der Kampf bei Brienne ergab ganz unerwartete Folgen. Dem Kaiser Napoleon hatte der so überaus kräftige Widerstand der schlesischen Armee die Überzeugung beigebracht, daß Blücher sich jedenfalls nur eine geringe Strecke zurückgezogen, dann Halt gemacht habe und nun verstärkt durch Teile der Hauptarmee bereit stehe, ihn von neuem zu empfangen. Um so mehr war er überrascht, bei Tagesanbruch nichts mehr vom Feinde zu entdecken.

Er entsendete sofort ein starkes Reiterkorps unter General Grouchy und dann das Korps Victor zur Verfolgung nach.

Auf dem von längerem Regen durchweichten Boden konnte

man aber nur schwer vorwärts kommen, und ein dichter Nebel verhinderte jede Übersicht. Erst nach 11 Uhr war es möglich, weiter vorzugehen, und nun entdeckte man bald die bei Trannes und la Rothière stehende Reiterei der Russen.

„Also ist es doch so, wie ich dachte! Blücher hat Verstärkungen erhalten und erwartet meinen Angriff in einer ihm sehr günstigen Stellung."

So mochte wohl Napoleon überlegen und hielt ebenfalls. Er wollte vor jeder neuen Unternehmung erst mehr Kräfte an sich ziehen und befahl daher, daß die zunächst stehenden Korps Gérard, Marmont und Mortier, sowie die Reiterabteilung des Generals Piquet herbeimarschierten. Er selbst legte heute am 30. Januar sein Hauptquartier in das Schloß von Brienne. Mit welchen Gefühlen mochte er wohl die Räume wieder betreten haben, die er 35 Jahre früher als armer Zögling zum erstenmale erblickt, und in denen er von seinem 10. bis zu seinem 15. Jahre ein bescheidenes, aber glückliches Knabenleben geführt. Was hatte doch der eine Freistelle genießende Advokatensohn Napoleone Bonaparte für einen Weg gemacht! Gleich einem Meteor stieg er, dank seinem unvergleichlichen Genie, aus dem Nichts zu einer kaum je von einem anderen Menschen erreichten Höhe, er vernichtete Staaten, schuf neue, machte sich zum Herrscher von fast ganz Europa, und es gab eine Zeit, wo der größte Teil der Erde vor ihm zitterte. Noch schneller als er den Gipfel der höchsten Macht erstiegen, sank er aber wieder von demselben herab, und jetzt, wo er als Kaiser das Zimmer wieder betrat, das er einst als Freizögling bewohnt, rang er schon mit der letzten Kraft, um einen Weg zu finden, der ihn vor gänzlichem Sturze bewahren könnte. Aber mit Stolz durfte er sich sagen, daß nicht das Nachlassen seines Genies und seiner geistigen und körperlichen Thatkraft, sondern nur die außerordentliche Übermacht seiner Feinde diesen Sturz verursachten, mit anderen Worten daß ihn ein Verhängnis ereile, welches noch stärker war als er.

Während also Napoleon sich scheute, sofort von neuem gegen Blücher vorzugehen, weil dessen Widerstand bei Brienne

ihm doch gewaltig imponiert hatte, faßte man die Lage beim Oberkommando der Hauptarmee anfangs gerade umgekehrt auf.

„Die schlesische Armee ist vernichtet. Da haben wir es ja. Das ist die Folge der unsinnigen Draufgeherei des alten Husaren und seines tollen Generalstabschefs Gneisenau. Nun bleibt nichts übrig, als sich zurückzuziehen und den Frieden unter ungünstigeren Verhältnissen zu schließen, als man es vorher thun konnte."

So schwirrte es im Gefolge der Monarchen und Schwarzenbergs umher. Die „Diplomatiker" sprachen ferner mit geheimnisvollen Mienen von großer Erschwerung der Lage. Aber sie würden durch feine diplomatische Schachzüge wieder gut machen, was der alte Haudegen verdorben habe.

Doch schon am Abend des 30. wehte ein anderer Wind.

Neue Nachrichten von Blücher trafen ein und wirkten bei den Monarchen und Schwarzenberg sofort aufklärend und entscheidend. Auch beim Gefolge sorgte einer der Ordonnanzoffiziere, ein Adjutant von echt Blücher'scher Art, daß den Herrn ein richtiges Licht aufgesteckt wurde.

Er trat in den Speisesaal des Hotel de l'Europe in Langres, in dem außer einigen Offizieren zahlreiche Herrn der Kanzeleien des Fürsten Metternich und andere Diplomaten anwesend waren. Der Adjutant wandte sich zu den Offizieren, nachdem er die übrigen Gäste kurz begrüßt hatte.

„Ah, ein Herr der schlesischen Armee. Bitte, Herr Kamerad, setzen Sie sich hierher und erzählen Sie. Sie sind also glücklich dem entsetzlichen Massakre entkommen?"

„Welchem Massakre?"

„Dem bei Brienne, wo die schlesische Armee vernichtet wurde!"

„Meine Herrn, vor allem ein Glas Wein, denn daraufhin muß ich mich stärken." Er trank in aller Ruhe das ihm gereichte Glas aus, stellte es weg, setzte sich an den Tisch und begann mit lauter Stimme, während er fest die ihn umgebenden Offiziere und Herrn vom Civil anschaute: „Welcher Hundsfott

oder welcher Dummkopf hat Ihnen denn einen solchen Bären aufgebunden?"

Verlegenes Umhersehen allerseits.

„Na, ich sehe schon meine Herrn, daß hier ein ganz klotziger Irrtum vorliegt. Weder von einem Massakre, noch von besonders bedeutenden Verlusten, noch gar von einer Niederlage bei Brienne kann die Rede sein. Wer überdies von einer Vernichtung der schlesischen Armee spricht, ist wahrscheinlich verrückt. Noch weiß man nicht genau, wie viel die Franzosen verloren haben, aber geringer als unser Verlust ist der ihrige wohl nicht gewesen. Kurzum, auf das Gefecht bei Brienne darf die schlesische Armee stolz sein."

„Das freut mich zu hören. Das klingt besser, als es heute Morgen der geheime Staatsrat von N. erzählte."

Noch eine Anzahl von Offizieren stimmte dem letzten Sprecher, einem älteren österreichischen Major bei, und man trank freudig dem preußischen Kameraden zu.

Da erhob sich vom Nebentische einer der Herrn im Diplomatenrock, trat zu den Offizieren und bemerkte in zwar sehr höflicher, aber doch etwas spitzig klingender Art:

„Der Herr Rittmeister, welcher uns soeben den gestrigen Kampf bei Brienne in ganz anderer Weise schilderte, als die Nachrichten ergeben, welche heute früh eingelaufen sind, erzählte gewiß nach bestem Wissen und hat sehr recht, den Eindruck des Echecs, den die schlesische Armee erlitten, möglichst zu mildern. Ein Echec ist und bleibt es aber doch, denn Blücher wurde aus Brienne geworfen und mußte sich zurückziehen. Es schadet dies aber nichts, sondern wird sogar die Aussichten auf einen baldigen Frieden nur vermehren. Es ist ja sicher, daß jetzt das staatsmännische Genie Seiner Durchlaucht des Fürsten Metternich eingreifen und einen Waffenstillstand mit darauffolgendem Frieden zu stande bringen wird. Die, wie ich ja gerne zugebe, sehr tapferen, ja nur allzu tapferen militärischen Heißsporne bei der schlesischen Armee dürften jetzt doch etwas abgekühlt und besonnener geworden sein."

Der preußische Adjutant hatte während dieser Rede erfragt und erfahren, daß der Herr ein oberer Geheim-Sekretär des Fürsten Metternich sei, und ihm ruhig zugehört. Als der Sprecher fertig war, erwiderte er: „Mein Herr, entschuldigen Sie, wenn ich mich nicht so gewählt ausdrücken kann wie Sie, denn ich bin kein Diplomat, sondern ein einfacher Soldat. Wenn Sie aber meinen, die Notenschmierer und Federfuchser dürften jetzt schon ihr Maul aufreißen und verpfuschen, was wir mit dem Säbel errungen haben und noch weiter erringen werden, dann sind Sie bedeutend auf dem Holzwege. Energischer wie je wird der Krieg fortgesetzt, denn die schlesische Armee ist keineswegs aus Brienne hinausgeworfen worden, sondern nur eine Strecke von wenig über eine Meile bloß deshalb zurückgegangen, um durch Heranziehen von einigen weiteren Armeekorps der Zahl nach der Armee Napoleons gewachsen oder überlegen zu werden, und die Franzosen ihr nach in die ihnen gestellte Falle zu locken. Was das staatsmännische Genie Ihres Fürsten Metternich betrifft, so will ich dasselbe unangetastet lassen. Bei der schlesischen Armee aber gilt das Wort des Marschalls Vorwärts und Gneisenaus, und so ganz fehlt es denen auch nicht an staatsmännischem Genie. Ja, ich gehe weiter und sage: Von Ihrem Fürsten Metternich bis zur letzten Ihrer Schreiberseelen herab, hat keiner so viel staatsmännischen Blick, wie der alte Blücher und wie Gneisenau, die es erkannt haben, daß es einen dauernden Frieden nur gibt, wenn der korsische Eroberer abgesetzt und unschädlich gemacht ist, und wenn wir in Paris die Friedensbedingungen mit dem Säbel in der Hand diktiert haben, statt hier mit eingezogenem Schwanze dem niedergeworfenen Feinde noch die Hand zu lecken. Hätte man die ganze Sorte von Tintenklexern zu Hause gelassen, dann wären wir vielleicht jetzt schon so weit, denn im Kriege hat der Soldat allein zu reden, jeder andere aber zu schweigen. — Nun, nichts für ungut, Herr Sekretär, aber Sie werden sehen, ich habe recht, wir schmeißen noch den Napoleon von seinem Thron herunter und ziehen in Paris ein. Darauf trinken Sie einmal mit mir. Prosit!“

Was wollte der arme Herr machen? Von allen Seiten riefen die anwesenden Offiziere dem Kameraden der schlesischen Armee begeisterten Beifall zu, die Gläser klangen fröhlich aneinander, und hätte er nicht auch mitangestoßen, so wäre er doch höchstens ausgelacht worden. Mit sauerer Miene stieß er an, was er dazu sprach, verstand man im allgemeinen Lärm nicht und niemand frug ihn ein zweites Mal darnach. Im ganzen Saale hatte aber eine vollständig andere Stimmung um sich gegriffen. Es war, als ob die Worte des preußischen Rittmeisters wie ein luftreinigendes Gewitter gewirkt hätten, und statt dumpfer Gedrücktheit herrschte laute frische Fröhlichkeit.

Eine Ordonnanz meldete dem Preußen, sein Pferd sei bereit.

Er erhob sich und rief mit erhobenem Tone: „Adieu, Kameraden. Dank für die freundliche Aufnahme und — auf Wiedersehen auf dem Schlachtfelde und in Paris!"

„Auf Wiedersehen vor dem Feinde und in Paris!" erscholl es von allen Seiten zurück, nochmals klangen die Gläser aneinander, der Preuße und die österreichischen Offiziere schüttelten sich treuherzig die Hände, die Herrn Diplomaten machten gezwungene Verbeugungen, und dann verließ ersterer rasch den Saal, bis zum Pferde begleitet von zahlreichen der Kameraden, die er hier getroffen.

Nach einem flotten Nachtritt kam er in Trannes beim Stabe Blüchers an und erzählte seine Erlebnisse. Der alte Marschall lachte herzlich los und freute sich über seinen gelehrigen Schüler. Aber auch in Langres wehte bald ein anderer Wind. Man hörte, daß es mit den Erzählungen des Rittmeisters seine Richtigkeit habe, man erfuhr, daß die Korps Gyulay und Kronprinz von Württemberg bereits mit Blüchers Armee vereinigt seien, daß Wrede nach rechts in die linke Flanke der Franzosen abmarschiert, Kaiser Alexander selbst aber mit dem Grenadierkorps von Rajewski zur Unterstützung Blüchers abgerückt sei, so daß eine neue Schlacht unter den günstigsten Verhältnissen bevorstehe. Und diese Gerüchte bestätigten sich nicht nur, sondern sie vervollständigten sich sogar noch.

Nicht nur Wrede, auch das Korps Wittgenstein war von Joinville aus in die linke Flanke des Feindes entsendet worden, und Kaiser Alexander hatte noch 2 Kürassier-Divisionen herangezogen. Als fernere Unterstützungen rückten die preußisch-russischen Garden nach Colomb.'-les-deux-Eglises. Ohne letztere standen also am 1. Februar 85,000, mit ihnen 138,000 Mann zur Verfügung. Diesen konnte Napoleon alles in allem nur etwa 48,000 Mann entgegenstellen, von denen ein großer Teil schlecht bewaffnete, mit Blusen bekleidete Rekruten waren.

O, wenn man jetzt nur einfach von drei Seiten mit Hurra drauf gegangen wäre! Dann hätte man die Franzosen trotz all ihrer Tapferkeit und trotz des gewaltigen Genies ihres Oberbefehlshabers einfach erdrückt und es hätte sich ereignet, was der preußische Rittmeister in Langres prophezeit hatte, es wäre schon hier der Macht des französischen Kaisers der Garaus gemacht, es wäre viel, viel Blut erspart worden! So weit gingen aber der Mut und die Thatkraft des Oberkommandos der Hauptarmee noch lange nicht.

Napoleon hatte gar keine Ahnung von dem gegen ihn heraufziehenden Wetter. Eine ganze Reihe von ihm ungünstigen Umständen trafen zusammen. Starker Nebel und Schneefall erschwerten die Rekognoszierung der ihm zunächst stehenden feindlichen Kräfte. Dagegen erhielt er Meldungen vom Auftreten preußischer Kavallerie in seinem Rücken, was ihn veranlaßte, das Korps Mortier nach Arcis zu entsenden; als er dieses dann nach Troyes zurückrief, kam es zu spät, um bei la Rothière richtige Dienste leisten zu können. Dazu unterschätzte er die Verbündeten, indem er Schwarzenberg keinen Angriffsentschluß zutraute und nicht glaubte, daß man Blücher zur Ausführung eines solchen Kräfte genug überlassen würde, und zuletzt scheute er sich vor Frankreich, die erste große Unternehmung mit einem Rückzuge zu beginnen. Daher blieb er stehen und mußte es erfahren, selbst und noch dazu in sehr nachteiliger Lage angegriffen zu werden.

Am 1. Februar morgens hatte Napoleon seine kleine

etwa 40,000 Mann starke Armee — das Korps Mortier fehlte — in der Thalebene bei la Rothière so aufgestellt, daß sich der rechte Flügel, das Korps Gérard bei Dienville an die Aube lehnte, die Mitte, das Korps Victor, la Rothière und Umgebung hielt und den linken Flügel im Dorfe la Gibrie das Korps Marmont bildete. 3 Gardedivisionen unter Ney und die Kavallerie des Generals Grouchy standen in Reserve. Welch ein Unterschied gegen früher! Ruhmgekrönte Marschälle wie Ney, Victor, Marmont mußten jetzt Häufleins kommandieren, die früher ein Oberst führte. War doch die ganze Armee des Kaisers heute kaum so stark wie in den glänzenden Zeiten vor 1813 oft ein einziges Korps!

Das Wetter blieb so ungünstig wie nur denkbar. Der weiche Boden war zwar gefroren, aber nur so wenig, daß man doch bei jedem Schritte durchtrat. Von der Erde stiegen Nebel in die Höhe und vom Himmel fiel so starker Schnee, daß jede Übersicht unmöglich wurde.

Vormittags erfuhr Napoleon durch seine Kavallerie und durch einen Überläufer, daß Blücher noch auf den Höhen bei Trannes, südlich la Rothière, stehe, und daß die Bayern Wredes in seine linke Flanke marschierten. Jetzt erkannte er die Notwendigkeit eines Rückzuges und begann denselben mit den Gardedivisionen Neys. Allein es war zu spät. Blüchers Vorgehen zwang ihn, die Schlacht anzunehmen.

Teils wegen des schlechten Wetters, teils weil der Oberbefehlshaber noch nicht angekommen war, war Blücher bis Mittag ruhig auf seinen Höhen stehen geblieben. Endlich, etwa um $^1/_2$12 Uhr, traf Schwarzenberg bei der Armee ein. Bald darauf erschienen der Kaiser von Rußland und der König von Preußen nebst dem Kronprinzen und dem jungen Prinzen Wilhelm von Preußen. Nun wurde beraten. Alles stand günstig. Dennoch hatte Schwarzenberg keine rechte Lust zum Angriff. Da that er einen Schritt, der gewiß einzig in seiner Art dasteht und kaum zu rechtfertigen ist, aber sich als der günstigste erwies, der überhaupt geschehen konnte. Der Oberbefehlshaber

Fürst Schwarzenberg, welcher nahezu seine ganze Macht gegenüber einem fast dreifach unterlegenen Feind versammelt hatte, trat seine Machtbefugnis an einen Unterfeldherrn, an Blücher, in dem Augenblick ab, wo es zu einer großen, vielleicht über das Schicksal vieler Reiche entscheidenden Schlacht kommen mußte. Dazu kam noch, daß von der Armee des preußischen Marschalls nur ein Korps und zwar ein russisches, von der Hauptarmee aber drei Korps und die Garden zur Stelle waren. Mochte Schwarzenberg sich nicht für geeignet halten, die Schlacht zu leiten und in großherziger Aufopferung sich selbst überwunden haben, mochte er überhaupt einen Sieg gar nicht wünschen oder es ihn verletzen, daß Kaiser Alexander ihm nicht so viel wie Blücher zutraute — wer weiß es? Jedenfalls mischte er sich nicht in die Befehlgebung, sondern betrachtete sich während der ganzen Schlacht als Zuschauer.

Noch ein weiterer Umstand kam den Verbündeten zu statten, insofern nämlich der bayerische General Graf Wrede sich nicht an den ihm früher zugegangenen Befehl Schwarzenbergs hielt, in der Flanke der Franzosen gegen Neuilly-St. Dizier zu manövrieren, vielmehr im richtigen Augenblick den linken Flügel der Franzosen direkt angriff.

Also der alte Marschall Vorwärts hatte den Oberbefehl über vier Korps und die russischen Kürassiere erhalten. Was mochte er wohl anordnen, als ihm freie Hand gelassen wurde? Nun das wußte jedermann.

„Vorwärts, von drei Seiten vorwärts, und drauf, bis der Feind zu Boden liegt!“

Das war klar und so geschah es.

Die Mitte bildeten die Russen Sackens, gefolgt von der Division des Generals Olsuwief und Reiterei in der Richtung auf la Rothière, rechts davon die Württemberger auf la Gibrie und links Gyulays Österreicher auf Dienville. Die Grenadiere Rajewskis und die Kürassiere folgten als allgemeine Reserve.

„Herrgott, ist das ein Schneegestöber. Man sieht ja kaum den Kopf des eigenen Pferdes.“

„Thut nichts. Nur vorwärts! Wir werden schon hören, wo der Feind steht, wenn es bei ihm zu krachen anfängt.“

Alles blieb im Marsch. Endlich wurde es etwas heller. Aber der Boden war so weich, daß die Pferde mit den Geschützen nicht mehr vom Fleck kamen.

Der russische Artilleriegeneral Nikitin wußte Rat.

„Die Hälfte der Geschütze abspannen, deren Pferde vor die anderen Geschütze spannen, der Infanterie vorfahren, abprotzen und dann mit allen Pferden zurückjagen, um die übrigen Kanonen heranzuholen.“

Wie befohlen, wurde es ausgeführt. Allein das hatte seinen großen Haken. Da stand nun die Hälfte der Artillerie des Sacken'schen Korps, weit vor ihrer Infanterie, ohne jede Bedeckung und eröffnete das Feuer auf die Stellung der Franzosen. Bald erkannten diese die eigentümliche Lage ihrer Gegner. Die Kavallerie der Garde unter General Nansouty setzte sich in Bewegung. Die vollständig sich selbst überlassenen russischen Artilleristen richteten ihr Feuer auf diesen gefährlichen Feind.

„Herr Oberst, sie kommen näher. Es sind Kürassiere.“

„Granaten, mit Granaten feuern!“

„Jetzt traben sie los. Sie wollen uns angreifen.“

„Kartätschen! Kinder, feuert so schnell ihr könnt. Es gilt unser Leben. Feuer! Feuer!“

„Sie setzen sich in Galopp!“

„Rein in die Geschütze, was reingeht! Feuer! — Mit Kartätschen geladen! Feuer! Feuer!“

Das war eine wahre Hölle, die hier lossprühte. Es schien, als ob die Verzweiflung den russischen Kanonieren die Kräfte verdoppelt hätte. Vor Qualm und Feuer sah man gar nichts mehr vom Feinde, die Rohre waren so heiß geworden, daß man sie kaum mehr anrühren konnte, von Zielen keine Rede mehr, von Feuerleitung noch weniger, aber es half, kein Franzose kam in die Batterien.

Die Verluste der anstürmenden Gardereiter, schließlich freilich lauter Zufallstreffer, der aufspritzende Schmutz infolge

der zahllosen einschlagenden Eisenstücke, die trübe Witterung und das so überaus heftige Feuer verhinderten die Franzosen, die ungünstige Lage der russischen Artillerie und ihren eigenen Vorteil in vollem Maße zu erkennen und auszunützen. Mehrere erneute Versuche, die Geschütze zu nehmen, mißlangen wie der erste, schließlich brachte General Nikitin auch die andere Hälfte der Kanonen herbei, das Fußvolk kam anmarschiert und die gute Gelegenheit für die französische Kavallerie, sich verschiedener russischer Geschütze zu bemächtigen, war versäumt. Zuletzt wurde das Schneegestöber wieder so heftig, daß man gar nichts sah und sogar die Geschütze ihr Feuer einige Minuten einstellen mußten.

Als es sich wieder etwas aufhellte, entdeckte General Nansouty den Aufmarsch der russischen Infanterie. Waren ihm die Kanonen entgangen, so wollte er doch das feindliche Fußvolk durch einen flotten Angriff gründlich durcheinander werfen. Mit 2500 Pferden und zahlreicher reitender Artillerie rückte er vor. Die Kavallerieregimenter des Generals Lanskoi warfen sich ihm entgegen.

„En avant! Vive l'empereur!“

Dem wuchtigen Stoße der französischen Kürassiere erlagen die leichten Husaren Lanskois. Von neuem schien der Aufmarsch der russischen Infanterie gefährdet. Da sausten die Reiter des Generals Waßiltschikof daher. In der Front und in der Seite schlug das Wetter auf die französische Gardekavallerie los. Bald war sie vollständig geworfen und wandte sich zur Flucht. Das genügte den Waßiltschikof-Kürassieren und Husaren noch nicht. Mitten in die wirre Masse stürzten sie sich hinein und hieben vorwärts, rechts und links, wie wütend um sich. Eine solche verführerische Gelegenheit konnten auch des Grafen Pahlen Kosaken nicht unbenützt vorbeigehen lassen. Flink waren sie auf ihren kleinen Kirgisenrossen neben und in dem wirren Haufen und stachen aus dem Sattel, was nicht russisch aussah. Es war vergeblich, daß General Nansouty seine letzten Reserven heranholte, daß General Grouchy seine Reiter-Regimenter ein-

hauen ließ. Alles wurde überrannt, erschlagen, erstochen. Diese ganze französische Kavallerie verschwand vom Schlachtfelde bei la Rothière und wälzte sich in grenzenloser Verwirrung gegen Brienne zurück. 28 Geschütze waren als Trophäen in den Händen der Russen geblieben.

Schade, daß man von den Höhen bei Trannes wegen des fortwährenden Schneetreibens nichts von diesem gewaltigen Erfolge der russischen Kavallerie bemerken konnte. Man hätte ihn sonst noch mehr, als es geschah, ausnützen können. So war durch denselben nur erreicht worden, daß die Infanterie der Mitte ihren Aufmarsch ungestört vollenden, die andere Hälfte der Geschütze ohne Gefahr herbeigebracht und der Angriff auf la Rothière selbst eröffnet werden konnte.

Lange ließen sich die russischen Bataillone nicht mehr halten. Nachdem Granaten und Vollkugeln sie in hinreichendem Maße angemeldet hatten, stürmten sie los.

„Warum feuern denn die vorgeschickten Schützen nicht? Herr Adjutant, reiten Sie vor und fragen Sie, was denn los ist.“

Nach kurzer Zeit kam der Offizier zurück und berichtete: „Exzellenz, die Leute können nicht feuern, weil der auf den Pfannen liegende Schnee das Pulver durchnäßt und die Gewehre nicht losgehen.“

„So? Na um so besser. Da brauchen wir uns ja nicht mit langen Einleitungskämpfen aufzuhalten. Meine Herren, sprengen Sie zu sämtlichen Abteilungen und bringen Sie denselben den Befehl, daß zum allgemeinen Sturm vorgegangen werde, sobald ich hier das Signal dazu blasen lasse.“

Kaum durfte General von Sacken annehmen, daß die Bataillone erfahren hatten, um was es sich handle, da ließ er das Zeichen geben. Nun brach es von allen Seiten plötzlich auf das arme la Rothière los, wie wenn sich mit einem Male die furchtbare Bora erhebt, über den Rand des Karst hinwegpfeift, in Nabresina und Divacca die Mauern erzittern, alle Häuser einzustürzen drohen und einzelne derselben auch wirklich

zusammenbrechen. Der Gewalt eines solchen Sturmes war die schwache Division Duhesme nicht gewachsen. In wenigen Minuten wurde sie aus dem Dorfe hinausgeworfen, 8 Geschütze blieben in den Händen der Russen und mehrere Hundert tapfere Verteidiger mußten sich schließlich als Gefangene ergeben.

Während dieses Kampfes gingen die Österreicher Gyulays gegen das Städtchen Dienville vor. 10 Bataillone und 10 Geschütze überschritten die Aube, erstiegen das die ganze Umgegend überhöhende linke Ufer derselben und feuerten von oben herab gegen den Feind im Orte. 16 Bataillone griffen ihn in der Front an. Trotzdem gelang es nicht, das Städtchen zu erobern. Hier standen die 6000 Blusen- und Kittelmänner des Generals Gérard, schlecht bewaffnet und noch schlechter bekleidet, aber von hohem Mute beseelt und vorzüglich geführt. Freilich konnten dieselben wegen der überlegenen österreichischen Artillerie keinen Vorstoß aus ihrer Stellung wagen. Ebensowenig gelang es aber den Angreifern, in dieselbe einzudringen, denn jeder Versuch hierzu wurde durch das energische Feuer der Bataillone Gérards blutig abgewiesen. So dehnte sich der Kampf hier auf dem linken Flügel der Verbündeten bis in die Nacht aus.

Rechts von den Russen Sackens waren, wie wir hörten, die Württemberger unter ihrem Kronprinzen vorgegangen. Der Wald von Beaulieu bereitete ihnen einige Schwierigkeiten. Schließlich gelang es, das darin stehende feindliche Bataillon zu verjagen und die Höhen vor dem Dorfe la Gibrie zu besetzen. Von seiner Kampfeslust getrieben ließ der Kronprinz nun auch letzteres, welches auf einer Höhe lag, angreifen, obwohl noch sehr wenig Truppen seines Korps zur Stelle waren. Deshalb gelang es auch anfangs nicht, Fortschritte zu machen. Als aber Verstärkungen eintrafen, wurde ein neuer Angriff unternommen. Jetzt wichen die dort stehenden drei französischen Bataillone zurück und die Württemberger besetzten das Dorf. Napoleon aber erkannte, daß durch den Verlust desselben die Verbindung zwischen den Korps von Victor und Marmont durchschnitten sei und schickte Unterstützungen vor. Mit anerkennenswerter Tapfer-

keit stürmten jetzt die Franzosen daher. Wirklich gelang es ihnen, die Hälfte von la Gibrie wieder zurückzugewinnen. In der anderen hielten sich jedoch die Württemberger auf das Zäheste und es entstand ein hartnäckiges Ortsgefecht. Dasselbe wurde die Ursache zu nachstehender Scene.

Auf der Straße von Trannes nach la Rothière stand Blücher mit seinem Stabe und leitete ernst und ruhig den Kampf seiner Armee. Es wurde wenig gesprochen und nur hie und da ein Adjutant mit einem Befehle entsendet. Plötzlich jagte ein württembergischer Ordonnanzoffizier heran.

„Seine Königliche Hoheit läßt um Verstärkung bitten, um das auf der Höhe gelegene Dorf la Gibrie mit allen Kräften angreifen und eine Entscheidung herbeiführen zu können."

Kurz vor dieser Bitte war eine genaue Meldung über den Stand des dortigen Kampfes eingetroffen.

Unter Berücksichtigung derselben entgegnete Blücher: „Sagen Sie dem Kronprinzen, die Entscheidung liege bei la Rothière und nicht bei la Gibrie. Deshalb könne ich ihm keine Unterstützung senden. Er soll aber statt nur mit 2 Bataillonen mit 12 — er hatte 13 zur Verfügung — angreifen, dann wird sich die Entscheidung schon finden."

Der Ordonnanzoffizier ritt mit diesem abschlägigen Bescheid zurück. Bald darauf kam der russische General Toll, welcher als Adjutant seines Kaisers keine Truppe befehligte, von rechts her angesprengt und rief schon von weitem in befehlendem Tone dem Feldmarschall Blücher auf deutsch zu: „Der Kronprinz muß Verstärkung erhalten."

Blücher, hierüber ärgerlich, entgegnete kein Wort. General Toll wiederholte mit erhöhter Stimme seinen vorherigen Ruf.

Nun bemerkte Gneisenau mit einer Stimme, der man den verhaltenen Grimm deutlich genug anmerkte: „Es wird hier an alles gedacht und vom Feldmarschall besorgt, was Not thut." Darauf hin rief General Toll: „Wer die Höhen hat, hat die Thäler." Als er hierauf keine Antwort erhielt, wiederholte er diesen Satz immer lauter. Endlich wurde es dem preußischen

Obersten Müffling zu bunt und er rief dem Russen zu: „Wer in einer Schlacht die Entscheidung auf einem falschen Punkte sucht, verdient es nicht besser als geschlagen zu werden.“

General Toll riß nach dieser Abfertigung wütend sein Pferd herum, sprengte davon und meldete die Sache dem Kaiser Alexander. Dieser ließ sich bethören und gab einer Division des Grenadierkorps von Rajewski und einer Kürassier-Division Befehl, zum Kronprinzen von Württemberg zu marschieren. Dadurch zerriß er die Armeereserve und bewirkte, daß dieselbe erst sehr spät am Abend und nur zersplittert in das Gefecht eingreifen konnte.

Während der geschilderten Kämpfe und Scenen war Graf Wrede seinem ersten Befehle gemäß rechts der Franzosen, also seitwärts ihres linken Flügels vormarschiert. Es fiel ihm aber gar nicht ein, sich nach Schwarzenbergs Ansicht in das Ungewisse zu begeben, sondern sobald er erkannt, daß der Feind bei den Dörfern La Chaise, Morvilliers und Chaumesnil stand, entwickelte er sein ganzes Korps gegen denselben. Nach Zurücklassung von etwa 20,000 Mann im Elsaß hatte er jetzt noch 25,000 Mann und zwar 3 bayerische und 1 österreichische Division zur Hand.

Als er mit so starken Kräften gegen das schwache Korps des Marschall Marmont vorrückte, beschloß dieser seine viel zu weit ausgedehnten Truppen bei Chaumesnil zu vereinen. Wrede hatte dies kaum erspäht, als er sofort die Divisionen Spleny und Rechberg dagegen ansetzte, während die Division Hardegg gegen Petit-Morvilliers vorrückte. Da die bayerischen Gewehre ebensowenig losgingen, wie die russischen, so drehten ihre Träger die Waffe um und schlugen mit den Kolben auf die Franzosen ein. Die Wucht der bayerischen Kolbenschläge imponierte diesen so gewaltig, daß sie schleunigst nach Grand Morvilliers ausrissen, aber doch nicht schnell genug, daß ihnen nicht die flinken Chevaulegers, welche sofort zur Hand waren, noch 6 Kanonen und einige hundert Gefangene abnehmen konnten. Es half nichts, daß sich die französische Kavallerie des General Doumerc zur Rettung ihrer Infanterie dazwischen warf. Als die bayerischen

Chevaulegers keine Fußgänger mehr vor sich sahen, schlugen sie eben auf die Reiter los und warfen auch diese. Nicht minder schlimm ging es der vor Chaumesnil stehenden französischen Brigade Joubert. Eiligst mußte sie weichen und nun stürmten die beiden bayerischen Divisionen Rechberg und de la Motte auf das Dorf selbst los.

Während also bis etwa 4 Uhr nachmittags in der Mitte die Russen Sackens und auf dem rechten Flügel die Bayern Wredes entschiedene und große Vorteile erreicht hatten, mühten sich noch die Württemberger in la Gibrie in hartnäckigem Kampfe ab und machten die Österreicher Gyulays verschiedene vergebliche Versuche, sich Dienvilles zu bemächtigen.

Napoleon erkannte aber, daß er Gefahr lief, seine Linie in der Mitte durchbrochen und von rechts aufgerollt zu sehen. Deshalb: „En avant ma garde!“

Mit freudigem Zurufe, wie in der stolzesten Zeit von früher, beantwortete diese brave Truppe den Befehl ihres Kaisers. Folgen wir zuerst der Division Rothenburg, welche heute der tapfere Marschall Oudinot befehligte.

Die Thurmuhr von la Rothière schlug gerade 1/25 Uhr, wegen des Schneefalls und der eintretenden Dämmerung sah man keine 50 Schritte vor sich, da erscholl es plötzlich von drei Seiten außerhalb des Ortes: „Vive l'empereur! vive l'empereur!“ Obwohl die Russen ein verheerendes Feuer den neuen Angreifern entgegenwarfen, drangen diese doch in das Dorf, erreichten die Mitte desselben und fuhren hier sogar vier Geschütze auf. Es waren eben die Garden. Zugleich jagte französische Kavallerie herein und hätte beinahe den General von Sacken selbst gefangen. Die Sache stand ziemlich schief für die Russen, aber der alte Blücher war hieher geritten und sah nun diese Episode mit eigenen Augen. Sofort schickte er einen Adjutanten zu dem hinter la Rothière in Reserve haltenden General von Olsuwief.

„Sofort mit dem Bajonett angreifen und die französischen Garden aus la Rothière hinauswerfen!“

Dann stellte sich der greise Feldmarschall mitten im Dorfe

im ärgsten Kampfe, trotz des feindlichen Kartätschfeuers auf, zeigte den ankommenden russischen Bataillonen, wo sie anstürmen sollten, und begeisterte sie durch sein hellschneidiges: „Pascholl! Pascholl!“

Trotz ihrer wahrhaft heldenmütigen Tapferkeit konnten die französischen Garden diesem übermächtigen, mit vorzüglicher Bravour ausgeführten Sturme auf die Dauer nicht widerstehen. Aber sie wichen noch lange nicht. Mit außerordentlicher Geschicklichkeit hielten sie Haus um Haus, und es entstand wieder ein ähnlich wütender Straßenkampf wie damals bei Möckern. Bis in die dunkle Nacht dauerte er fort. Da zog Blücher noch den Rest des Grenadierkorps von Rajewski und eine Brigade vom Korps Gyulay heran. Das half. Mit solcher Gewalt wurden die Franzosen endlich aus dem Dorfe geworfen, daß es ihren Generalen erst weit rückwärts, jenseits der Aube, gelang, sie zum Stehen zu bringen und etwas zu sammeln.

Hätte Kaiser Alexander nicht in das Kommando Blüchers eingegriffen und die Hälfte des Grenadierkorps und der Kürassiere, wie wir schon gehört, zu den Württembergern entsendet, so daß dem Marschall noch frische Kräfte zur Verfolgung zur Hand gestanden hätten, mit der ganzen Armee Napoleons wäre es noch jetzt aus gewesen und mit seiner Macht überhaupt wahrscheinlich auch.

Sehen wir uns nun nach der gegen die Bayern entsendeten Gardedivision des Generals Meunier um. Erstere hatten unterdessen das im Rücken der Verteidiger von la Gibrie gelegene Chaumesnil erstürmt. Nun rückte Meunier an, um diesen maßgebenden Punkt wiederzunehmen. Die Reste der Gardedivision La grange folgten ihm. Wie ihre Korpskameraden, so stürmten auch diese Garden mit vorzüglicher Tapferkeit vor. All ihre Anstrengungen waren aber vergebens, die Bayern wichen und wankten nicht. Aber sie wehrten sich und wie, und ihre Chevaulegers brachen plötzlich vor und eroberten durch eine flotte Attacke mitten in die französische Stellung hinein fast des Feindes ganze Artillerie, nämlich 16 Geschütze. Jetzt rückte Wrede zum

Gegenstoß vor. Umsonst stellten die Garden, Marschall Marmont und der Reitergeneral Grouchy ihnen entgegen, was sie nur hatten, die Bayern schlugen alles nieder. In entsetzlicher Verwirrung wurden die Franzosen gegen den Wald von Ajou geworfen. Dieselbe erhöhte sich noch, als jetzt, nachdem die Franzosen auch la Gibrie geräumt, 12 württembergische Eskadrons und die Freischar des Prinzen Biron von Curland (1400 Russen und 600 Preußen) ebenfalls in den Knäul einhieben. Napoleon selbst ließ eine starke Batterie bei dem genannten Walde zur Unterstützung seines linken Flügels auffahren. Auch dies war umsonst. Seufzend sah er es ein. Er kannte aber auch seit 1809 von der Abens und von Landshut her diese Bayern. Freilich damals schlugen sie sich für ihn, jetzt gegen ihn. So hatten sich die Zeiten geändert! Bis Brienne jagten die bayerischen und württembergischen Reiter dem über Hals und Kopf fliehenden Feinde nach. Erst die völlige Dunkelheit hielt sie auf. Der geschlagene Gegner befand sich in völliger Auflösung.

Auch aus la Rothière waren die russischen Reiter des Generals Waßiltschikof, die sich heute ja schon so sehr ausgezeichnet hatten, dem fliehenden Feinde gefolgt und hatten ebenfalls die gänzliche Auflösung auch der Mitte von Napoleons Armee bewirkt. Nur ihre geringe Zahl und die Duukelheit verhinderten sie, den geschlagenen Gegner ganz zu vernichten.

Es war 8 Uhr abends vorüber. Mit Ausnahme des Korps Gérard, das sich immer noch, und zwar bis gegen Mitternacht in Dienville gegen die Österreicher hielt und auch dann erst auf Napoleons Befehl abzog, waren die Franzosen in voller Flucht gegen Brienne.

Wieder machte sich jenes Eingreifen des Kaisers Alexander nachteilig geltend. Die nutzlos im Nebel nach rechts abmarschierte Grenadier-Division jetzt geschlossen zur Stelle, und das Korps Gérard wäre abgeschnitten worden und rettungslos verloren gewesen. Es war aber nicht da. Auch Schwarzenberg konnte sich selbst jetzt noch zu keiner Initiative aufraffen, obwohl

er durch ein Vorrückenlassen des zunächst stehenden Korps Colloredo die geschlagenen Franzosen in die gefährlichste Lage bringen konnte.

Mit der Verfolgung sah es daher nicht besonders glänzend aus. Dennoch konnte der Kaiser Napoleon seinen so sehr mitgenommenen Truppen keine Ruhe gewähren. Nachdem sie bei Brienne nur einigermaßen geordnet waren, ließ er sie noch in der Nacht aufbrechen und führte sie bis Lesmont und dort über die Aube. Erst jetzt durften sie, aber auch nur wenige Stunden ruhen. Dann wurde der Rückmarsch weiter fortgesetzt.

Ziemlich spät in der Nacht ließ Blücher den immer noch bei Trannes auf einer Höhe haltenden Monarchen den glücklichen Ausgang der Schlacht durch den Adjutanten von Nostitz melden. Hoch erfreut über die gute Botschaft umarmte Kaiser Alexander den Überbringer derselben und trug ihm auf: „Sagen Sie dem Feldmarschall, er habe heute allen seinen früheren Siegen die Krone aufgesetzt.“

Wie ganz anders klang dies, als man vor 2 Tagen vom alten Blücher, vom tollen Husaren, vom blinden Draufgeher u. s. w. sprach. Schwarzenberg stand still daneben und ließ kein Wort von sich hören. Erst nach einiger Zeit bezwang er sich, dem Adjutanten auch seine Glückwünsche für den Marschall aufzutragen.

Am nächsten Morgen ließen sich die Folgen der Schlacht bei la Rothière deutlich übersehen.

Man hatte etwas über 5000 Mann verloren. Dafür waren von den Russen Sackens 34, von den Bayern Wredes 22, den Russen und Preußen des Prinzen Biron 7, den Württembergern 6 und den Österreichern Gyulays 4 Kanonen erobert worden, und über 3000 Gefangene befanden sich in den Händen der Verbündeten. Außerdem hatten die Franzosen ebenfalls an 5000 Tote und Verwundete eingebüßt.

Wiewohl die Armee Napoleons unter der Anführung des Kaisers selbst sich ganz vorzüglich geschlagen und einen heldenhaften Widerstand geleistet hatte, diese erste große Schlacht des

Feldzuges von 1814 war doch für sie verloren gegangen, und auf dem Boden von Frankreich selbst hatte Napoleon eine schwere Niederlage erlitten. Dadurch war dem ganzen Lande aufgedeckt, daß der Kaiser trotz seines Genies und trotz der ausgezeichneten Eigenschaften seiner Armee nicht im stande war, dem vereinten Angriff der Verbündeten zu widerstehen, daß es mit seiner Macht zu Ende gehe, daß eine Katastrophe bevorstehe, daß sein Thron wanke. Diese moralische Folge der Schlacht von la Rothière wirkte noch schädlicher für ihn, als der physische Verlust an Menschen und Material in derselben.

Wer aber glaubte, daß der französische Kaiser nunmehr verzweifeln und sich thatlos trüben Gedanken hingeben würde, der täuschte sich sehr. Noch einmal raffte er sich auf, noch einmal zeigte sich sein gewaltiges Genie in der alten, die Welt in Erstaunen setzenden Größe, und von neuem wand er Siegesbänder um die französischen Fahnen. Aber es war nur ein letztes Aufflackern der erlöschenden Flamme seiner Macht, seine Uhr war abgelaufen, er mußte erliegen.

III.

Napoleons Stoß gegen Blücher.

Champaubert, Montmirail, Château-Thierry, Vauchamps.

Während des Vormarsches der Verbündeten über den Rhein und nach Frankreich war das russische Korps des General von Wintzingerode in der Stärke von 13,000 Mann in Holland eingerückt. Daselbst war General Decaën wieder von Napoleon abberufen und nunmehr dem General Maison die Führung der französischen Kräfte anvertraut worden. Allein auch diesem energischen General wollte es trotz der ihm geschickten Verstärkungen nicht gelingen, sich gegen Bülows Preußen zu halten. Außer den Russen Wintzin=

gerodes waren jetzt auch das neugebildete III. deutsche Armee-Korps unter dem Herzog von Weimar und 6000 Engländer unter General Graham in Holland einmarschiert. Dadurch wurde es möglich, das Korps Bülows nunmehr zur schlesischen Armee nach Frankreich zu ziehen, und teils den eigenen Wünschen, teils einem Befehle des Oberkommandos folgend, brachen die Preußen am 30. Januar aus der Gegend von Breda auf, um über Mons den Anschluß an die Truppen Blüchers zu suchen. Leider wurde die 8000 Mann und 1400 Pferde starke Brigade Borstell unter Befehl des Herzogs von Weimar in Holland zurückgelassen. Die Russen Wintzingerodes folgten später ebenfalls nach Frankreich nach.

Am Tage nach der siegreichen Schlacht von la Rothière hielt man bei den Verbündeten vor allem einen großen Kriegsrat über die wichtige Frage: Was nun?

Dabei ergab sich als erste große Schwierigkeit die Entscheidung über die Fortführung des Oberbefehls. Blücher hatte jetzt Napoleon geschlagen und vertrat mit seiner Umgebung, den Generalen Gneisenau, Müffling, York, Sacken u. s. w., den Gedanken einer Verfolgung der Franzosen bis zur Vernichtung ihrer Armee, zur Absetzung ihres Kaisers und zur Einnahme von Paris.

Dies war auch die entschiedene Ansicht und der Wille des Kaisers Alexander. Darum hätte er wohl zugestimmt, dem alten Blücher den Oberbefehl über den größten Teil der Armeen zu übergeben und ihn nach seiner Art den Krieg vollenden zu lassen. Dagegen paßte dies gar nicht zu den Wünschen des Kaisers Franz, der Diplomaten und selbst vieler Generale. Ersterer wollte seinen Schwiegersohn Napoleon auf dem Throne erhalten und nur zu einem annehmbaren Frieden bewogen sehen, die Diplomaten nach der Schule und dem Beispiele Metternichs wollten nur um jeden Preis einen raschen Frieden, weil sie überhaupt das russische Übergewicht und das Aufblühen des preußischen Einflusses auf Grund der Siege der preußischen Waffen fürchteten, einzelne Kleinstaatsdiplomaten wühlten gegen die Kriegspartei, nur um

sich wichtig zu machen, und viele Generale, wie Schwarzenberg und sogar der Adjutant des Königs von Preußen, General von Knesebeck, überschätzten noch die Macht Napoleons und rieten aus Besorgnis vor energischen Schritten ab.

Unter solchen Umständen war an einen Oberbefehl Blüchers gar nicht zu denken. Kaiser Franz hätte seine Truppen auch nie einem preußischen General, selbst nicht Blücher, unterstellt. Deshalb war das Ergebnis des Kriegsrates in Brienne eine neuerliche Teilung der Streitkräfte der Verbündeten. Es wurde beschlossen, daß die nunmehr aus den Korps von York, Sacken, Olsuwief, sowie den vom Rheine her anmarschierten Korps von Kleist (Preußen) und Kapzewitsch (Russen) bestehende schlesische Armee sich nordwärts an die Marne zu wenden, die Hauptarmee aber die Verfolgung Napoleons zu übernehmen habe. Erstere sollte über la Ferté sous Jouarre, letztere über Troyes gegen Paris vordringen. Es hatten also der Kaiser Alexander und der sich stets ihm anschließende König Friedrich Wilhelm wenigstens erreicht, daß der Krieg und der Marsch gegen die feindliche Hauptstadt fortgesetzt würden. Dem Kaiser Franz und der so überaus zahlreichen Friedenspartei war es aber gelungen, durch Verzögerungen und Verlangsamung der kriegerischen Unternehmungen es Napoleon zu ermöglichen, daß er sich der nach la Rothière fast sicheren Vernichtung entziehen und neu kräftigen konnte. Insbesondere war von einer Verfolgung des Sieges seitens der Hauptarmee jetzt noch weniger die Rede, als damals nach der Schlacht bei Leipzig. Mit Ausnahme Wredes, der mit seinen Bayern wenigstens das Dorf Rosnay energisch angriff und, wenn auch vergeblich, versuchte, den Marschall Marmont schneller über die Voire zu werfen, als dieser wollte, war von einer eigentlichen Verfolgung kaum die Rede. Daher gelang es auch den Franzosen, nach einigen glücklichen Rückzugsgefechten, sich ganz dem Bereiche der Hauptarmee zu entziehen und aus deren Augen zu verschwinden.

Die Lage Napoleons war nach dem Tage von la Rothière eine fast verzweifelte. Seine Armee, fürchterlich zerzaust, dem

Hunger und den Strapazen fast erliegend, glaubte nicht mehr an das Kriegsglück ihres Kaisers und wälzte sich in düsterer Mutlosigkeit gegen Troyes zurück. Tausende von neu eingestellten Rekruten verließen ihre Fahnen. Dazu kam noch ein an und für sich ganz unbedeutender doch maßgebender Umstand. Infolge der vielen verschiedenen preußischen, russischen, österreichischen und deutsch-kleinstaatlichen Uniformen wußte man im Lager der Verbündeten oft nicht sicher, ob man verbündete oder feindliche Truppen vor sich habe. Deshalb führte man als Erkennungszeichen eine weiße Binde um den linken Arm ein. Weiß war aber die Farbe der alten französischen Herrscher aus dem Hause Bourbon. Deren Anhänger benützten nun diesen geringfügigen Zufall, um in der Armee Napoleons zu verbreiten, die Verbündeten wollten, wie das weiße Zeichen sicher verrate, die alte Königsfamilie wieder in Frankreich auf den Thron setzen. Dadurch entfremdeten sie manchen Streiter der Sache des französischen Kaisers. Wohl jeder hätte in solcher Lage an einer Wendung des Geschickes verzweifelt und sofort die angebotene Friedenshand ergriffen, um zu retten, was noch zu retten war. Auch Napoleon dachte einige Zeit in ähnlicher Weise und schickte seinen vertrauten Minister Caulincourt nach Chatillon, wo die verbündeten Monarchen weilten, mit der Vollmacht, um jeden Preis Waffenstillstand oder selbst mit Opfern Friede zu erlangen. Allein trotzdem versäumte er nichts, um seine kriegerischen Aussichten zu verbessern.

Schon sein Rückzug war ein Meisterstück. Er wich nämlich nach der Schlacht bei la Rothière nicht in gerader Richtung an der Aube zurück, sondern bog schon bei Lesmont in scharfem Bogen gegen Südwesten um, damit er Troyes erreichen und sich den eventuell gegen Paris vordringenden Verbündeten zum zweitenmale vorlegen könnte. Dort trafen ihn jedoch neue Hiobsposten. Macdonald hatte Châlons und Vitry vor dem ihm nachfolgenden Truppen Yorks räumen müssen und Caulincourt schickte Mitteilung, daß die verbündeten Monarchen verlangten, Frankreich sollte in seine alten Grenzen von 1792

eingeengt werden. Dagegen aber waren die großen Schläge, welche er in militärischer Beziehung gefürchtet, nicht eingetreten. Schwarzenberg und Blücher waren ihm nicht mit vereinter Macht gefolgt, um ihn zu vernichten; ersterer hatte ihm 7 volle Tage Ruhe gelassen und letzterer sich gegen seinen Unterfeldherrn Macdonald gewendet. Außerdem, und das war die Hauptsache, trafen täglich kriegserprobte, tüchtige Regimenter der spanischen Armee ein, seine eigene ließ sich wieder mit Hilfe derselben neu bilden und bis zum 7. Februar hatte er nicht nur die Verluste von und nach la Rothière ersetzt, sondern sogar seine Streitkräfte nicht unbeträchtlich vermehrt. Zudem liefen von Macdonald Meldungen ein, daß Blüchers Armee in vereinzelten Teilen vordringe.

Wenn er dieselben nacheinander schlagen und zurückwerfen könnte! Dann ließe sich Zeit gewinnen und das Vertrauen von Volk und Heer neu beleben!

Kaum war dieser Gedanke in ihm aufgetaucht, so ging er auch sofort mit seiner unvergleichlichen Thatkraft an die Ausführung desselben. Caulincourt erhielt ohne jede weitere Erklärung die Mitteilung, daß er, der Kaiser, die vorgeschlagenen Bedingungen verwerfe, und mit frischem Mute machte er sich an die Ausführung seines Planes. Als er die Depesche an Caulincourt abgeschickt hatte und der Herzog von Bassano mit ihm darüber sprach, entgegnete er in fröhlichster Stimmung:

„Jetzt ist von ganz anderen Dingen die Rede, als sich in so schimpfliche Bedingungen fügen. Ich bin in diesem Augenblick dabei, Blücher in Gedanken zu schlagen. Er rückt über Montmirail vor. Ich breche auf und werde ihn morgen, werde ihn übermorgen schlagen. Die Lage der Dinge muß sich gänzlich ändern und dann werden wir sehen!“

So am 7. Februar abends der am 1. Februar vollständig besiegte, mit der Vernichtung seines ganzen Heeres fast sicher bedrohte Kaiser Napoleon! —

In nicht besonders guter Laune kehrte der alte Blücher am 2. Februar von dem schon erwähnten Kriegsrat in Brienne

zurück. Noch am gleichen Tage ließ er das Korps Sacken und die Division Olsuwief 15 Kilometer in der Richtung auf Châlons abmarschieren und folgte ihnen nach, nur: „um möglichst schnell von der Gesellschaft los zu sein.“

Seine Aufgabe war die doppelte, dem Marschall Macdonald in die Flanke zu marschieren, um sich als Wall dessen Verbindung mit der Armee Napoleons bei Troyes vorzuschieben, und zweitens die Korps von Kleist und Kapczewitsch an sich zu ziehen.

Unterdessen waren York und Wittgenstein mit ihren Korps bis nach St. Dizier gelangt und hatten diese Stadt eingenommen. Nunmehr erhielt letzterer Befehl, sich wieder an die Hauptarmee anzuschließen, ersterer sollte sich in der Richtung auf Châlons und Vitry gegen Macdonald wenden. Es war ein eigener Zufall, daß York sich nunmehr wieder mit seinem einstigen Vorgesetzten, von dem er bei Tauroggen abgefallen war und dem er bei dessen erstem Kampfe auf deutschem Boden, nämlich an der Katzbach, auch schon gegenübergestanden, messen mußte. Er that es, wie es immer in seiner Art lag, etwas zögernd außerhalb, aber um so energischer und schneidiger in der Schlacht. Das Glück lohnte den Kriegseifer und die Ausdauer der Preußen in reichem Maße. Am 3. Februar gelang es der Reservereiterei des Generals von Jürgaß und der Kavallerie, der Vorhut unter General von Katzeler, den Feind bei la Chaussée zu überfallen. Noch vor Tagesanbruch waren die preußischen Reiter aufgebrochen. Als man die Tritte ihrer Rosse und das Rasseln ihrer Säbelscheiden vernahm, wollten die Franzosen sich noch eiligst in Schlachtordnung aufstellen. Signale ertönten, die Regimenter gelangten gerade noch dazu, zwei Treffen, welche aber fast dicht hintereinander standen, zu bilden, die Generale Sebastiani und Excelmans bemühten sich, zu erkennen, was denn los sei, da tauchten im Morgennebel dunkle Linien auf, dieselben näherten sich mit Windeseile, plötzlich schrie es aus Tausenden von Preußenkehlen „hurra, hurra“ und gleich darauf schmetterten deutsche Säbel auf wälsche Schädel los. Den überraschten

Franzosen blieb nichts übrig, als stehenden Fußes auf etwa sechs Schritt eine natürlich beinahe wirkungslose Pistolensalve abzugeben und dann zu fliehen. Gleich Keilen hatten sich aber die preußischen Reiter zwischen die feindlichen eingeschoben und hieben nun nach rechts und links um sich und warfen aus dem Sattel, was nicht schnell genug ausreißen konnte. Bald war die ganze Kavallerie Macdonalds geworfen und er mußte sich nach Châlons zurückziehen. York ließ die Brigade Pirch vor Vitry und marschierte mit allen übrigen Truppen gegen Châlons. Am 4. Februar nachmittags war das ganze Korps gegen diese Stadt aufmarschiert. York selbst rekognoszierte, wo sich der Sturm am besten unternehmen lasse. — Vorsichtig, wie er aber immer war, wollte er zuerst noch ein nächtliches Bombardement versuchen. Dasselbe wurde auch in Scene gesetzt und bewirkte an mehreren Stellen Brände. Während desselben hatte die 2te Brigade die Vorstadt St. Memmie erstürmt und nach heftigem Kampfe sich daselbst behauptet. Das verursachte Hunger und Durst. Verpflegung gab es aber nicht. Was thun? Ei nun, man untersuchte die Häuser und fand glücklicher- oder unglücklicherweise einen riesigen Keller mit vielen Tausenden von Champagnerflaschen. Da mußten die Ostpreußen kosten und noch einmal und so viele viele Male weiter. Schließlich war die ganze Brigade so angezecht, daß York, der ob solcher Scenen nicht wenig wetterte, sie durch die Brigade Horn ablösen lassen mußte. Bei der war bald das gleiche Lied los. Hatten beide Brigaden doch an diesem Abend über 50,000 Flaschen Champagner ausgetrunken! Hätte jetzt der Feind einen Ausfall gemacht, wer weiß, was geschehen wäre! Allein bei den Franzosen spielte die gleiche Geschichte, denn auch sie waren in große Champagnerkeller geraten, hatten die daselbst eingekorkten Teufelchen losgelassen und fühlten nun deren Rumoren im eigenen Schädel. Ein glückliches Ereignis verhütete, daß ernste Folgen daraus entstanden. Die Einwohnerschaft von Châlons schickte nämlich eine Deputation zu York und bat um Einstellung des Feuerns. Er sagte es zu, wenn Macdonald

abzöge. Derselbe war damit einverstanden und ließ Châlons und Vitry räumen. Am nächsten Tage hielten Yorks Truppen, nachdem man in Châlons die Scherben der Champagnerflaschen etwas auf die Seite geräumt hatte, ihren Einzug. Dort gönnte aber der alte Isegrimm, der seinen Leuten ob der gestrigen Champagnersuite tüchtig zürnte, ihnen keine Ruhe. Noch am selben Tage mußten sie weiter gegen Epernay.

Es war nämlich der Befehl Blüchers zum Vormarsche gegen Paris eingetroffen. Bei der Ausführung desselben machte nun der Feldmarschall auch einmal einige wenn auch entschuldbare Fehler. Aber es waren eben Fehler, und sie rächten sich bitter. In erster Linie vertraute er zu fest darauf, daß Schwarzenberg auf Grund der in Brienne getroffenen Vereinbarung nunmehr sofort hinter dem geschlagenen Napoleon nach- und auf Troyes vorrücken, also die linke Flanke der schlesischen Armee decken werde. Dann nahm er an, daß die Franzosen so zersprengt und zerzaust wären, daß sie bis vor Paris an gar keinen Widerstand mehr denken könnten. Infolge dieser beiden falschen Voraussetzungen ließ er die einem Napoleon gegenüber so sehr notwendige Vorsicht etwas außer acht, dachte nur daran, Macdonald abzuschneiden, und ordnete deshalb den Vormarsch der schlesischen Armee nicht auf einheitliche Art an. Dieselbe ging in vier getrennten Korps gegen Paris los. Weit voraus marschierte auf der Straße über Montmirail gegen la Ferté sous Jouarre das russische Korps von Sacken. Einen ganzen Tagemarsch dahinter folgte die Infanteriedivision Olsuwief, bei der sich der Feldmarschall selbst befand, noch einen und zwar großen Tagemarsch rückwärts folgten die Korps von Kleist und Kapczewitsch und einen vollen Tagemarsch rechts seitwärts im Marnethal rückte York vor. Während dieser Zeit wich Macdonald gegen Paris aus. Napoleon war aber vor der endlich mit entsetzlicher Langsamkeit gegen Troyes ankommenden Hauptarmee der Verbündeten bis Nogent an der Seine zurückgegangen. Schwarzenberg, der also um vier bis fünf Tagemärsche gegen die schlesische Armee zurückblieb und dadurch

deren linke Flanke vollständig bloß gab, beabsichtigte überdies, den hinter Troyes vermuteten Feind links zu umgehen und zog deshalb den mit der Erhaltung der Verbindung zwischen beiden Armeen beauftragten Kosakengeneral Seslawin ebenfalls an sich. Um den großen nun zwischen beiden Armeen entstehenden leeren Raum zu decken, sollte das Kleist'sche Korps südlicher, als es Blücher bestimmt hatte, nämlich gegen Champenoise vorrücken. Dies trug nur dazu bei, den Marsch des Korps zu verzögern. Am 9. Februar abends standen die verschiedenen Armeeabteilungen wie folgt:

Im Norden an der Marne bei Dormans York, südlich davon zwischen Montmirail und la Ferté sous Jouarre Sacken, hinter diesem bei Champaubert Olsuwief, dahinter fast ohne Bedeckung Blücher in Etoges, noch weiter zurück bei Vertus Kleist, hinter diesem Kapczewitsch, die Hauptarmee immer noch bei Troyes, Napoleon nördlich Nogent, Macdonald vor Sacken bei la Ferté sous Jouarre.

In der Nacht zum 10. trafen im Hauptquartier Blüchers bestimmte Nachrichten über den Anmarsch Napoleons gegen seine linke Flanke ein. Der Marschall erkannte sofort die ihm drohende Gefahr und schickte schleunigst an alle Korps den Befehl: „Schneller Rückzug gegen Vertus, um hier die ganze schlesische Armee zu sammeln." —

Es war zu spät. —

Am 10. Februar nachmittags sechs Uhr saßen der alte Blücher und sein Stab bei einem sehr frugalen Abendessen in dem einzigen Wirtshaus des kleinen Dorfes Etoges. Im Orte befanden sich außer der Stabswache nur 21 Reiter zur Bedeckung des ganzen Hauptquartiers der schlesischen Armee. Der Marschall war sehr schlecht gelaunt und äußerte sich ohne Scheu über den Grund hievon.

„Ist doch die reinste Schweinewirtschaft bei dem Schwarzenberg. Läßt der den Kerl von einem Bonaparte ruhig bei Troyes stehen und sich verstärken, wo er doch einfach zuschlagen und ihm vernichten konnte. Und nun will er ihm noch links um-

gehen und läßt mir allein in der Luft hängen! Jetzt haben wir die Stänkerei, daß der Napoleon mir am Ende noch zwischen meine Korps hereinstößt. Millionen Donnerwetter! Und an allem ist dieser Kerl von Metternich schuld. Ich sollte diese Schubiake von Diplomatiker in meinem Hauptquartier haben! Ich wollte ihnen — Gott verdamm' mir!"

Während keiner der anwesenden Generale dem ergrimmten Marschall etwas entgegnete und eine kleine Stille eingetreten war, wurde plötzlich die Saalthüre mit äußerster Hast aufgerissen, ein mit Schmutz bedeckter russischer Offizier stürzte herein und rief fast atemlos: „Olsuwiefs Korps ist überfallen, Champaubert von französischer Reiterei, welche Kanonen bei sich führt, eingenommen, unsere Infanterie in die Flucht geschlagen, der Feind kann jeden Augenblick in Etoges eintreffen!"

Das war eine nette Überraschung! Wie der Blitz sprangen der Feldmarschall und die Offiziere in die Höhe, die Weinflaschen und Gläser fielen durcheinander, die Herren eilten schleunigst in das Freie, Adjutanten ordneten das Satteln der Pferde an, Gneisenau und Müffling entsendeten Reiter der Stabswache und berittene Ordonnanzen gegen das kaum vier Kilometer entfernte Champaubert, um Nachrichten einzuziehen, und nun wurde beratschlagt.

Die Korps der schlesischen Armee konnten gerade in diesem Augenblick kaum ungünstiger verteilt sein, als sie es waren. Sie standen nämlich über 60 Kilometer auseinander. Gerade in der Mitte, wo der Feind andrängte, bei Champaubert, befand sich die schwächste Macht, nämlich die kaum 5000 Mann Infanterie starke Division Olsuwief mit nur 24 Geschützen und ohne Reiterei. Und wie mochte dieselbe wohl jetzt aussehen? Wenn man nur gewußt hätte, was der Vorstoß des Feindes bedeute? Dann hätte man selbst jetzt noch die sämtlichen Korps durch Nachtmärsche gegen Champaubert vereinen und Napoleon doch hinreichend stark begegnen können. Aber man hielt den Überfall für eine Demonstration des Gegners, um dem so sehr bedrängten Macdonald etwas Luft zu machen und schickte an

alle Korps Befehl, stehen zu bleiben, bis man über die feindlichen Bewegungen im Klaren sei.

Nun ritt Blücher mit seinem Stabe gegen Vertus zurück. Während des Marsches traf ein zweiter russischer Offizier ein. Auf die Aufforderung des Feldmarschalls berichtete derselbe: „Wir ahnten nichts von der Nähe des Feindes, als derselbe heute vormittag um 11 Uhr plötzlich mit gewaltigen Massen über den Petit-Morin-Bach vordrang und unsere dortigen Posten auf Champaubert zurückwarf. Bald erkannte man seine Überlegenheit. Wir hätten uns jetzt noch in den Wald von Etoges zurückziehen können. Allein General von Olsuwief wies alle Rückzugsvorschläge ab, indem er bemerkte, er habe noch genug an dem, was er von Euer Exzellenz und von General von Sacken nach seiner zu frühen Räumung von Brienne gehört hätte. Also wir stellten uns am Rande der Hochebene auf und wollten den Franzosen das Ersteigen derselben verwehren. Nun beschäftigten sie uns heftig genug in der Front und ließen zugleich unsere beiden Flügel durch neue Massen umgehen. Jetzt erfuhren wir durch Gefangene, daß wir den Kaiser Napoleon selbst mit seiner ganzen Armee gegen uns hätten. Da war es Zeit, nun doch den Rückzug anzutreten. Aber die Franzosen hatten uns unterdessen die Wege sowohl zu Euer Exzellenz, als zum Korps des Generals von Sacken schon abgeschnitten. Daraufhin beschloß General von Olsuwief, sich zum Walde von Etoges durchzuschlagen. General Paltaratzki warf sich trotz unaufhörlicher feindlicher Reiterangriffe nach Champaubert und hielt es unter höchster Anstrengung, bis die übrigen Bataillone den Marsch gegen den Wald angetreten hatten. Dann folgte auch er. Unterwegs wurden wir mehreremals von Küraffieren angegriffen und von Geschützen beschossen. Als wir uns dem Walde näherten, erhielten wir aus demselben schon Infanteriefeuer. Trotzdem stürmten wir drauf und versuchten uns durchzuschlagen. Es gelang aber nur einem Teil des Korps. General von Olsuwief selbst und der größte Teil der Infanterie wurden gefangen. Ich schlug mich zugleich mit dem General Karnilof

durch und erhielt von diesem Befehl, was ich soeben berichtete, Euer Exzellenz zu melden. Was aus dem General Paltaratzki mit der Nachhut geworden ist, weiß ich nicht. Aber ich fürchte, daß er ebenfalls gefangen oder gefallen und alle seine Leute verloren sind."

Das waren schlechte Nachrichten. Sehr verstimmt hörte sie der alte Blücher an und sprach kein Wort. In kurzer Zeit traf er in Vertus ein, wo er beim Korps Kleist blieb. Nach und nach kamen auch die Versprengten von der Division Olsuwief an und schließlich erfuhr man, daß von derselben nur die Generale Karnilof und Udom, etwa 1600 Mann und 15 Geschütze entkommen waren. Außerdem wurde es gewiß, daß jedenfalls ein großer Teil der französischen Armee unter der persönlichen Führung des Kaisers sich zwischen die Korps der schlesischen eingedrängt habe. Leider nahm man im Hauptquartier Blüchers noch immer an, daß die Hauptkräfte des Feindes doch gegen Schwarzenberg stehen müßten, da dieser sonst sicher nachdrängen würde. Darauf fußend, erhielten die Korps von Kleist und Kapczewitsch den Befehl, sich nach links zu wenden, um durch eine Bedrohung der linken Flanke des gegen Champaubert vorgedrungenen Feindes diesen zum Rückzuge gegen Sezanne zu zwingen. Allein man täuschte sich wieder. Schwarzenberg that nichts. Daher konnte Napoleon sich begnügen, wenige schwache Kräfte gegen ihn stehen zu lassen, während er selbst sich um die Linksbewegung von Blücher vorläufig fast gar nicht kümmerte.

Mit 35,000 Mann hatte der französische Kaiser die schwache Abteilung des Generals von Olsuwief angegriffen und sie, wie wir erfahren, nahezu vernichtet. Jetzt stand er mitten in der schlesischen Armee und wußte, daß er rechts von sich Blücher mit den Korps Kleist und Kapczewitsch sowie den Resten der Division Olsuwief, zusammen höchstens 17,000 Mann, links von sich Sacken mit etwa 20,000 und vor sich York mit ungefähr 16,000 Mann hatte. Er beschloß sofort Sacken, auf den Leib zu rücken und schickte noch am Abend des 10. nach dem Gefechte

bei Champaubert den General Nansouty mit der Gardereiterei und einer Infanteriebrigade gegen Montmirail vor. Er selbst folgte am andern Morgen, am 11. Februar früh 5 Uhr mit der Armee nach. Gegen Blücher blieb Marmont mit 10,000 Mann stehen. Nachdem der Kaiser Montmirail passiert hatte, erfuhr er, daß eine russische Kolonne von Westen her im Anmarsch sei. Es war die Vorhut Sackens. Als dieser nämlich das Gefecht von Champaubert und den Anmarsch Napoleons erfahren, beschloß er schleunigst umzukehren und sich zu Blücher durchzuschlagen. Zu diesem Zwecke ließ er York ersuchen, ihn zu unterstützen. Nun begingen beide Generale große Fehler. Sacken war darauf versessen, sich über Montmirail den Weg zu bahnen. York, vorsichtig wie stets, hielt ein solches Unternehmen für zu gewagt und schlug den Rückzug nach Château Thierry und über die Marne vor. Sacken hörte darauf nicht, sondern griff an, York in seinem Ärger ward widerwillig und unterstützte ihn nicht in dem Maße, wie er es gekonnt hätte, und die Folge dieses Zwiespaltes in den Meinungen der Führer waren die Niederlagen bei Montmirail und Château-Thierry.

Napoleon hatte am 11. Februar vormittags eine günstige verdeckte Stellung bei Montmirail genommen. Mehr als die Hälfte seiner Kräfte hielt er zurück, um einem etwaigen Seitenstoße Yorks zu begegnen. Nun rückten die Russen an. Es war die Vorhut unter General Fürst Tscherbatoff. Beim Dorfe Marchais standen die französische Division Riccard, dahinter die beiden Gardedivisionen von Ney, zur Seite die Gardereiter Nansoutys. Bodenloser Schmutz und fast grundlos weicher Boden erschwerten das Vorgehen der Russen. Aber sie kamen heran, nahmen den Wald vor Marchais und wollten das Dorf selbst angreifen. So lange hatte Napoleon mit Gegenmaßregeln gezögert, weil er die Ankunft auch seiner letzten Division abwarten wollte. Jetzt aber befahl er: En avant la vieille garde!

Und dieselbe ging, gehoben durch den Siegesmut des vergangenen Gefechtes, vorzüglich vor. Ney selbst und die Generale Friant und Guyot führten sie an, um mehrere lästige russische

Batterien zu vertreiben und das Dorf la Haute Epine zu nehmen. Trotzdem die Russen sich verzweifelt wehrten, erlagen sie und mußten zurück. Die nunmehr links umgangene Kolonne des Generals Tscherbatof brach aber jetzt aus dem Walde vor und stürmte im ersten Anlauf das Dorf Marchais. Hierauf griffen jedoch die Gardedivisionen Decouz und Meunier in den Kampf der hier geworfenen Division Riccard ein. Marchais fiel von neuem in die Hände der Franzosen. „Das darf nicht sein!“ Wieder stürmten Tscherbatofs Russen an und warfen den Gegner aus dem Orte. Noch einmal hieß es: „En avant la garde! En avant! Vive l'empereur!“ Von neuem gehört das Dorf den Franzosen. Nein, noch nicht! Die russischen Jäger greifen an und wie! Mit wahrem Heldenmute wehren sich die Franzosen. Hilft ihnen nichts, sie müssen hinaus, schließlich bleibt Marchais doch in russischem Besitz.

Soweit wäre die Sache ganz gut gewesen und sie hätte vielleicht sehr gut enden können, wenn der alte Isegrimm York schneller herbei gekommen und nun mit gehöriger Kraft gegen den rechten Flügel der Franzosen vorgegangen wäre. Aber er hatte nun einmal zu der ganzen Geschichte kein rechtes Vertrauen, hielt den Rückzug über die Marne für unausbleiblich, schickte daher die Brigade des Prinzen Wilhelm nach Château-Thierry voraus, um sich der dortigen Brücke zu versichern und übereilte sich auch mit dem Reste seines Korps gar nicht besonders schnell heranzukommen und freiwillig einen Angriff auf den Feind zu unternehmen. Napoleon erkannte dies bald und bewies wieder seine Meisterschaft in der Leitung von Schlachten.

Die Russen hielten sich nicht nur mit großer Tapferkeit in Marchais, sondern sie drohten sogar aus diesem Dorfe vorzubrechen. Nun aber griff der Kaiser selbst ein. Eine Division der alten Garde überließ er noch dem Marschall Ney, die andere mit Ausnahme von 2 Bataillonen schickte er den anmarschierenden Preußen entgegen und diese Bataillone, seine letzten, nebst seiner Garde d'Honneur verwendete er gegen Marchais. Zugleich befahl er einen allgemeinen Angriff sämtlicher Divi-

sionen auf die ganze russische Stellung. Dieser Sturmanlauf ward vorzüglich ausgeführt. Generale vom höchsten Rang, wie der alte Marschall Lefevre, Bertrand, Ney, Defrance, Decouez u. s. w. setzten sich an die Spitzen der Bataillone und begeisterten die Grenadiere durch ihr leuchtendes Beispiel. Einem solchen Massenangriff konnten die Russen nicht widerstehen. Sie wichen und wurden nun mit großen Verlusten, da ihnen die Garde d'Honneur noch in den Rücken fiel, in den Wald von Courmont geworfen. Jetzt erkannte Sacken, daß er überhaupt weichen müsse. Wieder schickte er zu York und ließ dringend bitten, mit den Preußen anzugreifen, um einen geordneten Rückzug seiner Russen zu ermöglichen. Nun sah der alte Zauderer doch ein, daß er nicht mehr warten dürfe, und ließ die Brigade Pirch vorgehen. General Michel hatte aber Zeit gehabt, mit seinen alten Garden verschiedene Waldstücke gut zu besetzen, und empfing die anrückenden Preußen mit einem geradezu verheerenden Gewehr- und Geschützfeuer. Die angreifende Brigade mußte mit sehr blutigen Köpfen abziehen. Kaum bemerkten dies die Franzosen, als sie mit Massen aus ihren Gehölzen vordrangen. Das war denn dem General Horn doch zu bunt. Schnell entwickelte er seine ganze Brigade und setzte dem angreifenden Feinde einen unübersteigbaren Wall vor. Auch die Brigade Pirch griff wieder in den Kampf mit ein, und nun gelang es den Franzosen nicht mehr, Fortschritte zu machen. Unterdessen fand hinter den kämpfenden Preußen weg der Rückzug der Russen gegen Château-Thierry statt. Es war eine harte Aufgabe. Die Geschütze blieben im Schmutze vollständig stecken. Schließlich mußten ganze Schwadronen absitzen, um deren Pferde vorspannen zu können. Ebenso ging es beim Train. Dazu die vollständige Dunkelheit. Man mußte in bestimmten Entfernungen Feuer anzünden, nur um wenigstens die Marschrichtung zu erkennen. Dies alles nachdem man zwei Tage und eine Nacht auf den Beinen gewesen und nun noch eine so sehr anstrengende Nacht vor sich sah. Trotz aller Anstrengung mußte man einzelne Geschütze und einen Teil der Bagage stehen lassen.

Sacken war wütend und in höchstem Grade auf York ergrimmt, weil ihn dieser im Stiche gelassen und dadurch einen Sieg in eine Niederlage verwandelt habe, und der alte Isegrimm schimpfte auf Sacken, weil er sich so leichtsinniger Weise in ein von Anfang an ganz aussichtsloses Gefecht eingelassen. In Wirklichkeit trugen beide gleiche Schuld. Die Verluste waren sehr bedeutend und bestanden bei den Russen aus 3000 Toten, Verwundeten und Gefangenen, 13 Geschützen und einem beträchtlichen Teil der Bagage, bei den Preußen aus 900 Toten und Verwundeten; auch die Franzosen hatten über 2000 Tote und Verwundete verloren.

Napoleon hatte also zwei der entschlossensten und fähigsten Generale der Verbündeten, freilich unter Daransetzung seines letzten Mannes, geschlagen und zum Rückzug gegen die Marne gezwungen. Das genügte ihm aber noch nicht. Er wollte sie während des Übergangs über den Fluß noch einmal faßen und dabei ihnen tüchtig zusetzen. Es war auch keine Kleinigkeit, mit den beiden Korps nach dem strapaziösen Nachtmarsch in Erwartung und dann angesichts des Feindes auf den beiden Brücken bei Château-Thierry überzugehen. Sackens Korps begann als das erste am 12. Februar früh den Übergang. Vom Korps Yorks nahmen zur Deckung desselben die Brigaden Pirch und Horn nebst einer russischen Brigade eine Stellung etwa 7 Kilometer vorwärts Château-Thierry. Napoleon hatte seinen Divisionen einige Ruhe gegönnt und sie abkochen und essen lassen, ehe er aufbrach. Gegen Mittag erschien er vor der seinen Anmarsch beobachtenden Reiterei des Generals von Katzeler und ließ diese durch Übermacht zurückdrängen. Nun tauchten seine Massen vor der Stellung der Preußen auf. Napoleon selbst rekognoszierte seinen Feind und erkannte sofort, daß er ihm in der Front nichts anhaben könne. Daher beschloß er, ihn rechts zu umgehen. Er mußte die Vorbereitungen dazu aber im Sehbereich der Preußen treffen. York und Sacken waren selbst anwesend und errieten sofort, um was es sich handle. Ersterer wollte durch eiligen Rückzug der durch die Umgehung drohenden Gefahr ausweichen. Sacken aber verlangte längeres Verweilen

in der Stellung, weil ein großer Teil seiner Bagage noch nicht jenseits des Flusses war, und versprach, Kavallerie auf den gefährdeten linken Flügel zu senden. Um neue Vorwürfe des russischen Generals zu vermeiden, fügte sich York. Nun wartete man. Plötzlich zeigte es sich, daß eine Masse von wenigstens 4000 Reitern von links her ankam. Mit Ausnahme der Smolenskischen Dragoner zogen sich jetzt die russischen Kavallerie-Regimenter zurück. Schnell wurden die Brandenburgischen Husaren und die Reservekavallerie von Jürgaß an ihre Stelle geschoben. Da kam die feindliche Reiterei schon angesaust. Ein preußisches Nationalkavallerie-Regiment wurde im Aufmarsch überritten.

„Husaren marsch, marsch!" So kommandierte Oberstleutnant von Sohr, der Tapfere von Möckern, an der Spitze seines Regiments. Sie warfen die ihnen entgegenkommenden französischen Husaren über den Haufen. Auch die lithauischen Dragoner sprengten an und bald klapperten Preußensäbel auf den glänzenden Helmen französischer Kürassiere. Aber neue feindliche Regimenter stürmten daher. Jetzt wurden die Preußen geworfen. Bei den Lithauern geriet sogar der „tolle Platen" in Gefangenschaft, die Nationalkavallerie wich, dann auch die Brandenburger, und die Russen, welche durch ihr Einhauen vielleicht den Sieg dieses Reiterkampfes erzielen konnten, ritten ohne einen Schwertstreich zu thun ab nach den Brücken von Château-Thierry. Hierauf wälzte sich die ganze Reitermasse gegen die Marne, der linke Flügel der Brigade Horn war vollständig preisgegeben. Jetzt erschien es höchste Zeit, den Rückzug anzutreten. Kaum hatte man sich in Bewegung gesetzt, so tauchten neue feindliche Reiterregimenter auf und andere kehrten von der Verfolgung der preußischen Kavallerie zurück, um sich nun auf Horns Infanterie zu werfen. Sie kamen aber schlecht an. In geschlossenen Massen führte General Horn die Bataillone zurück. Drohte wieder eine Angriff, so hieß es: „Karree halt! Legt an! Feuer!" Kein preußisches Linien-Bataillon erlag trotz großer Verluste durch Infanterie- und Geschützfeuer den französischen Reitern. Dagegen gelang es denselben, zwei russische Jägerbataillone und

dabei preußische Landwehren zu sprengen und dann vollständig niederzumachen. Außer der Reiterei bedrohte jetzt auch die alte Garde unter Mortier die von allen Seiten umringten Preußen. Der Rückzug mußte beschleunigt werden. Die Brigade Pirch hatte endlich Château-Thierry erreicht und war in Sicherheit. Um so schlimmer sah es für die Bataillone Horns aus, auf die sich nun alles stürzte. Aber weder der löwenherzige Mut des Generals, noch das Vertrauen der Truppen in diesen Führer ließen nach. Ruhe, Ordnung und Festigkeit wurden bewahrt. So erreichten alle Bataillone mit Ausnahme eines der Leibfüsiliere und eines der westpreußischen Grenadiere die deckenden Mauern. Mit diesen beiden Bataillonen blieb Horn selbst noch zurück, um noch Teile der leider zersprengten Landwehren des Regiments von Wolzogen aufzunehmen. Neue feindliche Kavallerie sprengte von allen Seiten an, die beiden Bataillone schienen verloren.

Plötzlich erscholl es: „Hurra! Heurich! Heurich!“ Es war dies ein damals gebräuchlicher Ruf und galt nur der Reiterei. Er begrüßte hier die Brandenburgischen Husaren des Oberstleutnant Sohr, die sich den verfolgenden Franzosen entzogen hatten und plötzlich neben den bedrängten Infanteristen auftauchten. Sohr selbst ritt an das Bataillon, in dem sich Horn befand, heran und rief den Leuten zu: „Füsiliere seid außer Sorgen. Solange noch ein brandenburgischer Husar lebt, verlassen wir euch nicht. Wir wollen denen (den Franzosen) zeigen, daß wir Preußen sind.“ Dann sprengte er vor sein Regiment und „Marsch, marsch“ auf den Feind. Nun ließ wieder Horn halten und feuern, während es bei den Husaren „Apell“ blies und diese sich neu sammelten. Kaum waren sie in Ordnung, so attackierten sie wieder, was nun die Bataillone zu weiterem Rückmarsch benützten. So ging es im Wechsel fort.

Schon war man dem rettenden Hohlweg nach Château-Thierry nahe. Frische Reitermassen drohten. Die Husaren waren gerade nicht bereit, die Patronen fast alle verschossen. Da kommandierte General von Horn kurz entschlossen: „Zur Attacke

Gewehr rechts — auf die Kavallerie — fällt das Gewehr — marsch, marsch — hurra, hurra!“ Überrascht rissen die französischen Kürassiere vor dieser sie angreifenden Infanterie aus. Nun galt es, schnell den Hohlweg zu erreichen. Ein feindliches Dragonerregiment hatte aber den Weg verlegt. Wieder Horn: „Auf die Kavallerie — fällt das Gewehr — marsch, marsch — hurra, hurra!“ Nochmals griffen preußische Infanteristen französische Reiter mit dem Bajonett an und nochmals gaben diese Fersengeld. Jetzt endlich erreichten auch die letzten beiden Bataillone und ihre getreuen Kampfgenossen, die Husaren Sohrs, die Brücke und das jenseitige Ufer. Der Feind wollte auch hier folgen. Einige auf Befehl Yorks umgekehrte Bataillone wiesen ihn aber ab. Damit endete auch dieses für die Verbündeten sehr unglücklich ausgefallene Rückzugsgefecht. Die beiden Korps hatten wieder an 3000 Mann und 3 russische Kanonen, sowie viel Bagage verloren. Die letzten zwei Tage hatten also an 7000 Mann gekostet.

Hätte man doch vereint den Franzosen eine ordentliche Schlacht geliefert! Man hätte wahrscheinlich nicht soviel verloren und voraussichtlich gesiegt! Jetzt war man geschlagen, ganz Frankreich faßte wieder frischen Mut, als es die Siegesnachrichten vernahm und die vielen Gefangenen in Paris eingeführt wurden, Napoleon triumphierte. Dem großen Schlachtenmeister waren aber die Siege vom 10., 11. und 12. Februar noch nicht genug. Er wußte jetzt Olsuwief, Sacken und York entschieden geschlagen. Nun beschloß er, umzukehren und sich gegen Blücher selbst zu wenden. Seiner Armee konnte er jetzt alles zumuten. Sie jubelte und war zu den größten Anstrengungen bereit, denn sie glaubte von neuem an den Glücksstern ihres Kaisers und war mehr denn je für ihn begeistert. Noch am Abend des 12. Februars erließ Napoleon unter Berufung auf die Siege von Champaubert, Montmirail und Château-Thierry einen allgemeinen Aufruf zu den Waffen (levée en masse) und schickte an Caulincourt Weisung, auf einen Frieden nur auf den Frankfurter Grundlagen einzugehen.

Am 13. beschäftigte sich der Kaiser noch mit der Organisierung des Volkskrieges, während er dem Marschall Mortier die Herstellung der von den Russen zerstörten Brücke bei Château-Thierry und die Erstürmung des jenseitigen von den Verbündeten besetzten Ufers anbefahl. Er wollte, ehe er abmarschierte, Sacken und York noch einen tüchtigen Hieb geben. Da kam ein Adjutant angesprengt und meldete, daß Blücher gegen den bei Etoges zurückgelassenen Marschall Marmont angriffsweise vorgegangen sei und dessen Truppen bis Champaubert zurückgedrängt habe.

„Gut denn! Also sofort auf Blücher! Diese zwei (Sacken und York) haben doch genug.“

Hierauf befahl er, daß die Truppen in der Nacht zum 14. nach Montmirail zu marschieren hätten, und begab sich selbst mit seinem Stabe umgehend dorthin. Marmont rief er bis Vauchamps zurück und suchte, und zwar mit Erfolg, durch dieses Manöver, sowie durch Spione bei Blücher die Ansicht zu erwecken, daß er, der Kaiser, sich wieder gegen Schwarzenberg gewendet, und man in Marmonts Truppen nur eine schwache Arrieregarde vor sich habe. Am 14. früh vereinte er seine von Château-Thierry angekommenen Korps mit dem Marmonts und nahm bei Vauchamps eine verdeckte Stellung, um den anmarschierenden Blücher zu erwarten.

Im Hauptquartier der schlesischen Armee befand man sich am 11. und 12. Februar in der peinlichsten Lage. Man erhielt durchaus keine Nachrichten von York und Sacken, da ja die Franzosen die Verbindung des Gros der schlesischen Armee mit diesen Korps abgeschnitten hatten. Dagegen erkannte man, daß die Bewegung links vorwärts gegen Champenoise ein Luftstoß gewesen war. Außerdem vernahm man am 11. entfernten Kanonendonner, der sich aber noch weiter weg gegen Château-Thierry zog. Es konnten also Sacken und York in ungünstige Gefechte verwickelt worden sein. Auch durch Spione erfuhr man nichts mehr, denn in Frankreich fand man niemanden, der sich zu solchen Diensten hergab. Daß dieser Zustand der Ungewiß-

heit und gezwungenen Unthätigkeit dem alten Marschall Vorwärts Seelenqualen verursachte, wie er sie nie erlebt, kann man sich denken. Endlich gab daher Gneisenau, vielleicht gegen besseres Wissen, seinem steten Drängen nach, und es wurde beschlossen, über Etoges vorzudringen, um nur endlich doch zu erfahren, was Napoleon denn gegen die beiden Generale der Verbündeten ausgerichtet. Deshalb rückte man am 13. gegen Etoges an.

Das Ausweichen der Truppen Marmonts bestärkte in der Ansicht, Napoleon sei schon wieder gegen Schwarzenberg gezogen, und man habe es nur noch mit dessen Nachhut zu thun. Der wollte man aber noch etwas am Zeuge flicken. Also am 14. Februar weiter vor gegen Vauchamps und Montmirail.

Das Kleist'sche Korps war das erste. Kapczewitsch folgte. Bei Vauchamps traf die Vorhut des Brigadegenerals von Zieten auf feindliche Plänkler und warf sie. Welche Gefahr ihr hinter dem Wald und Berg bei dem Dorfe drohte, ahnte sie nicht. Daselbst standen schon mehr als 20,000 Franzosen kampfbereit aufmarschiert. Unter diesen befanden sich 8000 Reiter.

Nun verstärkten die Franzosen ihre Plänkler und es entstand ein hinhaltendes Gefecht. Napoleon wollte es so, damit sich seine Truppen etwas von dem anstrengenden Nachtmarsch erholen konnten. Schließlich waren 5 Bataillone Zietens in den Kampf verwickelt. Nun aber brach's los. Eine feindliche Brigade griff das von den Preußen besetzte Vauchamps, eine andere das Wäldchen daneben an. Dennoch konnte General von Zieten sich halten, als ihm 3000 Russen zu Hilfe kamen. Plötzlich aber bemerkte er, daß er auf beiden Seiten von gewaltigen Kavalleriemassen umgangen werde. Außerdem vollführten die beim Kaiser Napoleon persönlich diensttuenden 4 Schwadronen der Garde d'Honneur unter General Guyon eine weite Umgehung des preußischen rechten Flügels. Dieselben gerieten zuerst auf das nur 160 Pferde starke National-Landwehr-Regiment und warfen es. Hierauf eroberten sie sogar eine halbe Batterie im Rücken der Vorhut Zietens. Das konnte man sich doch nicht ungerächt gefallen lassen! Die Reiterbrigade des Grafen Hacke

arbeitete sich im Schmutze vor. Deren Batterie war voraus und wollte abprotzen. Da fielen französische Kürassiere über sie und nahmen sie. Solche Schmach verdoppelte die Anstrengungen der Preußen. Die schlesischen Husaren Hackes, die wiedergesammelten National-Landwehren, schlesische Kürassiere und die 8ten Landwehren warfen sich auf den Feind. Von einer eigentlichen Attacke war keine Rede wegen des weichen morastigen Bodens. Es gab ein langes und blutiges Ringen von Mann gegen Mann und endete mit der Flucht der Franzosen, die Geschütze waren gerettet.

Unterdessen bewirkten das Korps von Kleist rechts, das von Kapczewitsch links ihren Aufmarsch. Jetzt aber entwickelte Napoleon seine ganze Macht. Verzweifelt wehrten sich die Bataillone Zietens, allein sie wurden durch die Übermacht geworfen und mußten das Dorf räumen. Kaum gelangten sie jedoch auf das freie Feld, da wurden sie von allen Seiten von übermächtiger Kavallerie angegriffen und großenteils niedergeritten. Einzelne Bataillone erlagen deshalb, weil die eigenen, von den französischen Kürassieren geworfenen Reiter sie umrannten und dann der Feind leichtes Spiel hatte, sie ganz zu zersprengen. 5 Bataillone wurden hier vor der Front ihrer noch im Aufmarsch begriffenen Korps fast vollständig vernichtet. Nur Hauptmann von Neumann mit 2 Jägerkompanien schlug sich glänzend durch und erreichte die russische Unterstützung.

Während dieses Untergangs fast der ganzen Vorhut von Zieten erfuhr der Feldmarschall durch einen gefangenen feindlichen Garde-Kapitän, daß er die ganze Macht Napoleons gegen sich habe, und wie Sacken und York in den letzten Tagen mitgespielt worden war.

Da hatte ja jedes weitere Vordringen keinen Zweck mehr, mußte aber die größte Gefahr mit sich bringen. Zudem erkannte man, daß ganz gewaltige Massen feindlicher Kavallerie um beide Flügel der Verbündeten herumritten und deren Trains und Bagagen bedrohten. Also zurück!

Schwer wurde dem Feldmarschall ein solcher Befehl, aber er

mußte ihn geben. Die Bataillone erhielten ihn und marschierten ab.

Zu einem Bataillon des 7ten Reserve-Regiments konnte man nicht mehr durchdringen. Es blieb. Nun war es — etwa 310 Mann stark — der Wut des mächtigen Feindes allein preisgegeben. Aber Major von Wienskowski verzagte nicht. Er ließ die Thore des besetzten Gehöftes verrammeln, Schießlöcher durch die Mauern schlagen und — „Nun kommt!"

Sie kamen auch, aber zuerst Kanonenkugeln, dann Kartätschen und hierauf die feindlichen Garden. Endlich nach langer verzweifelter Gegenwehr ergaben sich die Tapfern. 160 waren tot. Was den Rest von 150 betrifft, so lag die Mehrzahl derselben, und dabei alle Offiziere, schwer verwundet zwischen den gefallenen Kameraden.

Der Opfertod der Preußen Wienskowskis ist würdig, in der Dichtung unseres Volkes fortzuleben. Wahrlich, auch wir Deutsche haben unsere Thermopylen, unseren Leonidas und unsere Spartaner.

Unterdessen marschierten die beiden Korps zurück. Der bodenlose Schmutz forderte fast übermenschliche Anstrengungen. Napoleon drängte in der Mitte nicht übermäßig nach, damit seine Reitermassen ihre Umgehungen vollenden könnten. Die Verbündeten hatten für ihr Geschütz nur eine Straße. Da brachen von der Seite die feindlichen Kavalleriemassen los. Die Reiter des Grafen Hacke hielten den ersten Stoß aus. Dem zweiten erlagen sie und wurden auf die Chaussee geworfen. Dort fiel das Geschütz in die Hände der Franzosen. Aber die Jäger des Hauptmanns von Neumann, sowie ein glückliches Kartätschfeuer befreite dieselben wieder.

„Jetzt zurück in den Wald. Wenn der erreicht ist, sind wir gerettet!" Es schoben sich aber immer mehr feindliche Kavallerie-Regimenter zwischen diesen Wald und die zurückmarschierenden Truppen ein. Fünf großer und zahlreicher kleinerer Attacken mußten sich die im Schmutz sich weiter wälzenden Bataillone erwehren. Wieder neue Reitermassen des Gegners.

Der Weg zum Walde war jetzt ganz verlegt. Da kann nichts helfen, als ein allgemeiner Sturm.

„Wo ist der Feldmarschall? Der soll ihn befehlen. — Aber wo ist er denn?“ — Er fehlte, der alte Blücher fehlte.

Entsetzt teilte sich der Stab und suchte seinen Feldherrn. Beim letzten Bataillon, zwischen diesem und dem Feinde mitten im ärgsten Kugelregen ritt er im Schritt. Die Ereignisse des Tages, die schlechten Nachrichten über seine Generale und die jetzige Lage der Korps, die nur mit einer Katastrophe zu enden schien, hatten ihn an seinem Glücke verzweifeln lassen, der alte Löwe beschloß, nicht lebend in des Feindes Hand zu fallen. Deshalb setzte er sich nicht nur dem Feuer der Franzosen, sondern bei Angriffen der Reiter Nansoutys sogar dem der eigenen Bataillone aus. Eine Ordonnanz wurde neben ihm erschossen, ihn und sein Pferd traf keine Kugel. So fand ihn sein Adjutant von Nostitz. Der ahnte, was in dem Alten vorging.

„Wenn Euer Exzellenz sich hier, wo noch nichts verloren ist, totschießen lassen, so wird die Geschichte auch nicht viel Rühmliches davon zu sagen haben.“

Blücher sah den kühnen Sprecher ernst an. Er erkannte aber die Wahrheit der Worte und bemerkte: „Nun, so lassen Sie uns weiter reiten.“ Beide trabten jetzt zurück und begegneten bald Gneisenau. Blücher war, da er, wie er meinte, auch heute die Feuerprobe gut bestanden, wieder froh gelaunt und rief: „Na, Gneisenau, nun es heute noch nicht mit mir zu Ende gegangen, hat's damit auch noch lange Zeit. Es wird nun schon wieder gehen und wir werden noch alles wieder gut machen.“

Nun begann der große Sturm. Alle Tambours schlugen den Sturmmarsch, die Musiken spielten und dann hieß es: „zur Attacke Gewehr rechts“ und vorwärts gegen den Wald, „hurra, hurra!“

Aber auch die gesamte französische Kavallerie jagte von 3 Seiten heran. Hierauf bei den Preußen: „Karree halt! Legt an! Feuer!“

War der Feind durch die auf 30 Schritt abgegebene Salve zurückgeworfen, dann wieder: „Ganzes Bataillon Kehrt! Zur Attacke Gewehr rechts! Auf den Wald! Hurra, hurra!“

So kam das ganze Kleist'sche Korps unter dem Wechsel von Abwehr und Angriff glücklich in den Wald. Der Kavallerie Grouchy gelang es nicht, auch nur ein einziges preußisches Bataillon zu sprengen. Das war eine Folge der altpreußischen Disziplin, durch welche treffliche Offiziere mit braver Mannschaft so Vorzügliches leisten konnten.

Im Walde hielt man, bis auch Kapczewitsch mit seinem Korps und den Resten von Zietens Brigade heran war. Dann setzte man den Rückzug fort. Bei völliger Dunkelheit ließ Napoleon noch einige Bataillone auf die sich eben durch Etoges bewegenden Russen los; sie wurden auch geworfen. 3 preußische Bataillone der Brigade Prinz August setzten aber der weiteren Verfolgung des Feindes ein Ziel, und nun konnte man ungestört bis Bergères zurückmarschieren.

Das war der 14. Februar. Er hatte den Preußen fast die Hälfte des Kleist'schen Korps — 4000 Mann, 7 Geschütze und 9 Munitionswagen —, den Russen 2000 Mann und 9 Geschütze gekostet.

Durch die Tage von Champaubert, Montmirail, Château-Thierry und Vauchamps am 10., 11., 12. und 14. Februar hatte die schlesische Armee also 15,000 Mann und 27 Geschütze verloren. Das waren harte Schläge, aber doch noch lange keine vernichtenden gewesen.

Napoleon stand in seinem Lande und bei seiner Armee wieder groß da, und zwar mit Recht. In blitzartiger Schnelle hatte der unvergleichliche Schlachtenmeister dem gefährlichsten seiner Gegner 4 gewaltige Hiebe versetzt und ihn dadurch schwer verwundet. Die Hauptursache an den Niederlagen der schlesischen Armee trägt freilich die Unthätigkeit Schwarzenbergs, der mit 130,000 Mann ruhig stehen blieb, und es geschehen ließ, daß sich Napoleon mit nur 35,000 Mann auf die einzelnen Korps Blüchers werfen konnte. Dann sind unleugbar durch die Zer-

splitterung der schlesischen Armee, durch schädliches Zögern während der Angriffe der französischen Armee und durch falsche Schlüsse seitens Blüchers und seines Stabes große Fehler begangen worden. Allein vor allem ist anzuerkennen, daß das schnelle Erfassen der Lage und darnach die Ergreifung der entsprechenden Maßregeln Hand in Hand mit der thatkräftigen und musterhaften Ausführung derselben von seiten Napoleons mit zu den leuchtendsten Beispielen von genialer Feldherrnkunst gehört, welche die Geschichte kennt. Dieser Teil des Feldzuges von 1814 steht gleichberechtigt neben den Thaten Bonapartes in den Jahren 1796 und 1797 da, ja teilweise überragt er die letzteren sogar.

Dennoch ging es von nun an mit seinem Glücksstern wieder abwärts. Warum? Weil er sich nun seinerseits in Blücher täuschte. Weil er den Alten unschädlich gemacht glaubte und gar nicht mehr mit ihm und seiner Armee rechnete.

Statt dessen aber hegte man schon am 16. im Stabe der schlesischen Armee wieder die entschiedensten Angriffsgedanken. Das drückt sich am besten in dem Briefe aus, den Blücher am 16. Februar 1814 von Châlons aus an den preußischen Minister Graf Hardenberg schrieb, der in der Umgebung König Friedrich Wilhelms im Hauptquartier der Hauptarmee weilte. Dieser Brief lautet: „Meine drei Korps von York, Sacken und Kleist haben alle 3 verschieden mit Napoleon geschlagen, es sind ville menschen gebliben, aber ich habe meinen Zweck erreicht und den Feind mit seiner gantzen magt fünf tage hier festgehalten. Hat die große Armee diese Zeit, wo ihr nichts bedeuttendes entgegenstand, nicht benützt, so ist es zu beklagen. Die Stunde hat nun geschlagen, ein hauphtschlag muß so balld als möglich geschehn; stehn wihr und zaudern, so zehren wir alles uf und bringen daß vollk zur verzweifflung, und alles steht in masse wider uns uf. Der guhte außgang kann nicht zweiffelhaft sein, aber der guhte augenblick muß nicht verseumt werden, so lange wahr der Kaiser Napoleon mich an Kavallerie sehr überlegen, aber nun da ich morgen und übermorgen die vier Korps von

York, Sacken, Kleist und Wintzingerode vereinige, so hat die sache eine andere gestallt und ich marchire den 19ten gerade uf meinen gegner los, helld er sich so Schlage ich ihm, daß können sie sicher glauben, aber die große armeh muß nun vorwärts oder die sache kan nachtheil haben.

würken sie doch nach aller ihrer Kraft dahin, daß wihr die Sache entscheiden, die nation ist zu allem gewonnen, wenn wir den Kaiser Schlagen, und er gewinnt sie, wenn wihr zaudern. Blücher."

So der besiegte Feldherr der schlesischen Armee 2 Tage nach dem Gefecht von Vauchamps.

IV.

Napoleon geht gegen die Hauptarmee vor.

Montereau, Bar-sur-Aube.

Blücher war nunmehr nach der Ansicht des französischen Kaisers abgethan. Dagegen trafen Nachrichten bei letzterem ein, daß die Hauptarmee der Verbündeten nun doch vormarschiert und der Kronprinz von Württemberg durch einen sehr schneidig ausgeführten Angriff Sens am 11. Februar erstürmt habe. Weiter erfuhr man, daß die leichten russischen Vortruppen Streifzüge schon bis südlich von Paris unternommen, die Verbindung zwischen Paris und Orleans unsicher gemacht und die Kosaken des Hetmans Graf Platof sogar Fontenaibleau besetzt hätten. Das konnte sich Napoleon doch nicht mehr gefallen lassen. Er beschloß daher, von der schlesischen Armee jetzt abzulassen und sich gegen Schwarzenberg zu wenden.

Dieser unterlag immer mehr dem Übergewicht des Fürsten Metternich und der Diplomaten im Gefolge seines Kaisers. Daher wurde seine Kriegführung von Tag zu Tag lauer, und

nur dem Drängen Kaiser Alexanders war es zu danken, daß der Oberbefehlshaber der Hauptarmee wenigstens einzelne Korps gegen die Seine vorschob und den Marschällen Victor und Oudinot verschiedene Übergänge abnehmen ließ. Er bestimmte dazu die Korps von Wittgenstein, Wrede und das des Kronprinzen von Württemberg, also ein russisches, ein bayerisches und ein württembergisches. Seine Österreicher hielt er wohlweislich zurück.

Diese Korps drangen nun am 12. Februar gegen Bray und Nogent vor. Marschall Victor konnte sich nicht denken, daß nur Vortruppen Schwarzenbergs statt der ganzen Armee anrückten und räumte Bray nach kurzem Gefechte. In Nogent aber hielt sich General Bourmont gegen Wittgensteins Russen mit vorzüglicher Tapferkeit. Erst als die Bayern unter Wrede eingriffen und den Kirchhof und die Häuser an der Brücke erstürmten, wichen die Franzosen nach 40stündigem Kampfe zurück.

„Jetzt nach über die Brücke! Hurra, hurra!"

Natürlich ließen die Bayern des Generals von Rechberg keinen Russen vor. Ihnen gebührte die Ehre, als die ersten das feindliche Ufer zu betreten. Sie kamen aber nicht soweit. Gerade als sie die Mitte der Brücke erreichten, gab es einen furchtbaren Schlag, Feuer sprühte nach allen Seiten, eine gewaltige Rauch- und Qualmwolke drang gegen den Himmel, aus der sich nach und nach Balken, Körper, Waffen, zerfetzte Gliedmaßen, brennende Kleider u. s. w. lösten und im Bogen in die Seine zurückfielen — die Franzosen hatten im geeignetsten Augenblick die Brücke gesprengt. Damit war der Verfolgung ein Ziel gesetzt und der Vormarsch zwei Tage verzögert worden. Nachdem man die Übergänge wieder hergestellt, vollzogen die Korps aber doch ihren Übergang. Nur bei Courterelles vorwärts Bray gab es noch ein heftiges Gefecht zwischen den Bayern und dem durch anderthalb Divisionen Victors unterstützten Korps Oudinots. In der nächsten Nacht zogen sich die Franzosen zurück, und es folgten tags darauf die Bayern ihnen nach.

Während dieser Zeit trafen im Hauptquartier Schwarzen-

bergs die Nachrichten über die verschiedenen Niederlagen der schlesischen Armee ein. Das war Wasser auf die Mühle der dortigen Friedensapostel. Am liebsten wäre der Oberbefehlshaber sofort wieder umgekehrt. Kaiser Franz, Metternich und alle die Diplomaten, dabei selbst der preußische Minister Graf Hardenberg, sogar General von Knesebeck, waren mehr wie je friedlich gesinnt. Kaiser Alexander und der sich fest an ihn anschließende König von Preußen brachten es aber zustande, daß man stehen blieb und sogar die Korps aus der zweiten und dritten Linie näher heranzog. Schließlich wurde Montereau von den Württembergern, Fontainebleau von Österreichern besetzt und der rechte Flügel nach Méry an der Seine verlegt. Die Hauptarmee war also auf etwa 120 Kilometer auseinander gerissen.

Das Vorgehen auf dem linken Flügel hatte aber doch das Zurückweichen der Marschälle Victor und Oudinot bis hinter die Yerres bewirkt. Deshalb schien Paris selbst jetzt ernstlich bedroht. Dies veranlaßte nun Napoleon, einerseits seinen Marsch gegen die Hauptarmee der Verbündeten zu beschleunigen, anderseits aber sich doch auf Verhandlungen einzulassen. Natürlich stellte er jetzt wieder die Forderung, daß der Friede auf Grund der Frankfurter Vorschläge geschlossen werden solle. Ferner übermittelte er seinem Schwiegervater Kaiser Franz einen von der Kaiserin Marie Luise an ihren Vater gerichteten Brief, der die Lage Napoleons klar darlegte und den Nachweis zu führen suchte, daß der französische Kaiser nicht weiter nachgeben könne. Diesen Brief seiner Gattin begleitete er durch ein Schreiben von seiner Hand, in welchem er wieder auf die in gefährlicher Weise wachsende Macht Rußlands hinwies, den Ehrgeiz Englands hervorhob und seine Bereitwilligkeit durchblicken ließ, Österreich die Hand zu bieten. Diese Schritte fanden bei Kaiser Franz zwar nicht volle Beachtung, indem dieser erklärte, daß er sich keinenfalls von seinen Verbündeten trennen werde, allein sie wirkten doch auf die militärischen Maßnahmen des Hauptquartiers sehr gewichtig ein.

Napoleon war am 16. Februar in Guignes auf dem südlichen Ufer der Yerres angekommen. Obwohl er die Marschälle Mortier und Marmont mit ihren Korps sowie die Reiterei von Grouchy gegen die schlesische Armee stehen ließ, hatte er doch unter den Führern Ney, Victor, Oudinot, Macdonald, Nansouty, Milhaud und Kellermann mit wunderbarer Schnelligkeit eine Armee von 50,000 Mann Infanterie und 15,000 Reiter um sich versammelt. Am 17. Februar marschierte er los, zunächst gegen Nangis. Vor dieser Stadt standen russische Vortruppen und zwar nur 2000 Mann zu Fuß und 1500 Berittene unter Graf Pahlen. Dieser zog sich angesichts der gegen ihn vorgehenden Massen auf Nangis zurück. Dort hoffte er durch seinen Korpsgeneral Fürst Wittgenstein Unterstützung zu erhalten. Der war aber auf Befehl Schwarzenbergs nach Provins zurückmarschiert. Bis dorthin, weitere 25 Kilometer, sollte sich Graf Pahlen ebenfalls zurückwenden. Napoleon hatte aber seine Schwäche erkannt, ließ ihn von starken Kavalleriemassen umgehen, einschließen und angreifen. Die Russen wehrten sich verzweifelt. Es entstand ein wütendes Handgemenge, dem 1600 russische Infanteristen und 500 Reiter erlagen. Ferner fielen 9 Geschütze in die Hände der Franzosen.

Napoleon zog in Nangis ein. Nun schickte er seine Armee in drei Richtungen gegen Montereau, Bray und Provins vor, um zu erfahren, wo eigentlich die Massen der Verbündeten ständen. Einem energischen Feinde gegenüber hätte sich eine solche Zersplitterung sehr gerächt. Gegen Schwarzenberg aber konnte er sich alles erlauben. In Nangis wurde es dem Kaiser auch klar, daß seine Marschälle Victor und Oudinot viel zu schnell die Seinelinie aufgegeben hatten. Dies ärgerte ihn so, daß er Victor während der Schlacht des folgenden Tages seines Kommandos enthob.

„So verlange ich, als gemeiner Soldat in ein Regiment gestellt zu werden."

Diese Antwort des Gemaßregelten versöhnte den grimmigen Kaiser wieder und er übergab ihm später wieder ein aus

Reservedivisionen neugebildetes Korps, während das ursprüngliche Korps Victors der General Gérard behielt.

Noch am 17. Februar beschloß Napoleon, die Verbündeten zunächst weiter von Paris abzudrängen. Deshalb sandte er schon am 18. früh den Marschall Victor — jetzt noch mit seinem ursprünglichen Korps — gegen Montereau, wo seit 15. Februar der Kronprinz von Württemberg stand. Letzterer war der festen Ansicht, daß Schwarzenberg über Montereau und Fontainebleau auf Paris dringen wolle. Deshalb und in der Erwartung, doch bald unterstützt zu werden, stellte er sich vor der Seine-Brücke auf der Hochebene von Surville auf. Er hatte auf dem nördlichen Ufer etwa 10,000 Mann zur Verfügung. 3000 standen als Reserve auf dem südlichen. Etwa um 9 Uhr früh kam ein Reiter vom Regiment Louis Jaeger, so schnell sein Pferd laufen konnte, daher gesprengt, jagte der Front der Infanterie-Brigade Stockmeyer entlang und rief seinen Kameraden vom Fußvolke zu: „Se komme!"

„Sind's viel?"

„Meh als viel. Saumäßig viel!"

„Dees ischt all's oins. Wir lasse koi Mäusle durch. Wir wolle dene Franzose scho zeige, waas wir von ihrem Kaiser g'lernt habe."

Und wirklich diese Württemberger bestanden die Probe sehr gut.

Die so auf landläufige Art durch den Reiter angezeigten Franzosen wandten sich zuerst gegen den rechten Flügel des Kronprinzen. Durch das Feuer der hier in Weinbergen eingenisteten württembergischen Infanterie und das Eingreifen einer Batterie vom südlichen Seineufer her wurde der erste französische Angriff glänzend abgewiesen. Nun griffen die beiden Divisionen Duhesme und Château die tapferen Verteidiger in der Front an. Bald war der Kampf allgemein ein sehr hartnäckiger. Aber die Schwaben behaupteten sich auf das zäheste. Alle Anstrengungen der Franzosen waren vergebens; es schien, als ob wirklich „koi Mäusle" durchkommen sollte. Nun versuchte es der

französische Reitergeneral Pajol mit seinen Schwadronen gegen den linken württembergischen Flügel. Er wurde abgewiesen.

„En avant la division Pacthod!“ — Abgewiesen!

So hatte der heiße Kampf bis 1 Uhr gedauert. Jetzt traf bei den Angreifern das Korps Gérard und zugleich der Befehl der Absetzung des bis jetzt noch kommandierenden Marschalls Victor ein. General Gérard übernahm die Leitung der Schlacht. Man kann sich denken, welche Mühe sich derselbe gab, um das besondere Vertrauen des Kaisers zu rechtfertigen. Allein alle Anstrengung war vergebens. Sämtliche Angriffe der Franzosen scheiterten an der zähen Ausdauer der Württemberger, welche keinen Fuß breit wichen. Plötzlich hörte man hinter den vorderen französischen Sturmsäulen lautes Schreien und weithin klingenden Jubel.

Der Kaiser war mit seinen Garden eingetroffen. Nun kam in die Bewegungen der Angreifer ein ganz anderes Leben. Es war geradezu staunenswert zu sehen, mit welcher Begeisterung, mit welchem Vertrauen diese französischen Soldaten jetzt wieder an Napoleon hingen. Die Siege der letzten Tage hatten sie vollständig verwandelt. Der Kaiser durfte ihnen nunmehr fast übermenschliche Anstrengungen zumuten, sie leisteten alles. Geradezu unübertrefflich bewiesen sich seine Garden.

Kaum hatte Napoleon sich über die augenblickliche Lage der Dinge orientiert, so befahl er einen allgemeinen Sturm. Eine mehr als dreifache Übermacht rückte gegen die tapferen Württemberger an. Deren Kronprinz erkannte aber sofort die ganze Größe der seinem Korps drohenden Gefahr und sah ein, daß er dasselbe nur durch einen eiligen Rückzug vor völligem Untergange retten könnte. Er schickte auch unverzüglich die Reiter und Geschütze im Trabe über die Brücke. Dann sollten der linke Flügel und die Mitte unter dem Schutze der rechten Flügelbrigade abziehen und zuletzt diese selbst folgen. Das ließ sich nun freilich nicht so leicht ausführen. Kaum hatte General Pajol den Abzug der Kavallerie und Artillerie bemerkt, so warf er sich auf den linken Flügel der Infanterie, durchbrach ihn und

brachte dadurch den ganzen Rückzug in Unordnung. In diesem Augenblick griff aber die gesamte Schlachtlinie der Franzosen von neuem an. Nun stürzte alles über den steilen Bergabhang nach der Brücke. Dort kamen Freund und Feind, durcheinander gedrängt, zugleich an. Die ganze Masse schob sich nach der Brücke und auf dieselbe. Vom Gebrauch der Waffen war gar keine Rede mehr. Alles wollte vorerst nur von der engen Brücke wegkommen und das jenseitige Ufer erreichen. Zur Erhöhung der Verwirrung trug bei, daß aus den Häusern der Vorstadt blind in das Gedränge gefeuert wurde. Der Kronprinz selbst war, ganz von Feinden umringt, in größter Gefahr, abgeschnitten und gefangen zu werden. Mit Mühe rettete er sich. Endlich auf dem südlichen Ufer angekommen, erkannte er, daß noch ein beträchtlicher Teil seiner Infanterie sich jenseits in größter Gefahr befand.

„Prinz Hohenlohe schicken Sie ein Regiment Ihrer Brigade über die Brücke vor, um die Vorstadt auf dem rechten Ufer vom Feinde zu säubern, damit unsere Truppen, die noch jenseits sind, sich hierher zurückziehen können!"

Schneidig drangen diese Württemberger vor. Allein Napoleon hatte auf den Höhenrand des rechten Ufers zwei seiner Gardebatterien geleitet, und diese eröffneten jetzt ein wahrhaft vernichtendes Feuer auf die anstürmenden Schwaben. So sehr riß hier der Eifer den großen Schlachtenmeister hin, daß er sich nicht scheute, selbst mehrere Geschütze zu richten. Sie trafen gut, die Kartätschen, welche der kaiserliche Kanonier geschickt. Auch die Brigade Prinz Hohenlohe-Kirchberg mußte weichen. Jetzt stürmten die Franzosen unter dem Schutze ihrer Kanonen über die Brücke und eroberten trotz des zähen Widerstandes der Württemberger bald die ganze Stadt. Darüber hinaus kamen sie aber nicht. Die schwäbische Reiterbrigade Jett warf sofort alle Feinde über den Haufen, welche es versuchten aus Montereau herauszubringen, um den auf Bray gerichteten Rückzug ihres Korps zu belästigen. Noch in der Nacht erreichte dasselbe Bray. Dort hatte Wrede mit seinen Bayern alle Versuche

Macdonalds, sich des Seineübergangs zu bemächtigen, glänzend abgewiesen, so daß die Württemberger hier Aufnahme fanden und sich hinter den Bayern sammeln konnten. Die Schlacht bei Montereau hatte dem Korps des Kronprinzen von Württemberg aber 4000 Mann und 10 Geschütze gekostet.

Zu einer ordentlichen Ausnützung des Sieges seitens der Franzosen kam es nicht, weil Napoleon trotz seines Erfolges nicht genug Kräfte bei Montereau zusammen hatte, um sich nun auf die Hauptkörper der Armee Schwarzenbergs werfen zu können. Da ferner Wredes Bayern den Truppen Macdonalds bei Bray einen schlechterdings unüberwindbaren Damm entgegensetzten, so mußte dieser Marschall ebenfalls nach Montereau marschieren, um die Seine überschreiten zu können, was einen neuen Aufenthalt von Napoleons Armee bewirkte.

Immerhin hatte Napoleon auch jetzt wieder zwei glänzende Siege über Graf Pahlen und die Württemberger erfochten und dadurch das an und für sich so verzagte Oberkommando der feindlichen Hauptarmee gänzlich eingeschüchtert. Natürlich war das erste Wort Schwarzenbergs, als er den Ausgang des Kampfes bei Montereau vernahm: „Rückzug nach Troyes.“

Eigentlich hätte der durch die letzten Gefechte den Verbündeten zugefügte Verlust von etwa 7000 Mann gar nichts ausgemacht, denn die Hauptarmee blieb ihrem Gegner immer noch bedeutend überlegen, sobald man sie nur vereinigen wollte. Dies wäre ganz gut nach vorwärts möglich gewesen. Allein zu einem solchen Entschluß konnte sich der Oberbefehlshaber nicht aufraffen. Er entschied sich vielmehr dahin, die inzwischen wieder vorwärts marschierte schlesische Armee zurückzurufen. wenn dieselbe sich schon bei Mery nordwestlich Troyes anschließen könne, solle sie dort halten, um dem Gegner eine große Schlacht anzubieten. Es wurde deshalb bei Blücher angefragt, ob er am 22. oder 23. Februar mit 30,000 Mann an der Seine eintreffen könne; dann sei man entschlossen, sich mit Napoleon zu messen. Zur größten Überraschung des ganzen Hauptquartiers kam von Blücher folgende Antwort an: „Ich werde mit 53,000 Mann

und 300 Kanonen am 21. Februar bei Mery zur Schlacht bereit sein."

Zur noch größeren Überraschung selbst der Monarchen konnte der alte Feldmarschall auch sein Wort halten. Er stand wirklich in der angezeigten Stärke am 21. bei Mery bereit.

Wie hatte er dies möglich gemacht?

Bei der schlesischen Armee war den Niederlagen der vergangenen Tage eine rastlose Thätigkeit gefolgt. Man hatte sich nach Châlons zurückgezogen, dort die ganze Armee vereinigt und nun Tag und Nacht an der Neubildung der Abteilungen gearbeitet.

Man mußte beim York'schen Korps aus 19 Linienbataillonen 12 und aus 18 Landwehrbataillonen 4 formieren. Jedes der preußischen Korps zog seine 4 gemischten Brigaden in je 2 schwache Divisionen zusammen und zwar bei York unter Horn und Prinz Wilhelm, bei Kleist unter Pirch II. und Klüx. Allein es trafen auch einige Verstärkungen ein.

Bei den Russen stand es besser. Schon am 18. Februar kamen für diese 10,000 Mann Ersatztruppen unter den Generalen von Rudzewitsch und von Korff an. Dadurch waren ihre Korps fast wieder vollzählig geworden.

Neben diesen organisatorischen Thätigkeiten spielte auch die Ausgleichung einer persönlichen Verstimmung zwischen Blücher und York. Ersterer hatte letzterem wegen seines lauen Auftretens am Tage von Montmirail einige harte Worte zu hören gegeben. Darüber war der alte Isegrimm sehr ärgerlich. Außerdem legte er die Mißerfolge der vergangenen Tage falschen strategischen Maßnahmen des Oberkommandos der schlesischen Armee zur Last. Nun kam es ihm gelegen, daß man aus je zwei Brigaden eine zusammenstellte. Er schlug deshalb vor, auch aus den beiden Korps eines zu bilden, dasselbe Kleist zu unterstellen und ihn seines Kommandos zu entheben. Das durfte natürlich nicht geschehen. Es wurde hin und her geschrieben, dann übernahm der alte treue Kleist eine Art von Vermittlerrolle und schließlich war alles wieder im guten Geleise. Soviel zeigt jedoch diese Episode, daß selbst bei den höheren Stellen der schlesischen Ar=

mee von 1814 die frühere frische Begeisterung für die Sache, die rücksichtslose Hingabe im Interesse des Vaterlandes durch persönliche Empfindlichkeiten in den Hintergrund gedrängt wurde.

Kaum war durch die rastlose Thätigkeit Blüchers und seines Stabes die Schlagfertigkeit der Truppen wiederhergestellt, als auch von neuem anmarschiert wurde. Am 19. erreichte die ganze Armee Arcis s./Aube. Dort mußte man biwakieren. Das war in der bitterkalten Nacht keine Kleinigkeit, umsomehr als es in der baum- und strauchlosen Kreideebene der Champagne pouilleuse, der sogenannten lausigen Champagne, kaum Holz zum Kochen, viel weniger für wärmende Lagerfeuer gab. Da half denn nichts, da mußten die Dörfer und Höfe, d. h. deren Holzgebälke daran glauben. Zuerst verschwanden z. B. Scheunen und Nebenbauten des Dorfes Sommesous. Als dies noch nicht ausreichte, nahm man selbst die Wohnhäuser in Angriff. Ruhig saß gegen Abend der alte Isegrimm in seiner bescheidenen Stube, in der er einquartiert war, und studierte in verschiedenen Karten herum. Plötzlich richtete er sich auf und rief eine Ordonnanz: „Geh' einmal hinaus und befehle in meinem Namen, das Geklopfe und Gehämmer habe aufzuhören." Der Mann verschwand. Es wurde ruhig. Bald darauf fing es aber wieder an, zuerst leise, dann lauter und plötzlich erscholl ein tüchtiges Gepolter. Nun wurde der Alte wütend. Er hatte deutlich gehört, daß der Lärm aus dem Zimmer herkomme, in welchem er vorher zu Abend gespeist. Es lag neben seiner Schlafstube. Ergrimmt nahm er sein Licht, ging hinaus und wollte den Leuten — er meinte es seien die Einwohner — tüchtig den Marsch machen. Fast wäre ihm aber vor Überraschung das Licht aus der Hand gefallen. Statt auf die gegenüberliegende Wand des Speisezimmers blickte er nämlich auf das freie Feld und auf das Biwak seines Korps. Die Wand war verschwunden. Ebenso ein Teil des Hausdaches, unter dem er Schutz gefunden. Als er sich weiter umsah, bemerkte er, daß verschiedene vorher hier gestandene Häuser ganz in sich zusammengefallen waren. Man hatte sie der Tragbalken beraubt. Schutt zeigte, wo sie einst

gewesen waren. Anfangs wollte der Alte losdonnern, sein ganzes Korps zur Strafe allarmieren und auf Vorposten schicken. Als ihn aber der eisige Wind belehrte, daß es ohne Feuer auf freiem Felde doch recht erbärmlich kalt war, wurde er milder gesinnt. Er beschränkte sich darauf, Posten aufstellen zu lassen, damit ihm nicht noch das Dach und die Wände seiner eigenen Schlafstube geholt würden und ließ im übrigen die Leute gewähren.

Am 20. Februar wurde die Aube überschritten, am 21. Februar traf die ganze schlesische Armee bei Mery ein und marschierte daselbst in Bereitschaftsstellung auf.

Man traute bei der Hauptarmee kaum seinen Augen und Ohren. Dann aber hieß es allgemein: „Wahrhaftig er hat Wort gehalten, der alte Blücher. Er ist da und seine ganze Armee mit ihm und zwar im besten Zustande. Hoch der alte Blücher!"

Dem Fürsten Schwarzenberg aber kam diese außerordentliche Leistung seines Waffenbruders und dessen Truppen gar nicht gelegen. Alle Welt erwartete jetzt eine große siegreiche, den ganzen Feldzug beendende Schlacht. Hatte man ja doch nunmehr etwa 160,000 Mann beisammen, der Napoleon im höchsten Falle 65,000 Mann entgegenstellen konnte. Man durfte nur vorrücken, um den Gegner einfach zu erdrücken. Das aber wollten eben Kaiser Franz und seine Ratgeber gerade nicht, und der Feldherr Schwarzenberg ordnete sich der Politik seines Monarchen und der Diplomatie des Fürsten Metternich unter und gab den durchaus sicheren zu seinen Füßen liegenden Sieg aus der Hand. Unter der Ausrede, man sei der Macht der durch die Erfolge der letzten vierzehn Tage berauschten Franzosen nicht gewachsen, wurde der Rückzug beschlossen.

Blücher wartete am 21. Februar sehnsüchtig auf den Befehl zum Überschreiten der Seine und zur Angriffsschlacht für den folgenden Tag. Statt dessen traf nachmittags aus Troyes der Befehl zur vorläufigen Verteidigung und dem späteren Rückzug ein.

Kann man es dem alten Marschall Vorwärts verargen, daß er bei solcher Nachricht wie ein echter alter Husar losfluchte

und losdonnerte? Nur gut, daß Schwarzenberg, Metternich, Hardenberg, Knesebeck und all' die „Diplomatiker" nicht hörten, mit welchen Kraftausdrücken er sie benannte. Das genügte dem Alten aber nicht. Am nächsten Morgen schickte er den Oberst Grolmann in das Hauptquartier zu Schwarzenberg, um eine Abänderung der Befehle zu erwirken. War dies nicht möglich, so sollte der Oberst insgeheim dem Kaiser Alexander melden, daß er, Blücher, keineswegs gesonnen sei, sich dem Rückzuge der Hauptarmee anzuschließen, sondern aufs neue nach Norden abschwenken wolle, um Napoleon wieder von der Hauptarmee abzulenken und dieser den Vormarsch gegen Paris freizumachen. Die einzige Bedingung sei, daß man ihn ermächtige, das auf dem Marsch von Holland befindliche, nunmehr bei Reims stehende Korps Winzingerode, sowie das gegen Laon marschierende Korps Bülow an sich zu ziehen.

Oberst Grolmann ritt ab. Der Alte unternahm in seinem Grimm einstweilen eine Rekognoszierung des Feindes und erhielt bei dieser Gelegenheit einen Schuß, der ihm den Stiefel zerriß.

„Schlimm genug, Gott straf mir", meinte er. „Wir haben ja mehr Doktoren als Schuster bei uns."

Am Nachmittag des 22. Februar kam Oberst Grolmann aus Mery zurück und meldete: „Von einer Schlacht ist keine Rede; der Rückzug ist beschlossen und eingeleitet. Die allgemeine Disposition desselben gilt auch für die schlesische Armee." — Weiter kam er nicht, denn nun polterte Blücher los, und es dauerte ziemlich lange bis der erste Sturm vorbei war. Nun benützte Oberst Grolmann die entstandene Pause und meldete ruhig weiter: „Seine Majestät der Zar dagegen ist mit dem Vorschlage Euer Exzellenz einverstanden und versprach, daß Euer Exzellenz die Ermächtigung erhalten sollten, die beiden gewünschten Korps heranzuziehen."

Ei, wie leuchtete da das soldatisch schöne Gesicht des Feldmarschalls. Jetzt war es ihm ganz einerlei, was aus Schwarzenberg werden sollte, wenn nur er vorrücken dürfe. Aufmerksam gemacht, daß man um die bestimmte Genehmigung des

Planes doch noch schriftlich einkommen müsse, setzte er sich in der Freude seines Herzens sofort selbst hin und schrieb nachstehenden durch den gesunden Kern so wichtigen, durch die Schreibfehler aber so originellen Brief an den Zaren:

„Der Obrist Grolmann bringt mich die nachricht daß die hauphtarmee eine Rückgengige bewegung machen wird, ich hallte mich verpflichtet Ewr Kaiserlg. Magistet die unvermeidligen nachtheilligen vollgen davon, aller untertänigst vor zu stellen. 1) Die gantze Francöische Nation tritt unter den waffen, der theill so sich vor der guten sache geeußert ist unglücklig. 2) unsre Siegreiche armee wird muthloß. 3) wihr gehen durch rückgengige Bewegungen in gegenden, wo unsere truppen, durch mangell leiden werden, die einwohner werden durch den verlust des Letzten waß sie noch haben zur verzweifflung gebracht. 4) der Kaiser von Frankhreich wird sich von seiner bestürtzung worin er durch unser vordringen erholen, und seine nation wider vor sich gewinnen. Ewr. Kaiserligen majestet danke ich aller untertänigst daß sie mich eine offensive zu beginnen erlaubt haben, ich darff mich alles guhte da von versprechen, wenn sie Gnedigst zu bestimmen geruhen daß die Generalle von Winzingerode u. v. Bülow meiner auforderung gnügen müssen, in dieser verbintung werde ich auf Paris vordringen, ich Scheue so wenig Keißer Napoleon wie seine marschälle wenn sie mich entgegen träten."

Mit diesem Schreiben begab sich Oberst Grolmann wieder in das Hauptquartier und kehrte noch am 23. abends mit der Meldung zurück: „Alles genehmigt."

Diesen Jubel in der ganzen schlesischen Armee! Der alte Blücher strahlte. Schlauerweise ließ er möglichst schnell, nämlich noch in der Nacht zum 24. abmarschieren. Er fürchtete, der Einfluß der „Diplomatiker" könnte sich nochmals Geltung verschaffen, und wollte außer dem Bereich des Hauptquartiers sein. Er hatte nicht falsch geschlossen, aber er war nun fort und brauchte nicht mehr zu gehorchen.

Der Abmarsch der schlesischen Armee über die Aube und gegen Sezanne geschah so schnell und so heimlich, daß die

Franzosen gar nichts davon merkten. Napoleon hatte noch längere Zeit keine Ahnung, welche Wetterwolke sich da in seiner linken Flanke zusammenzog und drohend gegen Paris aufstieg.

Schwarzenbergs Entscheid ist geradezu unbegreiflich. Der Oberbefehlshaber der Hauptarmee zog seine Korps weiter hinter Troyes zurück und erwartete, was ein Unterfeldherr durch eine Offensive gegen die feindliche Hauptstadt erreichen würde. Unterdessen verlegte man sich auf Unterhandlungen und zog sich, als Napoleon gegen Troyes vorrückte, mit der ganzen Armee hinter Mery.

Bei den in dem kleinen Orte Lusigny gepflogenen Verhandlungen schärften sich die Gegensätze immer mehr zu. Schließlich verzweifelten Kaiser Alexander und der stets treu und fest zu ihm haltende König Friedrich Wilhelm daran, Schwarzenberg zu einer energischen Handlung zu bewegen, und erklärten sich mit mit dem Vorschlag eines Waffenstillstandes an Napoleon einverstanden. Als dieser Antrag aber an den Kaiser kam, schlug er ihn rundweg ab und ließ dem Abgesandten Metternichs, Grafen Paar, den er gar nicht vorließ, erklären, daß er einen Waffenstillstand nur nach Räumung des französischen Gebiets annehme! Niemand hat das Gebahren dieser Friedenspartei in der Hauptarmee schärfer gekennzeichnet, als der französische Kaiser selbst, indem er am 17. Februar an seinen Bruder Josef nach Paris schrieb: „Il est difficile, d'être lâche à ce point“ und „Ces misérables, au premier échec tombent à genoux.“

Nun gab es im Hauptquartier wieder verschiedene scharfe Szenen. Schließlich beendete der Zar den Streit durch die gegenüber dem Lord Castlereagh gesprochenen Worte: „Ich schließe nicht Frieden, solange Napoleon auf dem Throne sitzt.“

König Friedrich Wilhelm aber schrieb mit vollem Recht an Blücher: „Der Ausgang des Feldzuges liegt von nun an in Ihrer Hand.“ Damit und dadurch, daß der Marsch gegen Paris ihm allein zufiel, war der alte Marschall Vorwärts auch formell die Seele der ganzen gegen Napoleon gerichteten Kriegsthätigkeit der Verbündeten geworden. In Wahrheit war

er es ja schon längst gewesen. Schwarzenberg stieg thatsächlich von seinem hohen Range herab. Er erhielt eine Nebenrolle, er sollte nur ablenken, Blücher aber handeln.

Nach dem Abmarsche der schlesischen Armee hielt der österreichische Oberbefehlshaber seinen weiteren Rückzug naturgemäß für noch notwendiger, als vorher, und wich in den nächsten Tagen bis hinter die Aube in der Richtung auf Chaumont.

Napoleon, der immer noch keine Ahnung von der für ihn so gefährlichen Änderung der Dinge bei der schlesischen Armee hatte und dieselbe für kampfunfähig hielt, zog hinter der Hauptarmee der Verbündeten her, aber nicht mit der sonst an ihm gewohnten Schnelligkeit. Er wollte, ehe er sich zu einem großen Angriffe auf Schwarzenberg entschloß, noch die Ankunft der in Aussicht gestellten Verstärkungen abwarten. Außerdem hielt er sich in Troyes auch mit Untersuchungen und Bestrafungen von royalistischen Umtrieben auf. Nachdem ja nach der bisherigen Erfahrung auch eine Angriffsbewegung der Hauptarmee der Verbündeten nicht zu erwarten war, so schien ein dichtes Aufschließen seiner Armee noch nicht notwendig. Da, plötzlich, in der Nacht vom 26. zum 27. Februar, erfuhr Napoleon den Marsch Blüchers gegen die Marne. Jetzt war ihm mit einem Male alles klar. Schwarzenberg sollte ihn gegen Osten locken, damit Blücher sich hinter seinem Rücken der Hauptstadt bemächtigen könnte! Dazu kam noch, daß der unermüdliche alte Marschall einen dreitägigen Vorsprung hatte! Nun durfte keine Minute gesäumt werden. Sofort traf der Kaiser seine Maßregeln. Die Korps von Oudinot, Gérard und Macdonald, sowie die Reiterkorps von Kellermann, St. Germain und Milhaud ließ er unter Befehl Macdonalds gegen die Schwarzenberg'sche Armee stehen, er selbst mit der Garde, den Korps von Ney und Victor, sowie den Reiterkorps von Grouchy, Nansouty, Bordesoulle und neugebildeten Truppen brach am 27. früh nach Sezanne auf, um in Gewaltmärschen Blücher an der Marne noch einzuholen.

Kaum hatte der Kaiser diese Gegend verlassen, so ereilte das Mißgeschick einen seiner Unterfeldherrn.

Am 26. Februar war das Korps Gérard nördlich Bar über die Aube gegangen. Daraufhin hatte sich Wrede mit seinen Bayern hinter Bar zurückgezogen, worauf Oudinot, Vallmy (welcher jetzt die Reiter Kellermanns befehligte) und St. Germain die Stadt selbst besetzten. In und bei derselben standen nunmehr an 30,000 Franzosen mit 60 Geschützen.

Im Hauptquartier Schwarzenbergs befand sich an diesem Tage noch der König von Preußen, während der Kaiser von Rußland schon nach seinem neuen Quartier Chaumont vorausgeritten war.

Friedrich Wilhelm war sehr verstimmt. Das fortwährende Zurückgehen, zu dem man doch gar nicht genötigt war, hatte ihn auf das Schmerzlichste bewegt. Heute mußte er sich aussprechen, und er that es in so beredter und überzeugender Weise, daß es ihm wirklich gelang, den schwankenden Fürsten Schwarzenberg zum Halten zu bestimmen. Wrede erhielt Befehl, stehen zu bleiben und den Feind nicht weiter vordringen zu lassen. Dieser beim Oberbefehlshaber erreichte Schritt veranlaßte den König Friedrich Wilhelm nun aus eigener Machtvollkommenheit noch weiterzugehen und den Korps von Wrede, Wittgenstein und Kronprinz von Württemberg den Auftrag zu erteilen, am nächsten Tage, am 27. Februar, zum Angriff überzugehen.

Man hätte den Truppen keine größere Freude machen können, als es durch diesen Befehl des Königs von Preußen geschah. Sie waren im höchsten Grade durch das beständige Zurückweichen und Vermeiden ernster Kämpfe aufgebracht und um so lauter brach jetzt der Jubel los, als man die frohe Kunde vernahm. Überall ertönten die Musiken, die Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten und brausende Hurras erfüllten die Luft.

Also am 27. Februar ging es vorwärts. Schwarzenberg war eigentlich zu diesem Entschlusse gepreßt worden. Sein erster Schlachtplan zeigte sich auch so unpassend, daß Wrede sich gegen denselben erklärte. Der zweite war ebenfalls nicht viel besser und wurde noch dazu nur halb ausgeführt. Darnach sollte

Wrede den Feind bei Bar durch leichte nicht ernst gemeinte Angriffe beschäftigen, Wittgenstein ihn weiter unterhalb bei Dolancourt umgehen, um ihm den Rückzug abzuschneiden, und dann erst Wrede die Stadt Bar ernstlich angreifen.

Die Franzosen dachten keine Sekunde daran, daß diese Ausreißer auch einmal zum Angriff schreiten könnten. Oudinot hatte seine Kavallerie vorwärts zum Fouragieren ausgeschickt und es gar nicht der Mühe wert erachtet, Rekognoszierungspatrouillen zu entsenden.

Früh 7 Uhr erschien Schwarzenberg bei Wrede und nahm eine Besichtigung der feindlichen Stellungen vor.

„Ich bin ganz überrascht. Der Gegner ist ja viel zahlreicher, als ich ahnte, und steht in einer außerordentlich starken Stellung. Da scheint mir der Angriff doch sehr bedenklich."

Bei Wrede und den anderen anwesenden Generalen der Bayern fand er aber gar kein Verständnis für diese Ansicht und keinerlei Gegenliebe für etwaige neue Rückzugsvorschläge.

Nun ritt er weiter zu den Russen, die sich glücklicherweise schon im Marsch befanden. Auch hier äußerte er seine Bedenken. Obwohl die russischen Generale dieselben ebensowenig teilten, wie die bayerischen, wagten sie doch nicht, dem Generalissimus etwas zu entgegnen. Der Karren schien wieder einmal verfahren zu werden, als zum größten Glücke der König von Preußen mit dem Kronprinzen und seinem zweiten Sohne, dem Prinzen Wilhelm (dereinstigem Kaiser Wilhelm), eintraf und sich erklären ließ, um was es sich handle.

Kaum war er eingeweiht, so begann er in so ernstem und entschiedenem Tone, wie man gar nicht gewohnt war, ihn sprechen zu hören: „Ich bin durchaus nicht Ihrer Ansicht, Durchlaucht. Im Gegenteil! Unsere Waffenehre erfordert endlich einmal eine ernste That. Will man jetzt nicht angreifen, wo man bei der großen Überzahl alle Aussicht zum Siege hat, so wird der Feind vordringen und wir werden zu einem ferneren Rückzuge gezwungen. Ich mache darauf aufmerksam, welche Folgen dies für die schlesische Armee haben müßte und

muß ausdrücklich bemerken, daß hierdurch offenbar ein Aufgeben des gemeinschaftlichen Planes ausgesprochen wäre.“

Diese königlichen Worte, insbesondere die im Schlußsatze enthaltene schwere Anklage waren entscheidend. Die russischen Generale und der einflußreiche Teil des Gefolges traten einstimmig auf Seite des Königs, der Oberbefehlshaber suchte verlegen nach Ausflüchten. Diesmal half es ihm nichts, er mußte nachgeben. So blieb es denn bei den erlassenen Befehlen.

Die Russen setzten ihren Umgehungsmarsch während dieser Zeit ununterbrochen fort. Allein sie wurden von der fouragierenden Kavallerie Oudinots entdeckt. Letzterer erkannte bald, daß es sich um einen allgemeinen Angriff gegen ihn handle. Im Thale der Aube konnte er demselben nicht begegnen. Also hinauf auf die Hochebene vorwärts Bar! Nördlich der Stadt beim Übergangspunkt von Dolancourt ließ er die Division Pacthod, mit seinen andern Divisionen Leval und Rothenburg, sowie mit einem Teile der Division Hamelinaye des Korps von Gérard erstieg er die Hochebene, und die Verteidigung von Bar selbst wurde der anderen Division Gérards und der Division Duhesme anvertraut. Bei dieser Besetzung war ein sehr maßgebender Höhenrand in der rechten Flanke übersehen worden. Dies sollte sich rächen.

Als die Russen nämlich die Hochebene erstiegen hatten, schickten sie sofort die Jägerbrigade Wlastof zur Rekognoszierung des soeben entdeckten Feindes vor. Die Jäger erreichten den erwähnten Höhenrand und konnten von hier aus vortrefflich gegen den rechten französischen Flügel wirken. Schleunigst warf Oudinot eine starke Brigade diesem Feinde entgegen.

Deren energisches Feuer trieb die russischen Jäger zurück. Der König von Preußen war den letztern ganz nahe gefolgt. Nun wandte er ruhig sein Pferd um und meinte: „Die Kugeln kamen warm aus dem Laufe.“ Als die Jäger weiter zurückgedrängt wurden, wollte Schwarzenberg, besorgt um des Königs Leben, letzteren veranlassen, schneller zurückzureiten. Mit den Worten: „Wo Ihr Platz ist, mein lieber Feldmarschall, da ist

auch der meinige" lehnte er jede Sicherung seiner Person ab und blieb mit seinen beiden Söhnen mitten im Kampfe.

Jetzt attackierten russische Kürassiere. Sie wurden abgewiesen. Endlich brachten 4 Geschütze den tapferen Gegner zum Stehen. Nun griffen ihn zwei russische Regimenter mit Entschiedenheit an. Besonders eines derselben erwies sich als sehr tapfer, erlitt aber starke Verluste.

Plötzlich wandte sich der König von Preußen zu seinem zweiten Sohne: „Reite einmal dorthin und erkundige dich, was das für ein Regiment im Feuer ist."

Prinz Wilhelm sprengte davon, ritt mitten im französischen Kugelregen wie im Manöver auf den führenden Stabsoffizier zu und richtete die Frage seines königlichen Vaters an denselben.

„Kaiserlich russisches Kaluga-Regiment, Königliche Hoheit!"

Ruhig kehrte der Prinz um, überzählte noch die Verwundeten und ritt dann zu seinem Vater zurück, um ihm unbefangen dienstlich zu melden, was er erfahren und gesehen. Stillschweigend hörte der König zu. Seine Miene verriet jedoch, wie angsterfüllt während des ganzen Vorgangs das Herz des Vaters geschlagen.

Nun hatte Prinz Wilhelm die Feuertaufe im wahrsten Sinne des Wortes erhalten und sich dabei musterhaft bewährt.

Zum höchsten Rang, der auf Erden möglich, stieg dieser Prinz empor, er wurde der mächtigste Kaiser der Welt und sein Volk nennt ihn „den Siegreichen". Alle möglichen Orden und Auszeichnungen bedeckten seine Brust. Wohl keine hat ihm später solche Freude gemacht, als der russische St. Georgen-Orden IV. Klasse und das eiserne Kreuz II. Klasse, welche beide er für sein Verhalten bei Bar-sur-Aube erhielt. Später wurde er auch der Chef dieses Kaluga-Regimentes.

Unterdessen hatte Fürst Gortschakof, welcher einen Teil der russischen Truppen befehligte, sein Korps zum Aufmarsch gebracht. Die Umgehung gegen Dolancourt wurde eingestellt.

Gegen dasselbe gingen nun die Franzosen mit aller Tapferkeit vor. Sie hätten die Russen wahrscheinlich geworfen, wären

diese nicht im stande gewesen, eine Batterie von 24 Geschützen ins Feuer zu bringen, denen die Angreifer nur 8 Kanonen entgegenstellen konnten. Bei der nämlichen Batterie stand jetzt der König von Preußen mit seinen Prinzen und machte wiederholt die Befehlshaber auf die beste Feuerrichtung aufmerksam. Durch die Geschosse dieser Artillerie kam der feindliche Angriff zum Stehen. Bald setzte aber Oudinot zu einem zweiten an. Unterdessen hatte Wittgenstein, obwohl selbst leicht verwundet, das russische Korps des Prinzen Eugen von Württemberg herangezogen. Durch dieses, und zwar auch hier besonders durch die Artillerie, konnte der zweite französische Stoß ebenfalls pariert werden.

Nunmehr führte Schwarzenberg auch die zum Korps Wredes gehörige österreichische Division Spleny heran und schickte an Wrede selbst den Befehl, jetzt energisch auf Bar vorzugehen.

Während oben auf der Hochebene etwa um 4 Uhr die Verbündeten mit Übermacht auf die Franzosen eindrangen und sie allmählich zum Weichen brachten, stürmten nun auch im Thale die Bayern Wredes energisch auf die Stadt Bar los. Trotzdem sich General Duhesme mit größter Umsicht und hartnäckigster Tapferkeit wehrte, und die Franzosen hier wieder ihre ganz eigene Anstelligkeit im Häuserkampfe und in der Verteidigung von Städten überhaupt zeigten, erstürmten die Bayern, wenn auch unter großen Verlusten, das Stadtthor und drangen in den Straßen vor. Auch hier gab es noch viele ernste Kämpfe. Schließlich wurden die Franzosen aber geworfen, Bar gehörte den Bayern.

Unterdessen hatte auch Oudinot seinen Rückzug teils über Bar, teils über Dolancourt vollzogen, und jubelnd trafen sich die Verbündeten in der eroberten Stadt.

Nun hatte doch auch die Hauptarmee, freilich eigentlich gegen den Willen ihres Oberfeldherrn und nur auf Grund des entschiedenen Eingreifens des Königs von Preußen, gesiegt. Hoffentlich hörte das ewige Zurückmarschieren doch endlich auf

und der ganze Feldzug erhielt wieder ein frischeres schneidigeres Ansehen!

Bei den Truppen hat man stets eine Art von richtigem Instinkt.

Man hört ja wenig von dem, was in den hohen Stäben ausgemacht wird, aber man ahnt doch viel und man urteilt nach dem, was man sieht. Auch bei den Russen Wittgensteins und den Bayern Wredes verbreitete sich bald das Gerücht, daß man den Sieg vom 27. Februar eigentlich dem Könige von Preußen verdanke.

Jubelnd begrüßten ihn deshalb die Truppen, wo er sich zeigte, und begeisterte Zurufe galten auch dem jugendlichen Prinzen Wilhelm, dessen tapferes Verhalten überall rasch bekannt geworden war.

Die Schlacht hatte den Franzosen 2600 Tote und Verwundete, 460 Gefangene und 2 Geschütze, den Verbündeten 1200 Russen und 300 Bayern an Toten und Verwundeten gekostet.

Bei den Kaisern von Rußland und Österreich rief die Siegesbotschaft sehr geteilte Gefühle hervor. Während ersterer laut seine Freude äußerte, waren letzterer und seine ganze Umgebung zurückhaltender. Die österreichische Politik brachte es denn auch zuwege, daß der Sieg von Bar-sur-Aube gar nicht verfolgt wurde, sondern Schwarzenberg seiner Armee eine achttägige Erholungsruhe gönnte! Mit 93,000 Mann wartete er ruhig ab, was der Erfolg der Unternehmung Blüchers sein werde und that keinen Schritt, letzterem dieselbe auch nur im geringsten wieder zu erleichtern.

Einzig und allein die diplomatischen Differenzen, welche zwischen Österreich und Rußland in Bezug auf die künftige Ordnung der französischen Verhältnisse bestanden, liefern den Schlüssel für dieses rätselhafte Verhalten Schwarzenbergs, wobei aber Blücher und sein tapferes Heer die Zeche bezahlen mußten! Kein Wunder, wenn letzterer daher auf die „Diplomatiker“ und „Federfuchser“ nur immer wilder und wilder ward!

V.

Blüchers Marsch gegen Paris.

Craonne, Laon.

Also der Marschall Vorwärts war den französischen Reitern und Spähern vor der Nase vorbei in nordwestlicher Richtung abmarschiert und befand sich mit seinen 53,000 Mann, die er bei Mery versammelt hatte, geradenwegs auf der Straße nach Paris. Am 25. Februar wollte der Marschall Marmont soeben von Sezanne gegen Châlons aufbrechen, um die Verfolgung der verbündeten Hauptarmee seitens Napoleon durch einen Marsch in die rechte feindliche Flanke zu unterstützen, als ihm plötzlich von rechts rückwärts schwache feindliche Abteilungen (der Vortrab Blüchers) gemeldet wurden.

„Bravo, bravo! Da haben wir es mit einem von Troyes abgeschnittenen Korps zu thun, das uns gleich einer reifen Frucht in die Hände fallen wird."

Er ließ schleunigst gegen diesen Feind aufmarschieren und gedachte, ihn sozusagen einzusacken.

„Aber, was ist denn dies? Dort erscheint ja sehr starke Kavallerie!"

Während er diese Beobachtung machte, jagten ventre à terre zwei Ordonnanzoffiziere von verschiedenen Seiten daher.

„Mon maréchal, feindliche Kavallerie in der Stärke von mindestens 4000 Pferden rückt auf der Straße nach Sezanne vor und hat uns schon fast überflügelt."

Kaum hatte er geendet, so rief der andere:

„Mon maréchal, so weit man von jener Höhe gegen Mery zurücksehen kann, ist die Straße mit anmarschierender Infanterie bedeckt. Was man bis jetzt zu entdecken vermag, sind es wenigstens 20,000 Mann."

Kaum traute Marmont seinen Ohren. Er bemerkte aber

die russisch-preußischen Reiter selbst nur zu gut. Dennoch ließ er sich nicht aus der Fassung bringen.

„Sacre nom de Dieu, ce n'est pas un corps perdu, c'est toute une armée, qui veut nous surprendre. Diable, que faire, que faire?“

Ja, da blieb eben nichts übrig, als zurück, schleunigst zurück. Er sah dies auch ein und gab sofort die nötigen Befehle. Die Straße von Paris zu decken, war nicht mehr möglich. Also gegen La Ferté-sous-Jouarre!

Wie konnten diese Franzosen laufen! So, daß man sie nicht mehr erwischte, obwohl man ihnen doch schon recht nahe gekommen war. Freilich trug daran auch der Umstand schuld, daß sich die Führer der Vorhut-Kavallerie Blüchers etwas lange besannen, ehe sie zur Verfolgung ansetzten. Bei der nächsten Gelegenheit, als die Generale um den alten Marschall versammelt waren, murmelte dieser auch etwas in den Bart, was wie „Leimsiederei und Schlafmützigkeit“ klang. Sein Murmeln war aber so laut, daß es nicht nur seine nächste Umgebung, sondern auch die, denen es galt, recht gut verstanden.

Nun konnte man doch nicht gerade auf der Pariser Straße weiter marschieren, sondern man mußte hinter Marmont her sein. Deshalb ging es nun auf La Ferté-sous-Jouarre los. Die ausreißenden Franzosen hatten in dieser Stadt das Korps des Marschalls Mortier vorgefunden. Nun ließen beide Marschälle die Brücke bei La Ferté zerstören, zogen sich vereint nach Meaux an der Marne zurück, sprengten die Brücke bei Trilport, vorwärts Meaux, und waren somit einer sehr ernsten Gefahr glücklich entronnen.

Die Verbündeten fanden la Ferté-sous-Jouarre verlassen. Beinahe wäre es ihnen aber gelungen, Meaux überraschend zu nehmen. Es handelte sich nur um Minuten, daß Marmonts Truppen noch rechtzeitig genug kamen, auch die dortige steinerne Brücke zu sprengen.

In Paris wirkten diese Nachrichten wie Blitze aus heiterem Himmel. Sie trafen gerade in die Dankesfeste wegen der Siege

von Nangis, Montereau und Bray. Um so größer war der Schrecken, als es plötzlich hieß: „Der Feind steht mit einem großen Heere kaum mehr zwei Tagemärsche von den Stadtmauern entfernt.“ Aber auch hier handelte man rasch und überlegt. Was an Truppen in der Hauptstadt entbehrlich war, wurde schleunigst den beiden Marschällen geschickt. Am 28. Februar trafen bei denselben 1600 Mann, am 29. 4900 Mann Infanterie, 800 Reiter und 48 Geschütze ein.

Blücher stand nun mit etwas über 50,000 Mann an der Marne bei La Ferté-sous-Jouarre. Ein Teil seiner Armee, die Vorhut unter Katzeler, war an den Thérouanne-Bach vorgeschoben. Ihm gegenüber hielten die beiden Marschälle Marmont und Mortier mit jetzt etwa 25,000 Mann, um ihm den Weg nach der Hauptstadt zu versperren. Weiter traf am 28. abends die Nachricht ein, daß Napoleon mit seiner Armee in Eilmärschen heranzöge, um sich mit seinen Marschällen zur Vernichtung Blüchers zu vereinigen. Die beiden Korps von Bülow und Wintzingerode standen noch weit im Norden, da vom Hauptquartier der Verbündeten der Befehl zur Vereinigung derselben mit der schlesischen Armee zu spät abgeschickt worden war.

Sollte nun Blücher rücksichtslos seinen Marsch auf Paris fortsetzen und sich der Gefahr aussetzen, dort unter den Mauern der Stadt eine Schlacht gegen eine große Übermacht unter den allerungünstigsten Verhältnissen zu schlagen? Nein, dazu war der Marschall Vorwärts doch ein zu kluger Feldherr. Er sah ein, daß er vor allem seiner Armee durch die Vereinigung mit Bülow und Wintzingerode eine Achtung gebietende Stärke geben und daher diesen beiden Generalen entgegenmarschieren müsse. Als man erfuhr, daß sich Napoleon in Gewaltmärschen schon der Marne bedeutend genähert hatte, kam es sogar darauf an, diese Vereinigung sehr schnell auszuführen, wollte man nicht Gefahr laufen, daß sich der französische Kaiser wieder zwischen die einzelnen Korps der schlesischen Armee einschieben würde. Also zurück an die Aisne, nach Soissons!

Die beiden Marschälle Marmont und Mortier wählten

die für ihre gefährliche Lage auch einzig richtige Kampfart, indem sie sich am 1. und 2. März angriffsweise gegen die vor ihnen stehenden schwachen Vortruppen der schlesischen Armee wendeten. Dadurch entstanden die Gefechte bei May und La Ferté-Milon, wodurch sowohl Katzeler als Kleist gezwungen wurden, sich zurückzuziehen.

Napoleon war am 1. März wirklich mit seinem Vortrab schon an der Marne angekommen. Er hoffte die schlesische Armee noch auf dem linken Ufer zu erwischen und vor dem Übergang über den Fluß oder während desselben gründlich zu schlagen. Richtig hatte er ja erkannt, wer sein Hauptfeind war, und dies, als er von Schwarzenberg wieder abließ, ausgedrückt, indem er, die schlesische Armee meinend, sprach: „Von dieser Armee droht Paris weit mehr Gefahr als von der anderen."

Dennoch war er zu spät gekommen. Der alte Blücher, dem diesmal selbst der ihn sonst für einen Tollkopf haltende Schwarzenberg bezeugte, er habe sich mit großer Klugheit benommen, hatte Lunte gerochen. Er setzte zwei Nachtmärsche daran und zwar tüchtige, um rechtzeitig an die Aisne zu kommen, und kam auch hin.

Der alte Isegrimm York war freilich darüber wieder sehr aufgebracht. Es sah nämlich mit der Verpflegung bei diesen Gewaltmärschen mehr wie schlecht aus und man mußte die Dörfer vollständig ausrequirieren und sogar des Feuerungsmaterials wegen abbrechen. Dagegen konnte selbst York nichts machen, und auch sein Zornesruf: „Ich will nicht den großen Banditen Abällino spielen", sowie sein wütendes Schimpfen über das große Hauptquartier hatten keinen Erfolg. — Napoleon erkannte zu seinem größten Ärger, daß ihm die schlesische Armee an der Marne entkommen war. Nun hoffte er sie vor oder bei dem Übergang über die Aisne zu fassen. Dabei rechnete er fest darauf, daß es den Verbündeten nicht gelingen werde, sich der Festung Soissons zu bemächtigen, sie also seitwärts derselben Pontonbrücken schlagen müßten. Hierin täuschte er sich aber.

Bülow und Wintzingerode waren nämlich mit ihren Korps,

zusammen 47,000 Mann, von Norden kommend schon am 2. März vor Soissons eingetroffen, hatten die Stadt teilweise umstellt und machten sich soeben daran, dieselbe vermittels Leitern ersteigen zu lassen, als der Kommandant, General Moreau, gegen freien Abzug die Übergabe anbot. Natürlich stimmten die Verbündeten zu, und der prächtigste Aisne-Übergang für die schlesische Armee war gewonnen.

Napoleon war über die Übergabe von Soissons so wütend, daß er den General Moreau vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen ließ.

Da Bülow in der eroberten Festung noch eine zweite Brücke schlagen ließ, so vollzog sich der Übergang der schlesischen Armee und die Vereinigung derselben mit den neu angekommenen Korps ohne jede Schwierigkeit, und am 4. März stand die ganze nunmehr geeinte Armee Blüchers auf dem rechten, nördlichen Ufer der Aisne. Der Feldmarschall hatte jetzt, da auch Verstärkungen angekommen waren, 110,600 Mann unter seinem Befehl, mehr als er jemals unter seinem Kommando vereinigt hatte. Dabei befanden sich 500 Geschütze.

Dennoch hatte diese Vereinigung auch einen und zwar nicht unbedeutenden Nachteil. Vor allem zeigte sich der große Unterschied der Truppen Bülows und Wintzingerodes von denen der bisherigen schlesischen Armee. Erstere stachen in ihren neuen Uniformen, mit den wohlgenährten Körpern, mit ihren frischen Gesichtern und blank geputzten Waffen sehr vorteilhaft gegen die durch Strapazen aller Art und Mangel oft an dem Nötigsten stark heruntergekommenen Leute Yorks, Sackens u. s. w. sehr ab. Dadurch und ferner durch die laut geäußerten diesbezüglichen Ansichten der neu angekommenen Generale von Bülow, von Wintzingerode, von Boyen, von Langeron u. s. w. verbreitete sich immer mehr, sogar im Hauptquartier Blüchers, die Meinung, es sei gar nicht notwendig, daß die schlesische Armee allein alles leiste, sondern es sei an der Zeit, daß Schwarzenberg mit der Hauptarmee ebenfalls etwas unternehme.

Wenn auch der alte Feldmarschall solchen Einflüsterungen

kein Gehör schenkte, so machten sich dieselben doch immer mehr geltend und wurden, als der Oberfeldherr später erkrankte, sehr maßgebend. Die neu angekommenen preußischen Generale meinten nicht ganz mit Unrecht, es empfehle sich, die preußischen Truppen auch um deswillen mehr zu schonen, damit Preußen, gestützt auf sein Heer, bei dem doch bald zu erwartenden Friedensschlusse sein Wort ebenfalls mit Nachdruck in die Wagschale werfen könne. Noch ein Grund, die schlesische Armee etwas zu schonen, war der, daß man Ursache hatte, dem Kronprinzen von Schweden neuerdings wieder zu mißtrauen. Es war nämlich gar nicht ausgeschlossen, daß dieser „piaffeur", wie ihn Napoleon nannte, gekränkt wie er sich fühlte, da weder Österreich noch Preußen etwas von ihm wissen wollte, sich plötzlich mit seinen Landsleuten vereinige und von Holland her mit seinen 24,000 Schweden gegen die Verbündeten losbreche.

Man kam daher zum Entschlusse, den Angriff Napoleons abzuwarten und bis Laon zurückzugehen. Das hatte zugleich das Gute, daß man den Feind 30 Kilometer weiter nördlich zog, so daß er sich mehr von Paris entfernte, und die Hauptstadt also leichter von der Schwarzenberg'schen Armee bedroht werden konnte, und daß man ein für eine Schlacht günstigeres Gelände fand.

Die Armee bestand jetzt aus den preußischen Korps von Bülow, York und Kleist, und den russischen von Sacken, Langeron, der vom Rhein herangekommen war, und Wintzingerode. Sie hatte ihre Aufstellung hinter der Aisne in der Art genommen, daß die Preußen den rechten, die Russen den linken Flügel einnahmen.

Napoleon war in der gleichen Zeit, also am 4. März, in Fismes zwischen Reims und Soissons eingetroffen. Zu seinem größten Ärger erfuhr er, daß ihm die schlesische Armee wie über die Marne so auch über die Aisne entkommen sei. Jetzt wurde seine Lage sehr gefährlich. Wenn Blücher immer mehr nach Norden auswich und ihn nachzog, so gab er Paris der Schwarzenberg'schen Armee preis. Andererseits durfte er nicht umkehren, ehe er nicht seinen gefährlichsten Feind, die schlesische Armee,

geschlagen. Dazu standen ihm trotz der Heranziehung der Marschälle Mortier und Marmont sowie zahlreicher Verstärkungen nur etwa halb so viel Streiter zur Verfügung als Blücher. Aber es mußte nun einmal gewagt werden, es gab kein Besinnen mehr, und deshalb entschloß er sich zum Kühnsten, zu einem energischen Angriff. Zu diesem Zweck wollte er gegen den linken Flügel der schlesischen Armee vorgehen, Reims nehmen, um sich die eigene rechte Flanke zu sichern, und Soissons mit Nachdruck bestürmen lassen, um den Marsch nach rechts zu verdecken.

Sofort am 5. März ging er an die Ausführung seines Planes. Die Einnahme von Reims gelang dem General Corbineau. Dabei wurden vier russische Bataillone gefangen. Auch die Marschälle Marmont und Mortier erledigten sich ihres Auftrages gegen Soissons mit großer Energie. Nach einem Verluste von etwa 1000 Mann — die Russen büßten fast die gleiche Zahl ein — mußten sie sich aber wieder zurückziehen. Der Kaiser selbst erreichte am 5. abends Bery=au=Bac auf der Straße von Reims nach Laon.

Die Verbündeten waren am 4. und 5. in ihrer Stellung geblieben. Da erscholl abends 8 Uhr am 5. März im Rücken des Hauptquartiers, welches in Soissons lag, lauter Lärm und man erfuhr, daß hier feindliche Kavallerie erschienen war und verschiedene Angriffe auf die Bagage gemacht hatte. Nun erkannte man die Umgehungsabsichten Napoleons und beschloß, ihnen sofort zu begegnen.

Zwischen der Aisne und dem Felsen von Laon liegt ein fast überall steil, an vielen Stellen sogar schroff sich erhebender Kreiderücken. Derselbe ist nur auf einer einzigen Querstraße von Süd nach Nord zu passieren. Man hatte ihn jetzt hinter dem linken Flügel, was diesem im Falle eines siegreichen Angriffs der Franzosen sehr gefährlich werden konnte. Als Blücher nun die Umgehungsgedanken Napoleons erkannt hatte, wollte er letzterem am 6. März mit der ganzen Armee entgegengehen und ihm vorwärts Craonne und Corbeny eine Schlacht liefern. Eine persönliche Rekognoszierung zeigte ihm jedoch, daß sich diese

Orte schon in der Hand der Franzosen befanden. Da ließ der Feldmarschall die gesamte Infanterie des Korps von Wintzingerode, etwa 24,000 Mann unter General von Woronzof, die Kalksteinhochebene hinter Craonne besetzen. Während der Feind sich im Angriff gegen diese so schwer erstürmbare Stellung abmühen würde, sollte Wintzingerode mit der gesamten Kavallerie seines Korps, sowie derjenigen von Langeron und York und mit allen reitenden Batterien ihm in den Rücken fallen, nachdem er ihn durch einen Nachtmarsch über Fetieux umgangen. Für alle Fälle wurde das Korps Bülows nach Laon geschickt. Blücher selbst nahm sein Quartier dicht hinter den Vorposten oben auf der Hochebene.

Der 7. März war ein schöner kalter Tag. Napoleon wußte durch Vorpostengefechte vom 6., daß der Höhenrücken stark besetzt sei. Marmont und Mortier waren noch nicht angekommen. Allein es war keine Zeit zu verlieren. Deshalb befahl er den Angriff. Als die Absicht des Gegners klar wurde, ließ Blücher auch die Korps von York und Kleist nach Fetieux marschieren, um dem Gegner in den Rücken zu fallen. Er wähnte Wintzingerode mit seiner Reitermasse schon hinter dem Feinde. Plötzlich, früh 9 Uhr, entdeckte er diesen saumseligen, energielosen General mit der ganzen Kavallerie noch dicht hinter dem Hauptquartier. Damit war der ganze Plan verdorben, auf einen großen Erfolg konnte man nicht mehr rechnen. Wütend suchte der Feldmarschall den unfähigen General auf, fand ihn aber erst um 2 Uhr und konnte dann nichts mehr gut machen. Es blieb nichts übrig, als den unterdessen in heftigen Kampf verwickelten Russen den Rückzugsbefehl zu senden.

Gegen diese war ein Vorgehen in der Front fast unmöglich. Deshalb beauftragte Napoleon den Marschall Ney, mit 15,000 Mann und 3700 Pferden ihren linken Flügel zu umgehen und energisch anzugreifen. Gegen den rechten entsendete er den General von Nansouty mit der Gardereiterei, etwa 2000 Pferde.

Alles in allem konnte Napoleon, da ein Eintreffen der

Marschälle Marmont und Mortier am 7. März noch nicht zu erwarten stand, höchstens 40,000 Mann ansetzen. Dabei mußten seine Truppen äußerst schwierige Bodenverhältnisse überwinden.

Oben auf der Höhe warteten etwa 52,000 Russen in vorzüglicher Stellung mit bedeutend überlegenem Geschütz.

Um 10 Uhr begann Marschall Ney seinen Sturm, eine der schwierigsten und blutigsten Unternehmungen, die er in seiner langen Kriegerlaufbahn geleitet. Der Kaiser unterstützte ihn in der Front durch ein gewaltiges Artilleriefeuer. Brav, geradezu bewundernswert erstiegen die Franzosen den Abhang unter dem energischesten Artillerie- und Infanteriefeuer der Russen.

Gedeckt hinter einem Hause des bis fast an den Rand vorreichenden Dorfes Ailles beobachteten zwei höhere russische Offiziere ihr Vorgehen. Lange sprachen sie nichts. Da trat mit einem Male der ältere vor das Haus, stellte sich angesichts der stürmenden Franzosen auf und legte die rechte Hand militärisch grüßend an den Helmschirm.

„Was machen Sie da, Oberst?“

„Ich zeige diesen Helden von Kriegern, wie sehr ich sie hochachte.“

„Sie haben recht, Oberst, ich folge Ihrem Beispiele.“

Aber alle Tapferkeit der Franzosen half nichts. Sie erstiegen zwar die Hochebene, allein oben angekommen, konnten sie wegen des verheerenden Feuers der Russen durchaus keine Fortschritte machen. Der Sturm auf das Dorf Ailles mißlang gänzlich. Ebensowenig Erfolg hatten rechts davon die Reiter Nansoutys. Schon jetzt waren die Verluste der Franzosen ganz außerordentliche. Trotzdem befahl Napoleon einen zweiten Angriff, den die Reiterbrigade Grouchy unterstützen sollte. Er mißlang wieder. Grouchy selbst erhielt einen Schuß, Marschall Victor war schon vorher schwer verwundet zurückgebracht worden, das russische Feuer schmetterte alles nieder, was aus dem schützenden Walde vordrang. Von neuem sah Ney sich genötigt, zurückzuweichen.

Schon fünf Stunden hatte diese mörderische Schlacht gedauert. Nun trat eine kleine Pause ein, die Franzosen rüsteten

sich wirklich zu einem dritten Sturm. Vom Korps Mortiers war die Reiterdivision Colbert eingetroffen und derselben gelang es, einen Weg auf die Hochebene zu finden. Jetzt befahl der Kaiser selbst den Sturm von drei Seiten. Er gelang trotz des wütendsten Feuers der Russen; sie mußten Alles räumen. Da überdies schon vor einer Stunde der Befehl des Feldmarschalls Blücher zum Rückzug eingetroffen war, so trat General von Woronzof diesen gegen 4 Uhr an. Von einer Flucht war aber gar keine Rede. Zuerst fuhr das russische Geschütz ab, dann marschierten die Bataillone schachbrettartig zurück. Kaum erkannten Napoleons scharfe Augen die ersten Anzeichen des Abmarsches der Russen, so ließ er durch seinen Feuerwerksmeister Drouot alle seine Geschütze, 80 an der Zahl, auf die Hochebene schaffen. Diese gaben dem abziehenden Gegner das Geleite. Weiter wollte der Kaiser den weichenden Feind durch Nansouty und Belliard, den Nachfolger des Generals Grouchy, von zwei Seiten anfallen und von seiner Rückzugsstraße gegen Laon abdrängen lassen. Das gelang aber nicht. Woronzofs Bataillone verloren keinen Augenblick die Fassung und der einsichtige und tapfere General von Wassiltschikof wies mit seinen Reitern jedes ungestüme Drängen der französischen Kavallerie ab. In größter Ordnung setzten die Russen ihren Rückzug fort und kamen in der gleichen Nacht unverfolgt in Laon an.

Napoleon hatte also unter Einsetzung seines letzten Mannes einen Sieg erfochten. Aber mit welchen Opfern! Über 8000 seiner braven Krieger lagen auf dem Schlachtfelde, während die Russen nur 4785 Mann verloren hatten. Der Kampf bei Craonne war die blutigste Schlacht des ganzen Feldzuges von 1814! Der echte französische „Elan“ hatte hier mit der altbekannten russischen Zähigkeit gerungen. Dabei war der Kern des französischen Fußvolkes, besonders der jungen Garde, zu Grunde gegangen. Beide Teile hatten weder Gefangene gemacht, noch eine Kanone erobert, aber beide sich mit ausgezeichneter Tapferkeit geschlagen. —

Nun faßte Napoleon einen nahezu tollkühnen Plan, der auch wirklich scheiterte. Er erfuhr im Laufe des 8. März, daß

die schlesische Armee sich zu beiden Seiten von Laon aufgestellt hatte. Diese Stadt liegt auf einem sich inmitten einer weiten Ebene etwa 100 Meter hoch erhebenden Felsen, der von Osten nach Westen eine Länge von etwa 3500 und von Norden nach Süden an der breitesten Stelle eine Ausdehnung von ungefähr 2000 Meter hat. Die Stadt war mit alten Mauern und Türmen umgeben. Diese und den Felsen wollte er in der Nacht vom 8. zum 9. März durch Überfall nehmen lassen und dadurch einen Stützpunkt mitten in der feindlichen Stellung gewinnen. Er wählte dazu seinen Adjutanten, den Oberst Gourgaud, aus, und beauftragte Ney und die Reiterei von Belliard zur Unterstützung. Obwohl es gelang, die russischen Vorposten zu überrumpeln und zurückzuwerfen, scheiterte der Anschlag doch bald an dem Widerstande der russischen Unterstützungen. Am Morgen des 9. März hatten die Verbündeten ihre Stellung in der Art besetzt, daß das Korps von Bülow die Stadt und den Felsen von Laon einnahm, die Korps von York und Kleist links desselben in der Ebene und das Korps von Wintzingerode rechts davon ebenfalls in der Ebene standen. Die Korps von Langeron und Sacken bildeten hinter dem Felsen von Laon die Reserve.

Es war ein kalter Morgen. Leichter Schnee bedeckte den gefrorenen Boden. Gegen 7 Uhr fiel starker Nebel.

Napoleon benutzte diese Witterungsverhältnisse, um sich möglichst unbemerkt mit seiner ganzen Armee nahe an die Stadt Laon heranzuschieben. Der rechte Flügel, Ney, mußte jetzt anrücken, und es gelang ihm wirklich, bis an den Fuß des Felsens, dann sogar in die Vorstadt Semilly zu dringen, das vor der Mitte gelegene Dorf Ardon zu besetzen und von hier aus die halbe Höhe des Felsens zu ersteigen.

Plötzlich aber schien eine wahre Hölle auf die Franzosen loszubrechen. Aus der Abbaye de St. Vincent, aus der Porte de Paris, aus der Porte de Reims, aus verschiedenen kleinen Thüren und Durchlassen, aus den Häusern am Abhang, kurz aus allen nur möglichen Öffnungen und Löchern, scheinbar sogar aus dem Boden und dem Felsen selbst stürzte es mit mark-

erschütterndem, grauenvollem Hurra hervor. Im Nebel erschienen die so unerwartet auftauchenden Preußen den überraschten Franzosen wie riesige Hünen; Schrecken erfaßte die bisher so tapferen Angreifer, dazu das fürchterliche Geschrei und die blitzenden Bajonette und Säbel; konnte es anders sein, als daß die Franzosen schleunigst wieder den Abhang hinabgeworfen wurden? Die Preußen Bülows verfolgten aber nicht blindhin weiter, sondern gingen in ihre erste Stellung zurück, und begnügten sich, ein wahrhaft höllisches Feuer vom Felsen herab in den Nebel, durch den die Franzosen sich eiligst zurückzogen, nachzusenden. Der erste Angriff der Franzosen war durch das Korps Bülow abgewiesen worden.

Nun hielt Napoleon das Gefecht einige Stunden hin. Er hatte den Marschall Marmont nach rechts entsendet, um den Gegner von Reims her anzugreifen und wollte dessen Einwirken abwarten. Gegen 11 Uhr verzog sich vorübergehend der Nebel und man erkannte von der übersichtlichen Stellung von Laon aus die Schwäche der entgegenstehenden Franzosen. Als man jetzt im Hauptquartier Blüchers den Anmarsch starker feindlicher Kräfte von Reims erfuhr, ordnete der alte Marschall Vorwärts einen raschen Vorstoß der beiden Korps von Wintzingerode und Bülow mit der Reiterei des Generals Wassiltschikof an, um dem Flankenangriff zuvorzukommen. Derselbe, mit 40,000 Mann ausgeführt, hätte gewiß Erfolg gehabt, wenn der alte Blücher im stande gewesen wäre, sich selbst an die Spitze zu stellen und sein helles „Vorwärts" den mit höchster Begeisterung an ihm hängenden Truppen zuzurufen. Aber er konnte nicht mehr. Länger schon hatten die außerordentlichen Strapazen dieses Feldzuges dem so rüstigen Greise zugesetzt. Dazu die Aufregungen und der Ärger über die Unfähigkeit Wintzingerodes bei Craonne. Der Ausbruch einer heftigen Krankheit trat zu Tage, nur mit Mühe konnte sich der Feldmarschall noch einige Stunden des Nachmittags zu Pferde halten. Dann aber erlag er seinen Schmerzen, mußte in ein Haus zurückgebracht werden und sich legen. Damit fehlte die Haupttriebfeder und die einheitliche Leitung für

den bevorstehenden Angriff. Obwohl es Bülow gelang, sich des Dorfes Ardon zu bemächtigen, zeigte es sich doch bald, daß das Vorgehen der Preußen und Russen in keinem ordentlichen Zusammenhang stand. Dies erkannte Napoleon sogleich und wieder kam seine überlegene Führung und seine Meisterschaft als Schlachtenlenker zur Geltung, so daß die Verbündeten bald alle weiteren Versuche, vorzudringen, aufgaben und in ihre Stellung zurückkehrten. Der auf- und abwogende Nebel hatte ebenfalls das Zusammenwirken ihrer Operationen nicht wenig gestört. Die Franzosen drangen nach, erstiegen nochmals den halben Berg, wurden aber geradeso wie das erste Mal von den Preußen Bülows hinabgeworfen. So dauerte der Kampf unentschieden bis 2 Uhr fort.

Napoleon war mit den bisherigen Ergebnissen sehr unzufrieden. Er verzehrte sich fast vor Ungeduld, weil er noch keine Nachricht über das Eingreifen Marmonts erhalten hatte. Einen Adjutanten nach dem anderen schickte er fort, um seinem Marschall Eile anzuempfehlen, aber keiner derselben sollte sein Ziel erreichen, sie fielen allesamt den überall herumstreifenden Kosaken in die Hand. Die Unthätigkeit auf dem Schlachtfelde aber hielt der Kaiser nicht mehr länger aus. Er befahl, wenigstens das vor seinem linken Flügel im Sumpfe liegende Dorf Clacy zu stürmen. Dies gelang und es fielen dabei sogar 250 Russen in Gefangenschaft, welche indes später wieder befreit wurden. Damit aber hatten die Unternehmungen des Kaisers ihren notgedrungenen Abschluß erreicht, und um 5 Uhr endete hier der eigentliche Kampf, um 6 Uhr verstummte auch bei Clacy das letzte Feuer.

Unterdessen war Marmont seinem Auftrage gemäß aus der Richtung von Reims gegen Laon anmarschiert. Vom Kaiser trennte ihn ein etwa 7 Kilometer breites, fast ungangbares morastiges Gelände, und er wußte von jenem schlechterdings nichts, völlig umsonst hatte er nach und nach an 400 Reiter und 4 Kanonen zur Herstellung der Verbindung entsendet. Wegen der Bodenschwierigkeiten und der streifenden Kosaken kam kein Mann

durch. Nun traf sein Korps vor dem von preußischen Vortruppen besetzten Dorfe Athis ein, das er in Brand schießen ließ. Um dem Feinde das Passieren zu erschweren, zündete die abziehende preußische Besatzung vollends die Häuser an, welche die Granaten verschont hatten, während Marmont durch eine seitwärts der Reimser Chaussee aufgestellte Batterie von 20 Geschützen ein wegen der großen Entfernung und des Nebels nahezu wirkungsloses Feuer unterhielt. Dies alles hatte die Verbündeten nun lediglich auf seine Umgehungskolonne aufmerksam gemacht. Man glaubte, der Kaiser Napoleon befinde sich bei diesen Truppen und werde hier den Hauptstoß ausführen. Deshalb wurden jetzt auch die Reservekorps von Langeron und Sacken nach dem linken Flügel gezogen, und es standen also in erster Linie die Korps von York und Kleist, deren sämtliche Kavallerie unter General von Zieten zusammengezogen war, und dahinter die beiden russischen Korps, im ganzen über 60,000 Mann, bereit, die 16,000 Mann Marmonts zu empfangen. Die Gegner kannten ihre beiderseitige Stärke nicht. Wohl aber sahen York und Kleist bald ein, daß ihre Truppen den Franzosen an Zahl überlegen seien.

Mit Vorpostengefechten war der Nachmittag vergangen. Marmont brach jetzt überall den Kampf ab und traf Sorge, seinem Korps während der Nacht Ruhe zu gewähren. Bald verkündeten zahlreiche Wachtfeuer, daß die Franzosen jetzt keinen anderen Gedanken hatten, als „faire la soupe“.

Schon während des Nachmittags hatten York und Kleist selbständig den Entschluß gefaßt, den Feind vor sich mit ihren beiden Korps und der Reiterei Zietens zu überfallen. Ihre diesbezügliche Anfrage im Hauptquartier kreuzte sich mit einem von dort abgeschickten Befehl in gleichem Sinne.

Endlich war die Dämmerung der Dunkelheit gewichen. York, der als der ältere den Überfall zu leiten hatte, berief die Befehlshaber der beiden Korps zu sich und erteilte jedem seinen Auftrag kurz, klar und bestimmt. Schon in dieser Art der Einleitung der ganzen Unternehmung lag die Bürgschaft des

Gelingens. In solchen Augenblicken kannte man den alten Isegrim gar nicht wieder. Da gab es kein Nörgeln und Bekritteln, wie es sonst so häufig seine Art war. York zeigte sich oft vor den Schlachten sehr besorgt, sogar zaghaft. Hatte er aber einmal seinen Entschluß gefaßt, dann erreichten ihn wenige an Bestimmtheit und Klarheit der Ausdrucksweise und an Thatkraft des Handelns. So auch heute am 8. März abends zwischen 7 und 8 Uhr.

„Nun, meine Herren, auf Ihre Posten! So Gott will, sehen wir uns morgen früh als Sieger wieder.“

Die Offiziere ritten zu ihren Truppen.

Es war eine klare, sternenhelle Nacht. Dennoch konnte man auf etwa 300 Schritte nichts mehr unterscheiden. Einzelne Gewehrschüsse klangen von den Vorposten bei Athis herüber, als sich rechts das Korps von Kleist, links das von York in Bewegung setzte. Die Bataillone marschierten dicht aufgeschlossen in Angriffskolonne lautlos vor. Deutlich erkannte man schon mehr und mehr die feindlichen Wachtfeuer. Allmählich vernahm man auch den Lärm singender und schreiender Stimmen. In einem französischen Lager herrscht nie große Stille. Weiter schieben sich die dunklen, stummen Massen heran. Was für Funken leuchten dort durch die Nacht? Es sind die brennenden Lunten, von den französischen Kanonieren bereit gehalten, um rasch an die Zündlöcher angesetzt zu werden, wenn es nötig wäre. Manchem braven Preußen, dessen Marschrichtung gerade auf solch einen rotglühenden Funken zuführte, klopfte das Herz fast hörbar.

„Wenn sich die Lunte jetzt senkt, ist es aus mit mir! Aber auch mit vielen anderen Kameraden und die marschieren doch schneidig vorwärts. Sollen mir ebenfalls keine Furcht anmerken! Vorwärts! Mit Gottes Hilfe komme ich vielleicht doch durch.“

Dann marschierte er weiter, der brave Märker, gerade auf die brennende Lunte los. Zum guten Glück hatten die meisten der französischen Artilleristen ihre Lunten über Stöcke gehängt,

sahen nur hie und da nach denselben, ob sie noch brannten, und beschäftigten sich im übrigen ebenfalls mit der Zubereitung ihrer Mahlzeit.

Unbemerkt kamen die Preußen bis auf 500 Schritte an das feindliche Lager. Jetzt wurden sie von verschiedenen aufmerksam gewordenen Posten angerufen: Qui vive?

Statt der Antwort ließ York selbst einen vorher als Zeichen verabredeten Pfiff ertönen und nun ging's los, und wie! Auf einmal schlugen alle Tambours den Sturmmarsch, die Hörner schmetterten durch die Nacht, die Musiken spielten und tausendfache wütende, anhaltende und immer wieder neu erschallende Hurras erfüllten mit entsetzlichem Getöse die Luft. Dabei brauste es daher, als ob endlich ein Vulkan seinen Mantel gesprengt hätte und sich die feurige Lava nun zischend, tobend, kochend über das Land ergösse, um alles zu vernichten. In grausiger Bestürzung eilten die Franzosen zu ihren Waffen. Aber von Ordnung war keine Rede mehr. Einige Artilleristen gelangten noch an ihre Geschütze und konnten verschiedene Granat- und Kartätschschüsse abfeuern. Dann aber war es aus. Preußische Bajonette vertrieben ihnen die Lust zu weiterem Kampfe, und wer dem Gemetzel entkam, floh in wilder Verwirrung davon. Die Unordnung wurde von Minute zu Minute durch die nachdrängenden preußischen Kolonnen vergrößert. Zu allem Unglück für die armen Franzosen erscholl es plötzlich in ihrem Rücken tausendfach: „Heurich! Heurich!"

„Que ce qu'est cela? Que ce qu'est cela?"

Das waren die Reiter des preußischen Generals von Zieten, die mit ihrem ehemaligen Spitznamen, der später ein Ehrenname geworden war, den Kameraden von der Infanterie anzeigten, daß sie da waren und wo sie dreinhauten. Man hatte dies Wort als Erkennungszeichen gewählt, weil die Wälschen das H am Anfang und das ch am Ende nicht aussprechen und deshalb das Wort nicht nachrufen konnten, um sich etwa dadurch die Flucht zu erleichtern.

Nun erreichte das Durcheinander bei den Franzosen den

höchsten Grad. Ohne jeden Zusammenhalt wälzten sich die Flüchtigen in wirren Haufen auf der Straße nach Reims zurück. Doch ein Bataillon hatte sich wenigstens annähernd geordnet. Allmählich gewinnt es festere Haltung. Plötzlich sausen von der Seite Kürassiere daher, und ehe die armen Überrittenen zur Besinnung kommen, ist auch dieses Bataillon völlig gesprengt und ein großer Teil der Leute erschlagen. Ein heller Feuerschein aus einem nahen Hofe lodert mit einem Male in die Höhe und beleuchtet diese Szene. Da schreit einer der angreifenden Kürassieroffiziere: „Mais ce ne sont pas des prussiens! Ce sont nos pauvres fantasins!“ Wahrhaftig es war so. Französische Kürassiere hatten ein französisches Bataillon niedergeritten.

So ging es bei dem armen Korps Marmonts zu, das nunmehr in wilder Flucht auf Corbeny stürzte. In heftigster Verfolgung jagten die Preußen hinterher und erst die vollständigste Erschöpfung der Truppen zwang deren Führer, sie endlich halten zu lassen und wieder zu sammeln. Der Erfolg dieses prächtigen nächtlichen Überfalls war ein großartiger. 2500 Gefangene, 45 Kanonen, 131 Munitionswagen und eine Menge Heergeräte aller Art befanden sich in den Händen der Sieger. Dagegen betrug der eigene Verlust nur 550 Tote und Verwundete.

Der alte Blücher lag krank in Laon im Bett. Da kam die Siegesbotschaft Yorks. Freudig bewegt rief er aus: „Bei Gott, ihr alten Yorkischen seid ehrliche, brave Kerle! Wenn man sich auf euch nicht mehr verlassen könnte, da fiele der Himmel ein!“

Leider nahm sein Fieber immer mehr zu und am folgenden Morgen kam die Krankheit in Form einer heftigen Augenentzündung zum vollen Ausbruch.

Daß der Feldmarschall nicht selbst den Oberbefehl in gewohnter Weise weiterführen konnte, hatte die nachteiligsten Folgen. Schon in der Nacht entstanden zwischen Gneisenau und Müffling Meinungsverschiedenheiten wegen der Anordnungen für den folgenden Tag. Man nahm als gewiß an, daß Napo-

leon nach der Niederlage seines Marschalls freiwillig abziehen werde. Dann sollten ihm die Korps von Wintzingerode, Bülow, Sacken und Langeron folgen. York und Kleist wurden mit der weiteren Verfolgung Marmonts betraut und sollten dann Napoleon abzuschneiden versuchen. Später aber, als Blüchers Krankheit zunahm, wollte Gneisenau die Verantwortung für diesen Plan nicht mehr übernehmen und bestimmte nur zwei Korps, Wintzingerode und Bülow, zur direkten Verfolgung Napoleons.

Dieser machte am Morgen des 10. März allen weiteren Streitigkeiten über seine Verfolgung dadurch ein rasches Ende, daß er nicht nur nicht abzog, sondern sogar zur größten Überraschung der Verbündeten von neuem zum Angriff schritt.

Es war ein zwar verzweifelter, aber kein schlechter Entschluß, der auch für Napoleon die besten Früchte trug. Im Gegenangriff der Verbündeten herrschte keine Übereinstimmung; es fehlte der ausgleichende Oberbefehl. Der Sturm der Russen auf Clacy mißlang, Bülow wurde sogar zurückgedrängt und die Franzosen drangen wieder in die Vorstadt Semilly ein. Hier erlahmte zwar ihre Kraft, aber die Vorteile, die sie errungen hatten, bewirkten, daß Gneisenau, für die Mitte besorgt, die beiden Korps von York und Kleist von ihrer glänzenden Verfolgung zurückrief. Gegen alle Vorstellungen der an ihn gesendeten Adjutanten blieb er taub und bestand auf dem gegebenen Befehle. Die beiden Generale fügten sich, aber sie waren ob dieser unnützen Rückmärsche wütend, und der Erfolg der Schlacht gab ihnen recht. Napoleon spornte etwa um 2 Uhr seine braven Leute an, ihre letzte Kraft aufzubieten, und ließ seine Truppen nochmals vorgehen. Aber es war menschenunmöglich; seine Armee war zu schwach. Nach zweistündigem fürchterlichen Ringen mußten sie zurück, und das war erreicht, ehe die zurückgerufenen preußischen Korps auf dem Schlachtfelde wieder eintrafen. Marmont aber war entkommen, und von dem Abschneiden der Armee Napoleons konnte jetzt nicht mehr die Rede sein. Der Grimm Yorks über diese Vorfälle war grenzenlos. In seinem Zorn setzte er sich am andern Morgen in den Wagen und wollte die

Armee und sein Korps verlassen. In dieser schwierigen Lage — man sprach schon von der Berufung Yorks vor ein Kriegsgericht — fand wieder der alte kranke Blücher den rechten Weg. Er sah ein, daß man mit einem so verdienten General wie York nicht einfach nach dem Buchstaben der Vorschrift verfahren könne, und meinte: „Der York ist oft sakermentisch brummig, aber er läßt es sich auch sauer werden. Hätt' ich noch so Einen, so wollt' ich damit Bären fangen, Gott straf mir." Dann richtete er sich in seinem Bett auf und schrieb trotz seiner heftigen Augenschmerzen mit äußerster Mühe: „Allter waffengefehrte, verlassen sie die armeh nich, da wir an sihl sind, ich bin sehr krank und gehe selbst so ballde der kampf vollendet."

Wie der alte Isegrimm diese Worte las und hörte, unter welchen Umständen sie der kranke Marschall geschrieben, verrauchte sein Zorn. Er blieb und die Verstimmung war wieder beigelegt.

Der Feind aber hatte sich diese Verhältnisse zu Nutzen gemacht. Noch einmal war der fränkische Leu entkommen. Aber er trug eine unheilbare, eine Todeswunde mit sich. Die Verluste der zweitägigen Kämpfe bei Laon waren für die Franzosen wieder ganz riesige gewesen. In diesen Schlachten hatten sie von neuem an 9000 Mann verloren. Es betrugen also die Verluste der letzten 4 Tage über 17,000 Mann. Die Verbündeten zählten bei Laon nur wenig über 2000 Tote und Verwundete.

Nach solcher Schwächung konnte Napoleon an keinen Angriff auf die schlesische Armee mehr denken. Er war mit blutigem Kopfe abgewiesen worden, er mußte vor seinem ärgsten Feinde das Feld räumen und wußte, daß er diesen nicht mehr verhindern konnte, auf Paris zu marschieren. Unentschieden, was er nun vornehmen wolle, zog er sich zunächst nach Soissons zurück, um die durchaus nötige Umbildung seiner so sehr gelichteten Armee zu betreiben.

Dort traf ihn eine schlechte Nachricht nach der anderen. General Maison meldete, daß er sich nicht mehr lange in Holland halten könne, im Süden bei Lyon zeigten sich die Öster=

reicher dem Marschall Augereau weit überlegen, im Südwesten hatte Marschall Soult vor den Engländern weichen müssen, der Weg nach Bordeaux stand dem Feinde offen, die Hauptarmee der Verbündeten konnte jeden Tag vor den Thoren der geängstigten Hauptstadt erscheinen und die Umtriebe der Royalisten, des Herzogs von Angoulême im Süden sowie des Grafen von Artois in der Franche-Comté und in Burgund, griffen immer weiter um sich.

Dennoch verzweifelte dieser gewaltige Mann noch nicht. Immer wieder sann er auf neue Rettungsmittel und es gelang ihm wirklich, das Ende des Krieges noch um Wochen zu verzögern. Freilich unterstützte ihn das Geschick in der Art, daß der rührigste und fähigste seiner Feinde, der alte Blücher, durch Krankheit brach gelegt war, und daß infolge dessen die schlesische Armee nicht mehr annähernd die Leistungen ausführte, die man sonst von ihr zu sehen gewohnt war und die Napoleon selbst so sehr fürchtete.

VI.

Nach Paris.

Reims, Arcis-sur-Aube, Fère-Champenoise.

Nach der gründlichen Abweisung bei Laon war Napoleon trotz seines unvergleichlichen Genies, trotz seiner eigenen Thatkraft und der zum Äußersten gehenden Aufopferungsfähigkeit seiner Offiziere und Mannschaften nicht mehr im stande, gegen eine der beiden feindlichen Armeen mit Aussicht auf Erfolg vorzugehen. Ein Mann von geringerer Denkungsart hätte sich jetzt gefügt und den vom Feinde ihm angebotenen und von der französischen Kammer zu Paris zur Unterzeichnung empfohlenen Frieden auf Grundlage der Verhältnisse wie sie vor 1792 waren angenommen. Nicht

so Napoleon. Von der Republik hatte er Frankreich einschließlich Belgiens, des linken Rheinufers und des größten Teiles von Italien übernommen und diesen Besitzstand zu wahren geschworen. Um ihn zu erhalten, wollte er bis zum Äußersten kämpfen. Ohne ihn wollte er lieber ruhmbedeckt im unmöglichen Kampfe zu Grunde gehen als nachgeben.

So gab er denn trotz Laon dem ihn beim Kongreß zu Chatillon noch immer vertretenden Minister Caulincourt keinerlei neue Weisung, dieser stellte am 15. März im Namen seines Kaisers vielmehr Forderungen, welche die Verhandlungen über den Präliminarfrieden endgültig zum Scheitern brachten. Wäre nicht am 10. März zwischen den Vertretern von England, Rußland, Österreich und Preußen eine Erneuerung des schon bestehenden Bündnisvertrags erfolgt, in welchem die Mächte sich verpflichteten, mit ihrer gesamten Streitmacht im Kriege auszuharren, bis die Rückkehr Frankreichs in die Grenzen von 1792 und die Unabhängigkeit Hollands, Deutschlands, der Schweiz, Italiens und Spaniens von Frankreich zugestanden sei, so wäre man fast versucht zu sagen, daß der sogenannten Friedenskongreß, welcher während der Zeit vom 14. Januar bis 18. März gespielt hatte, wie eine Posse verlaufen sei. Aber auch so hatte man schließlich nur erreicht, daß man sich sogar im österreichischen Heere über die „Diplomatiker" lustig machte und die letztgiltige Entscheidung über den Kriegsabschluß doch den Männern des Schwertes überlassen mußte.

Die Friedenspolitik des Kaisers Franz und Metternichs hatte also eine gründliche Niederlage erlitten. Der österreichische Kaiser hatte sich nun selbst überzeugen müssen, daß mit Napoleon eine Verständigung wirklich unmöglich sei. Aber auch Kaiser Alexander hatte inzwischen die Erfahrung gemacht, daß er mit seinem noch immer festgehaltenen Lieblingsplan, den bei Freund und Feind gleichmäßig übelbeleumundeten Bernadotte als russische Kreatur auf den Thron Napoleons zu setzen, brechen müsse, wolle man nach Paris gelangen. Die neue Lage im Hauptquartier der Verbündeten machte sich der schlaue Talley=

rand zu nutze. Er schickte auf Schleichwegen den Baron Vitrolles, einen fanatischen Anhänger der Bourbons, zu den Mächten, um durch ihn die Notwendigkeit der Rückberufung des französischen Königshauses nach Frankreich erweisen zu lassen. Vitrolles traf am 1. März in Troyes ein und wurde von Metternich am 19. zu Ministerkonferenzen nach Bar-sur-Seine eingeladen. So wenig die Verbündeten bisher auch von der Begeisterung des französischen Volkes in seinen breiteren Schichten für die Bourbons, auf welche sich Vitrolles berief, bemerkt hatten, so gewann in Ermangelung eines anderen Auswegs der Gedanke der Rückberufung derselben doch zusehends an Boden, und damit war auch das erlösende Wort gefunden, um die Kriegsoperationen in ein energischeres Tempo zu bringen. Auch der lähmende Druck, welcher bis dahin auf Fürst Schwarzenberg gelastet hatte, schien etwas nachgeben zu wollen.

Napoleon stand jetzt zwischen den beiden feindlichen Armeen sozusagen auf der Lauer. Gerne hätte er seinen erschöpften Truppen einige Ruhe gegönnt. Da erhielt er aber Nachricht, daß ein zur Verstärkung für die schlesische Armee bestimmtes russisch-preußisches Armeekorps von etwa 14,000 Mann vereinzelt bei Reims stehe. Dies konnte er mit Übermacht angreifen und schlagen. Deshalb brach er schon am 12. abends mit dem größten Teile seines Heeres wieder auf und wendete sich gegen Reims.

Das gemeldete Korps bestand aus 9000 Russen und 5000 Preußen unter Befehl des Generals Graf von St. Priest. Die Preußen führte General von Jagow. Letztere hatten die schwache französische Besatzung von Reims am 12. März aus der Stadt geworfen. In derselben lagerten am 13. die Russen, während die Preußen in den umliegenden Dörfern kantonnierten. Da St. Priest Nachrichten über den Sieg von Laon erhalten hatte, glaubte er sich völlig sicher und ordnete für den 13. großen Feldgottesdienst bei Reims und Bezannes an, ohne auf die Vorstellungen des General von Jagow zu hören, der nicht so vertrauensselig war wie der russische General. Der Feldgottesdienst

fand statt. Während desselben jagte ein Husar mit verhängtem Zügel daher und meldete: „Unsere Vorposten sind überfallen, die beiden Landwehrbataillone von feindlicher Reiterei umringt und gefangen genommen worden. Die Franzosen drängen mit starken Massen gegen Reims vor.“

Das war keine geringe Überraschung. Im Nu wurde von den Preußen die Schlachtordnung angenommen. Auch St. Priest kam mit seinen Russen aus Reims und marschierte auf. Er hielt aber die ganze Geschichte nur für eine schwache feindliche Auskundung und scheute sich daher nicht, sich vor der Vesle-Brücke und dem Engnis der Stadt aufzustellen statt dahinter.

Napoleon erkannte bald, daß er diesen Gegner vernichten könne, wenn nicht zu bald zum Abzuge veranlaßt würde. Deshalb zog er, um das Anrücken seiner Massen zu erwarten, die Vortruppen wieder zurück und es trat eine zweistündige Gefechtspause ein. Dadurch wurde St. Priest erst recht verleitet, an eine gewöhnliche Rekognoszierung zu glauben, und statt die Gelegenheit zum Entkommen zu benützen, blieb er trotz aller Bedenken Jagow's und auch verschiedener russischer Generale vor Reims stehen. Dies sollte sich furchtbar rächen. Gegen 4 Uhr erschienen plötzlich im Halbkreis um die russisch-preußische Stellung herum weit überlegene feindliche Infanteriemassen, und 40 Geschütze eröffneten ein furchtbares Feuer. Jetzt erst erkannte St. Priest seinen Irrtum und gab Befehl zu schleunigem Rückzug, aber er war zu spät. Ein großer Teil der Verbündeten wurde durch ein starkes Reitergeschwader der Franzosen von Reims abgeschnitten oder doch durch wiederholte Angriffe vollständig in Unordnung gebracht. Schließlich gab es bei der Vesle-Brücke ein nicht mehr entwirrbares Durcheinander. Darein schoßen und hieben die Franzosen. Als nun auch die bisher noch vorn fechtenden Preußen Jagow's ankamen, mußte die Brücke mit Gewalt von Freund und Feind gesäubert werden, um überhaupt noch passiert werden zu können. St. Priest wurde in dem Gedränge tötlich verwundet. Endlich kam man über die

Vesle, aber wie! Die Verbündeten hatten in wenigen Stunden 5000 Mann und 22 Geschütze verloren.

Das war doch wieder ein Gewaltstreich Napoleons gewesen! Bei Laon kaum dem Untergange entronnen, hatte der gewaltige Löwe, den die Verbündeten verblutend in den letzten Atemzügen glaubten, mit mächtigem Tatzenhiebe ihnen noch solch einen Schaden zugefügt! Dies flößte einesteils neuen Respekt ein, anderteils veranlaßte es dazu, die aus Rücksichten auf leichtere Verpflegung weitzerstreuten Teile der Hauptarmee zwischen Troyes, Arcis-sur-Aube und Lesmont desto rascher zu einem endlichen energischen Schlage zusammenzuziehen. Und dieser Ansicht kam Napoleon entgegen.

Nach seinem Erfolge bei Reims beschloß der Kaiser nämlich, umgehend sich wieder gegen Schwarzenberg zurückzuwenden. Er ließ die beiden Marschälle Marmont und Mortier mit etwa 30,000 Mann und 60 Geschützen der schlesischen Armee gegenüber stehen, verstärkte den Rest seiner Armee durch schleunigst aus Paris herangezogene Kräfte auf 27,000 Mann und marschierte nach der Aube, um sich dort mit den in der Gegend von Provins stehenden 40,000 Mann der Korps von Macdonald, Oudinot und Gérard wiederzuvereinigen und aufs neue die Hauptarmee der Verbündeten anzugreifen.

Napoleon glaubte auf Grund verschiedener kurz vorher von Macdonald eingelaufener Meldungen, daß die Armee Schwarzenbergs diesem gegenüber bei Pont, Nogent und Bray stehe, und beschloß durch einen schnellen Marsch über Arcis-sur-Aube dem Gegner in den Rücken zu fallen, zwischen seine verschiedenen Heersäulen hineinzustoßen, einzelne Korps desselben zu vernichten und in das Ganze möglichste Verwirrung zu bringen. Der vorzügliche Plan scheiterte an der falschen Grundlage, auf der er aufgebaut war.

General Sebastiani, der Nachfolger des bei Craonne verwundeten Generals Grouchy, der am 19. März bei Plancy die Aube überschritt, traf auf die Kosaken des Generals Kaisarof, warf sie nach tapferem Widerstande und verfolgte sie gegen

Arcis. Der Kaiser selbst war nach Mery gelangt und dort auf Württemberger gestoßen, die nach zähem Widerstande verdrängt wurden. Auch gelang es, den Pontontrain des Wittgenstein'schen Korps abzufassen. Aus alle dem schloß der Kaiser, daß der Feind vor seiner Front vorbei= und rückwärts marschiert sein müsse, und nahm nun weiter irrtümlich an, daß Schwarzenberg auf die Kunde von seiner, Napoleons, Ankunft erst seine Armee weiter zurück zu vereinigen streben werde. Er wollte daher auf die einzelnen Truppenkolonnen während ihres Anmarsches stoßen.

Allein auch der Oberbefehlshaber der Verbündeten hatte sich endlich aufgerafft; wir wissen ja, was alles im Hauptquartier sich inzwischen ereignet hatte. Auch konnte Napoleon nach seinen Verlusten von Craonne und Laon, sowie den Abgaben gegen die schlesische Armee nicht mit großer Macht angekommen sein. Dazu scheint sich im Feldherrn Schwarzenberg doch etwas Eifersucht gegen den Feldherrn Blücher ob dessen so sehr überlegener Thätigkeit und Leistung geregt zu haben — kurz, der Fürst, dieser moderne Fabius cunctator, beschloß, anzugreifen.

Das Gelände unterstützte die Verbündeten in der Art, daß ein von Norden bei Arcis oder Plancy über die Aube gekommener und gegen Süden vorrückender Angreifer die Stellung einer zu beiden Seiten des Barbuisse=Baches südlich Arcis entwickelten Armee nicht einsehen konnte. In letzterer befanden sich die Bayern Wredes schon am 19. März. Dazu kamen am 20. noch die Kosaken von Kaisarof und die Garden und Reserven Barclays. Ferner in zweiter Linie das Korps des Kronprinzen von Württemberg, das von Gyulay und jenes von Wittgenstein, der aber erkrankt war, und an dessen Stelle von nun an General von Rajewski das Korps führte.

Die in erster Linie in Frage kommenden Truppen von Kaisarof, Wrede und Barclay betrugen etwa 60,000 Mann. Um Mittag des 20. März waren die Aufstellungen vollendet, Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm und Schwarzenberg waren eingetroffen, während der Kronprinz von Württemberg sich im Anmarsch befand. Nun gab der Oberbefehlshaber das

Zeichen zum Angriff auf die von Arcis her erscheinenden Franzosen, bei denen die Reiter Sebastianis und das Korps Neys den Vortrab bildeten. Sie erkannten bald den Anmarsch einer ganzen feindlichen Armee und meldeten dies dem Kaiser. Derselbe war gegen 1 Uhr in Arcis eingetroffen. Was er bei sich hatte, erreichte kaum die Stärke von 25,000 Mann, da es Macdonald noch nicht gelungen war, heranzukommen.

Mit ungläubiger Miene hörte Napoleon die Meldungen der beiden Generale an: „Pas possible! - Vous vous trompez!“

Er glaubte fest, Schwarzenberg setze seinen Rückzug fort und wolle jetzt denselben nur verbergen. Auf die wiederholten Einwürfe seiner Generale wurde er heftig. Nun schwiegen diese und ritten zu ihren Truppen. Kaum war Sebastiani bei seinen Reitern angekommen, so sah er von einem Hügel aus den ganzen feindlichen Anmarsch. Er nahm sich gar keine Zeit mehr, einem Ordonnanzoffizier etwas aufzutragen, sondern ritt, die Wichtigkeit größter Eile erkennend, selbst, was sein Pferd laufen konnte, zum Kaiser zurück.

„Majestät, ich beschwöre Sie, mir zu glauben. Die ganze große Armee der Verbündeten ist gegen uns im Vormarsch.“

Aber Napoleon glaubte noch immer nicht und wich dem ihm drohenden furchtbaren Stoße nicht aus. Er blieb und beschloß, vor Arcis die Ankunft der Gardedivision Friant und des Korps Oudinot abzuwarten.

Der Kaiser befand sich in einer Art von übertrieben hoffnungsvoller Stimmung. Hatte er doch wenige Tage zuvor dem Polizeiminister Savary in Paris, der ihm die Vermehrung royalistischer Umtriebe in der Hauptstadt melden ließ, geschrieben: „Ich werde den gordischen Knoten in Alexanders Weise zerhauen. Mögen sich's die Leute gesagt sein lassen, daß ich heute derselbe Mann bin, welcher ich bei Austerlitz und Wagram war, daß ich keine Intrigue im Staate will und daß darin keine Autorität gilt, als die meinige.“

In ganz ähnlicher Weise trat er gegen die ihm heute den feindlichen Anmarsch meldenden Generale auf und schüchterte

dadurch dieselben so ein, daß sie schließlich gegen besseres Wissen schwiegen und handelten.

Die Schlacht begann für die Franzosen unglücklich. Kaum entdeckten die Kosaken Kaisarofs Sebastianis Reiterei, so warfen sie sich von der Seite her darauf. Wredes Chevaulegers gönnten ihnen aber nicht den Triumph, allein den Gegner zu schlagen, sondern legten auch los. An den Franzosen ging dieser Wetteifer der Russen und Bayern in der Art aus, daß ihr erstes Treffen auf das zweite geworfen und nun beide in wildem Laufe nach der Aube-Brücke gejagt wurden. Die Verbündeten stürmten hinterher. Es war ein kritischer Moment. Da trat Kaiser Napoleon wieder mit der ganzen Zauberkraft seiner eigenen Persönlichkeit ein. Mit gezogenem Degen stellte er sich den Flüchtigen an der Brücke entgegen. Gleich einem Racheengel stand der kleine Mann da; seine Augen schienen Flammen zu sprühen und seine Stimme erschien ihnen wie eine Posaune des jüngsten Gerichtes.

„Wer will eher über diese Brücke als ich?"

Diese ihnen entgegengeschmetterten Worte genügten; die Flüchtigen hielten beschämt und sammelten sich wieder.

Schleunigst vorgebrachtes Geschütz der Garde feuerte auf die verbündete Reiterei. Dieselbe wich und die französische Kavallerie konnte ihre ursprüngliche Stellung auf dem rechten Flügel wieder einnehmen.

Unterdessen war Wredes Infanterie vorgerückt. Schwarzenberg wollte den linken französischen Flügel zuerst werfen. Zu diesem Zwecke wurde die österreichische Brigade Volkmann gegen das Dorf Grand-Torcy entsendet und nahm dieses. Nun entwickelte Ney sein freilich sehr schwaches Corps dagegen. Einen kleinen Teil des Dorfes konnte er wiedererobern. Den Hauptteil aber nicht. Den hielten die Österreicher in dreistündigem Kampfe mit aller Zähigkeit fest. Wrede sandte die bayerische Division Rechberg und die bayerische Brigade Habermann den Österreichern zu Hilfe. Es entstand ein allgemeiner Kampf auf der ganzen Linie, der aber nirgends eine besondere Entscheidung

mit sich brachte. Napoleon glich die Minderzahl seiner Truppen durch seine Persönlichkeit aus. Überall, wo Gefahr war, stand er dabei, nicht selten im dichtesten Kugelregen. Einmal schlug eine Granate vor den Füßen seines Pferdes ein und krepierte. Er verschwand in einer Wolke von Rauch und Staub. Jeder, der es sah, hielt ihn für verloren. Das Pferd, auf dem der Kaiser saß, wurde schwer verwundet, der Reiter aber sprang wieder auf, bestieg ein neues Roß und führte den Befehl weiter, als ob nichts geschehen sei. Nun ließ er neue Verstärkungen vorgehen und endlich wurde das Dorf Grand Torcy den Österreichern wieder ganz entrissen. Jetzt hatte Schwarzenberg erfahren, daß das Korps des Kronprinzen von Württemberg jeden Augenblick eintreffen werde und deshalb ließ er endlich die Garden und Reserven Barclays vorrücken. Man hatte aber zu viel wertvolle Zeit unbenützt verstreichen lassen. Nunmehr legte sich die Dämmerung und dann die Dunkelheit über das Gelände; zu einem Angriff im großen war es zu spät. Deshalb erteilte der Oberfeldherr den Befehl, wieder in die vor der Schlacht innegehabte Stellung zurückzugehen.

Die Franzosen hüteten sich natürlich wohl, nachzudrängen, und so endete dieser Kampf ohne Entscheidung. General Sebastiani konnte noch einen überraschenden Angriff auf die Kosaken Kaisarofs machen und ihnen die Hiebe heimgeben, die er am frühen Morgen von ihnen erhalten hatte. Vor den bald ankommenden Verstärkungen der Verbündeten mußte er aber wieder umkehren.

Der Kronprinz von Württemberg hätte eher auf dem Schlachtfelde eintreffen können. Allein er war ein gar kampfesmutiger Herr und ließ sich durch das Erscheinen von zwei französischen Kürassier-Regimentern, welche den gestern erbeuteten Pontontrain nach Arcis transportieren sollten, hinreißen, auf diesen Feind Jagd zu machen. Er fügte demselben auch den schweren Verlust von 400 Mann bei, allein vom Pontontrain erwischte er doch nur 3 Fahrzeuge und versäumte viel kostbare Zeit.

Die Folgen der Schlacht vom 20. März waren sehr sonderbare. Dem Fürsten Schwarzenberg hatte der Widerstand der Franzosen so imponiert, daß er am 21. gar keinen Angriff unternehmen wollte, sondern seine Massen so aufstellte, als ob er anderen Tags eine Verteidigungsschlacht zu schlagen habe. Napoleon dagegen wurde durch das unentschiedene Verhalten der Verbündeten in seiner vorgefaßten Meinung, Schwarzenberg habe durch den Kampf nur einen beabsichtigten Abmarsch verbergen wollen, bestärkt und blieb ebenfalls stehen. Er ahnte nicht, daß sich ihm gegenüber nun über 70,000 Mann angesammelt hatten und weitere 30,000 heranrückten, welche durch ein einfaches Vorgehen ihn zerschmettern mußten. Mit der am Abend des 20. bei ihm angekommenen Division junger Garde hielt er sich für stark genug, jedenfalls stehen zu bleiben, obwohl ihn seine Generale zum Rückzug drängen wollten. Er dachte sogar für den nächsten Morgen an einen Angriff.

So blieben denn beide Gegner die Nacht zum 21. im freien Felde vor Arcis liegen. Eine Hügelreihe verhinderte, daß man sich sah und die beiderseitigen Vorposten ließen keine Rekognoszierungspatrouillen durch.

Der Morgen des 21. verging mit Aufmärschen und gegenseitigen untergeordneten Vorstößen. Gerade dieses unentschiedene Auftreten der Verbündeten bestärkte Napoleon in seinem Wahne, es handle sich für Schwarzenberg um ein Rückzugsgefecht. Etwa um 10 Uhr befahl er dem General Sebastiani, mit der gesamten Reiterei anzugreifen. Ney sollte ihm mit seinem Korps als Unterstützung folgen.

Napoleons Armee war jetzt alles in allem 30,000 Mann stark, die Verbündeten standen vollkommen aufmarschiert mit 100,000 bereit.

Die ersten französischen Reiter erklommen etwa 11 Uhr vormittags den Höhenrand. Bei ihnen Ney und Sebastiani.

„Mein Gott, was sehe ich!“ Soweit das Auge reichte, Truppen und überall Truppen. Ein Angriff dagegen wäre nicht nur Wahnsinn, sondern wahre Tollheit gewesen. Beide Generale

waren der Ansicht, daß alles verloren sei, wenn man nicht sofort umkehre. Sie hielten ihre Abteilungen schleunigst an, ließen dem Kaiser melden, was sie gesehen hatten, und ihn beschwören, selbst zu kommen und zu schauen. Zwar glaubte er ihnen nicht, doch sprengte er auf den Hügel herauf. Harte Worte des Vorwurfs waren ihm auf den Lippen. Man sah es seinen blitzenden Augen an. Da — ein Blick lehrte ihm, daß sie nur zu gut gesehen, nur zu wahr gemeldet! Er erkannte im Nu, daß ihn nur der schleunigste Rückzug über die Aube retten konnte. Das erste Wort, welches er aussprach, war kein Ruf des Erstaunens, keine Bemerkung über die Lage, sondern der klare, kurze, durchaus nicht überhastete, rein sachliche Befehl über den sofort anzutretenden Rückzug. Am hellen lichten Tage ließ er seine kleine Armee ruhig, als ob er ein Parademanöver vornähme, nach und nach durch Arcis über die Aube abziehen. Noch zwei Stunden merkten die Verbündeten nichts davon, sondern blieben in Erwartung eines Angriffs ruhig stehen. Endlich erkannte man, daß die französischen Truppenkolonnen schon ziemlich weit entfernt den jenseitigen Höhenrand auf der Straße nach Vitry erstiegen. Jetzt erst befahl Schwarzenberg allgemeines Vorrücken. Es gelang nur noch, das mit der Nachhut betraute Korps Oudinots zu fassen, ihm durch Geschützfeuer ernste Verluste zuzufügen und ihm in Straßenkämpfen in Arcis etwa 800 Gefangene abzunehmen. Die Armee selbst, welche man verbündeterseits mit etwas mehr Thatkraft so leicht hätte vernichten können, war aber wieder entwischt. Immerhin hatten die beiden letzten Tage den Franzosen doch wieder 4000 Mann und 3 Kanonen gekostet.

Der Kaiser war also mit einem blauen Auge weggekommen. Es wäre vielleicht besser für ihn gewesen, wenn er das Eintreffen der Truppen Macdonalds abgewartet hätte. Jetzt befand er sich in einer wirklich verzweifelten Lage. Durch Blücher geschlagen, von Schwarzenberg abgewiesen, stand er zwischen die beiden feindlichen großen Armeen eingekeilt und mußte, wenn sie rasch gegen ihn vorgingen, erdrückt werden. Infolge der Schwäche seiner

Streitkräfte konnte er sich weder gegen die eine noch gegen die andere wenden. Auch bei einer Vereinigung aller seiner Truppen hatte er höchstens 80,000 Mann gegen ihre 200,000 zur Verfügung. Dazu waren jetzt alle Friedenshoffnungen durch das Scheitern des Kongresses von Chatillon vernichtet. In dieser Bedrängnis faßte er einen äußerst kühnen Entschluß, der ihm noch die meiste Aussicht auf Rettung zu bieten schien. Er verzichtete nach der Schlacht bei Arcis darauf, sich gegen Paris zurückzuziehen, um sich nochmals den Verbündeten vorzulegen, und trat seinen Marsch in östlicher statt westlicher Richtung an. Erstens glaubte er, durch eine so kühne Maßregel den Verbündeten zu imponieren, so daß sie es nicht wagen würden, ohne Rücksicht auf ihn den Marsch auf Paris fortzusetzen. Zweitens hoffte er, sich durch die Truppen und Vorräte der östlichen Festungen, sowie der Ardennen, Vogesen und des Jura nicht unwesentlich verstärken zu können, und drittens meinte er, die Verbündeten durch die Bedrohung ihrer Verbindungen und Rückzugslinien zu ängstigen und für Friedensgedanken gefügiger zu machen. Offenbart dieser ganze Plan auch eine in der letzten Zeit an ihm überhaupt bemerkbare leidenschaftliche Übereilung, so war er doch nicht absurd und konnte bei der Unschlüssigkeit im Hauptquartier und bei der Napoleon wohlbekannten Ängstlichkeit Schwarzenbergs wohl auf Erfolg rechnen. Daß es nicht der Fall war, beruhte auf verschiedenen nicht vorauszusehenden Ursachen. —

Während also Napoleon allen seinen Marschällen, auch den noch weit rückwärts stehenden, nämlich Marmont und Mortier, Befehl sandte, auf Vitry zu marschieren, um sich dort mit ihm zu vereinigen, hatten sich die beiden großen Armeen der Verbündeten bereits ebenfalls in Bewegung gesetzt, um sich die Hand zu reichen. Die schlesische Armee zog über Chalons heran, die Hauptarmee folgte Napoleon über Arcis nach Vitry. Wären diese Märsche etwas schneller ausgeführt worden, so hätte man den Feind ganz erdrückt. So gelang es nur, Macdonalds Artilleriepark von 23 Geschützen abzuschneiden und zu nehmen,

sowie den Marschällen Marmont und Mortier den Anschluß an ihren Kaiser ganz unmöglich zu machen. Der Haupterfolg der Verbündeten war aber der, daß sich ihre beiden Armeen, die Hauptarmee und die schlesische Armee, am 23. März in der Linie zwischen Chalons und Arcis-sur-Aube vereinigten.

Es standen also an diesem Tage die 200,000 Verbündeten zwischen Chalons und Vitry, die Marschälle Marmont und Mortier mit etwa 25,000 Mann westlich davon bei Etoges und Bergères, neu aufgestellte französische Kräfte, etwa 16,000 Mann unter den Generalen Alix und Souham, südlich an der Seine bei Montereau, der Kaiser Napoleon aber mit nur 50,000 Mann befand sich östlich der Verbündeten bei St. Dizier.

Jetzt begann der Schlußakt des großen Kampfes, in dem ein einfacher Soldat aus unterem Stande, der sich lediglich durch die Macht seines Genies von Stufe zu Stufe bis zum gewaltigsten Herrscher emporgeschwungen hatte, wieder in die Tiefe herabgestürzt wurde, so daß er als Gefangener in die Hände seiner überlegenen Sieger fiel.

Ein günstiger Umstand verriet den Verbündeten nicht nur die Absichten Napoleons, sondern auch die für ihn so gefährlichen Verhältnisse von Paris.

Zuerst brachten die Kosaken die ganz überraschende Meldung, der französische Kaiser sei mit seiner Armee in der Richtung „gegen Moskau" abmarschiert. Eine andere Bestimmung kannten diese Natursöhne nicht. Kaum wollte man ihren Worten trauen, da wurden ebenfalls von Kosaken Schriftstücke aufgefangen und in Blüchers Hauptquartier eingebracht, darunter ein eigenhändiger Brief Napoleons an seine Gemahlin, worin er unter anderem schrieb: „J'ai pris le parti de me porter sur la Marne, afin de les (die Feinde) poussur plus loin de Paris et me rapprocher de mes places."

Also, der Kaiser wollte sich auf die Festungen hinter der Marne ziehen und die Verbündeten hinter sich herlocken! Aha, jetzt war seine Richtung „gegen Moskau" klar.

Dann lieferten diese unermüdlichen Kosaken noch eine

andere, einem zweiten Kurier abgenommene Depesche, und zwar des Polizeiministers Savary ab. Darin hieß es, daß die Ruhe in Paris nicht länger verbürgt werden könne, wenn das Kriegstheater nicht von der Hauptstadt entfernt werde.

Das drückte für die Verbündeten doch deutlich genug aus: „Marschiert nach Paris. Die Wühlereien gegen Napoleon haben dort schon so gewirkt, daß sein Thron beim Erscheinen der Verbündeten vor der Stadt sicher zusammenstürzt.“

Blücher war zwar immer noch krank, so daß er seine Anordnungen vom Bett oder vom Wagen aus treffen mußte. Allein diese Funde brachten ihn in so gute Laune, daß er ein artiges, ihm von Gneisenau aufgesetztes Billet an die französische Kaiserin schrieb und ihr dasselbe nebst dem, natürlich vorher zur Kenntnis genommenen Briefe ihres Gatten zusandte. Dann schickte er die Depeschen auch an das Hauptquartier.

Das nächste Ergebnis der Kosakenmeldungen von der feindlichen Marschrichtung gegen Moskau war hier ein unerwartet günstiges. Es bewirkte zunächst, daß man den Kaiser Franz und den ganzen Schwarm der Diplomaten anbrachte. Schwarzenberg meinte nämlich, es sei das Nachkommen seines Monarchen von Chatillon nach Arcis-sur-Aube nicht mehr sicher und schlug dessen Abreise zur österreichischen gegen Augereau kämpfenden Südarmee vor. Der Kaiser Franz sah dies ein und zog mit der ganzen in Chatillon versammelten Gesellschaft südwärts ab. Jetzt hatten Kaiser Alexander und die Kriegspartei gewonnenes Spiel. Letzterer berief am Morgen des 24. seine russischen Generale nach Sommepuis zusammen, legte ihnen die von Schwarzenberg ihm übersandten Depeschen vor und besprach mit ihnen die einmal in ihm angeregte Frage des direkten Marsches nach Paris. Barclay und verschiedene andere sprachen sich gegen den Marsch nach Paris aus. Um so entschiedener traten Toll, Diebitsch und Wolkonsky dafür ein und der Kaiser entschied sich schließlich endgültig für die Ansicht der letzteren.

Nun kam es darauf an, den König von Preußen und Schwarzenberg für den Gedanken zu gewinnen. Man setzte sich

zu Pferde, erreichte beide, die einen Tagemarsch voran waren, auf einer Anhöhe vor Vitry und berief unter freiem Himmel, im Sattel bleibend, einen neuen Kriegsrat.

In demselben wurde schließlich einstimmig — Schwarzenberg, frei vom Gängelbande seines Monarchen und der Diplomaten, ließ sich mitfortreißen — der Vormarsch gegen Paris mit beiden vereinten Armeen beschlossen.

Noch am gleichen Tage wurden die veränderten Befehle ausgegeben, wonach nur Wintzingerode mit 8000 Reitern und 46 Geschützen zur Beobachtung Napoleons zurückgelassen wurde, das Gros der Armee aber gegen Paris marschieren sollte.

Hei, wie diese Kunde die Truppen belebte und begeisterte! Wie schnell waren Müdigkeit, Strapazen, Ärger wegen der vergangenen Hin- und Hermärsche vergessen! Alles jubelte und beglückwünschte sich.

Und erst bei der schlesischen Armee! Der alte Recke Blücher warf, als er den Beschluß erfuhr, den grünen Damenhut, den er als Schirm für seine kranken Augen trug, in die Höhe und rief frohlockend aus: „Das nenn' ich mir mal 'ne Glücksbotschaft, Gott verdamm' mir! Endlich also haben's die Gutgesinnten über die Lumpenhunde von Diplomatikern davongetragen? Jetzt heißt's nicht mehr man bei uns, sondern allenthalben: Vorwärts!". Seine Truppen aber, die jauchzten vor Freude und überall rief es immer wieder von neuem: „Hurra! Nach Paris!" Hurra!"

Am 25. März frühmorgens jagten nach allen Seiten ganze Wolken von Kosaken los. Die so sehr bewährten Generale Tschernitschef, Tettenborn, Kaisarof und Seslawin bildeten mit ihren Reitern einen wahren Schleier um die vereinten Armeen, verhüllten dadurch den Marsch nach Paris und schlossen alle Wege von und nach der feindlichen Hauptstadt gründlich ab. Trotz aller Entsendungen schoben sich doch noch 170,000 Mann gegen dieselbe vor.

Die beiden Marschälle Marmont und Mortier hatten weder von der Schlacht bei Arcis-sur-Aube, noch von dem ent-

scheidenden Beschlusse des Marsches gegen Paris eine Ahnung. Sie wollten, ersterer voraus, dem erhaltenen Befehle gemäß in der Richtung auf Vitry die Verbindung mit ihrem Kaiser aufsuchen. Sie wußten vom Feinde gar nichts.

Ihnen genau entgegengesetzt auf der Straße gegen Fère-Champenoise marschierten die Württemberger und das russische Korps Rajewski (früher Wittgenstein), beide unter Befehl des Kronprinzen von Württemberg. Die Reiter des Grafen Pahlen III. bildeten die Vorhut. In den Reihen der Württemberger und Russen steckte heute ein ganz besonders frischer Geist. Jeder General, jeder Offizier, ja jeder Mann war von der höchsten Unternehmungslust beseelt und sehnte sich nach einer Gelegenheit zur Thätigkeit. Das hatte alles der eine Befehl „Nach Paris" bewirkt.

Plötzlich entdeckten die Kosaken den Anmarsch französischer Reiter. Ohne sich zu besinnen, ließ Graf Pahlen die Signale zum Aufmarsch geben, dann seine Geschütze den Feind ordentlich kanonieren und hierauf sich zum Angriff bereit halten. Marmont erkannte, daß er es mit keiner schwachen Streifabteilung zu thun habe und zog auch seine Artillerie vor. Das Geschützfeuer vernahm der Kronprinz von Württemberg und kam schleunigst mit seiner Reiterei und deren Kanonen angetrabt.

„Sind es viele?"

„Es scheint ja, Königliche Hoheit."

„Thut nichts. Wir greifen an. Graf Pahlen, fassen Sie die linke Seite der Franzosen, ich wende mich gegen die rechte. Die österreichische Kürassierdivision Nostitz, die jeden Augenblick eintreffen wird, soll mir folgen!"

Nun ritten etwa 7000 Reiter gegen die beiden französischen Korps an. In der Mitte feuerte die verbündete Artillerie weiter, Das hätte den 25,000 Franzosen nichts gethan. Aber die Marschälle waren höchlichst überrascht, solchen Reitermassen zu begegnen; sie konnten sich nicht denken, daß der Kronprinz von Württemberg die Ankunft seiner Infanterie gar nicht abgewartet hatte, meinten auf eine ganze Armee zu stoßen und traten da-

her den Rückzug an. Nun hatten die Reiter der Verbündeten erst recht Oberwasser. Die als Nachhut Marmonts zurück gelassenen Voltigeurs wurden überritten oder umzingelt und gefangen. Graf Pahlen führte eine für die Franzosen sehr verlustreiche Attacke auf den linken Flügel des Gegners aus. Trotz fortwährender Bedrängungen ließen aber die beiden Marschälle sich nicht aus der Fassung bringen, sondern setzten ihren Rückzug in guter Ordnung etwa 10 Kilometer weit gegen Fère-Champenoise fort. Nun erkannten sie, daß sie doch nur Reiterei gegen sich hatten, hielten und wiesen alle weiteren Angriffe standhaft ab.

Jetzt kam aber auch die russische Kürassier-Division Kretof an. In seinem frischen Kampfesmut konnte sich der Kronprinz von Württemberg, obwohl er unterdessen erkannt hatte, daß er die beiden Korps von Marmont und Mortier vor sich habe, nicht entschließen, das Ankommen der Infanterie abzuwarten, sondern er befahl von neuem den energischesten Angriff seiner Reiter auf beide feindliche Flügel. Graf Pahlen warf den ihm gegenüberstehenden linken der Franzosen wieder zurück. Rechts aber wies die französische Kavallerie alle Attacken der Württemberger ab. Sicher hätten sich die beiden Marschälle noch länger mit Erfolg wehren können. Da erschien aber plötzlich die russische Gardereiterei unter dem Großfürsten Konstantin, was drohend genug aussah; ein Platzregen schlug den Franzosen ins Gesicht und nahm ihnen die Übersicht; ihre Geschützlunten brannten nicht mehr und ihre Flinten gingen nicht mehr los. Dann vermuteten sie, daß jetzt die Infanterie der Verbündeten anrücke. So beschlossen sie denn, den Rückzug weiter bis hinter Fère-Champenoise fortzusetzen. Dies brachte sie von neuem in eine sehr gefährliche Lage, besonders da das Gelände immer sumpfiger wurde und dadurch fast alle Truppen auf die einzige Hauptstraße verwiesen werden mußten. In ähnlicher, aber noch unglücklicherer Weise wie die Preußen Blüchers bei Vauchamps mußten hier die Franzosen Marmonts vor der feindlichen Reiterei weichen. 4 Regimenter junger Garde wurden hierbei auf-

gerieben, 8 Kanonen im Feuer erobert, 24 weitere, 60 Munitionswagen und ein Trainbataillon fielen auf der Straße in die Hände der siegreichen Reiterei. Dieselbe war jetzt auf 12,000 Pferde verstärkt und setzte bis 3 Uhr nachmittags unaufhörlich ihre Angriffe fort.

Plötzlich erscholl heftiger Kanonendonner im Rücken der Verbündeten und Fürst Schwarzenberg ließ dem Kronprinzen von Württemberg mitteilen, daß eine feindliche Infanteriekolonne von Vatry her bei Châlons die Vereinigung mit den beiden Marschällen anstrebe. Nun war es doch bedenklich, den Angriff nur mit Reiterei, die sich noch dazu seit 11 Stunden im Sattel befand, fortzusetzen. Deshalb ließ der Kronprinz von den Marschällen ab und sandte den Grafen Pahlen und eine russische Kürassier-Division nach der Richtung des herüberschallenden Kanonendonners.

Derselbe erklärte sich wie folgt: Zwei neu aufgestellte französische Divisionen unter Befehl der Generale Pacthod und Amey, aus 8000 freilich nur mit Blusen bewaffneten Infanteristen, 100 Husaren und 16 Geschützen bestehend, sollten sich mit den beiden Marschällen vereinigen und waren in der Nacht vom 24. zum 25. März bis Etoges westlich Châlons gekommen. Dort erfuhren sie, daß sich diese in Vatry südwestlich Châlons befänden, setzten unverzüglich den Marsch fort und gerieten dabei gerade in die Anmarschrichtung der schlesischen Armee. Von der Vorhutkavallerie der letzteren, bei welcher sich auch der kranke Blücher im Wagen und Gneisenau befanden, wurden sie entdeckt. Sofort befahl Gneisenau dem Reitergeneral von Korff mit allen Regimentern, die er schnell zusammenbringen könne, auf diesen Feind Jagd zu machen. Als General Pacthod, der als der ältere die ganze Kolonne befehligte, eine Reitermasse von über 3000 Pferde gegen sich anreiten sah, ließ er seine Bagage im Stich, spannte deren Pferde mit vor die Geschütze und trat den Rückzug gegen Fère-Champenoise an. Während desselben zeigte er große Besonnenheit, hielt gute Ordnung und benützte bei dem Marsche äußerst gewandt die durch das Gelände

gebotenen Vorteile. Gegen 2 Uhr war er nur noch etwa 4 Kilometer von Fère=Champenoise entfernt, hinter welchem Orte jetzt auch die beiden Marschälle angekommen waren. Da stürmten plötzlich die Reiterregimenter des Generals Wassiltschikof daher und griffen ungestüm den linken Flügel der anmarschierenden Franzosen an. Etwa 6000 Reiter der Verbündeten und zahlreiche Kanonen traten nun gegen die Divisionen des Generals Pacthod in Thätigkeit. Dieser verzagte keinen Augenblick. Er ließ große Karrees bilden und setzte kaltblütig seinen Marsch fort. Durch die auf ganz nahe Entfernungen mit Salven abgewiesenen Attacken wurde das ganze Feld mit getöteten und verstümmelten Reitern und Pferden bedeckt. Schon konnte der kühne französische General sich der Hoffnung hingeben, die Marschälle zu erreichen, da schob sich ihm ein neuer Riegel vor. Das russische Korps von Rajewski war angelangt. Die Monarchen selbst hatten von einer Höhe aus die Bedrängnis der französischen Divisionen bemerkt und schleunigst von allen Seiten Truppen, die gerade zur Hand waren, herangezogen. Pacthod mußte erkennen, daß ein Durchkommen nicht mehr möglich sei. Er beschloß, sich in die Sumpfgegend von St. Gond zu werfen. Allein 40 Geschütze wetterten in seine zusammengedrängten Scharen, unaufhörlich stürmten die Reiter der Russen von neuem an, eroberten nach und nach alle Kanonen der Franzosen, und schließlich mußte die Ordnung aufhören und aus den einzelnen Karrees ein dicht zusammengedrängter wirrer Knäuel entstehen. Fürchterlich wüteten in diesem die Kartätschen der Russen. Aber kein Zeichen deutete auf eine beabsichtigte Unterwerfung der Franzosen.

Es war klar, in kurzer Zeit hörte jedes Leben unter solchem Feuer auf. Die Monarchen, voll Bewunderung über die tapfere Haltung dieser Feinde und ihres Führers, schickten den Flügeladjutanten von Thiele zu Pacthod, um ihn zur Übergabe aufzufordern. Von der anderen Seite ritt Gneisenau selbst an den Knäuel, warf den Mantel ab, so daß seine Generalsuniform sichtbar ward, und stellte das gleiche Verlangen wie

Thiele. Allein man hatte versäumt, zuvor das Einstellen des Artilleriefeuers zu befehlen, und darüber war Pacthold nicht mit Unrecht aufgebracht und erwiderte auf Thieles Worte streng: „Man parlamentiert nicht unter Kartätschfeuer! Es reimt sich nicht, parlamentieren und mitraillieren! Meine Ehre erlaubt mir nicht, zu unterhandeln, so lange noch ein Schuß fällt. Sie sind mein Gefangener.“ Dann übergab er den Flügeladjutanten der Obhut zweier Offiziere und rief seinen Leuten zu: „Ihr habt gehört, was uns erwartet. Seht da für uns einen französischen Ehrentag!“ Auf Gneisenau fielen Schüsse, so daß er zurückreiten mußte. Die Wächter Thieles hatten aber diesen absichtlich entweichen lassen. Er sprengte zurück und bewirkte die Einstellung des Feuers. Unterdessen führten jedoch die russischen Gardereiter sowie jene von Wassiltschikof so wütende Attacken aus, daß jetzt der große französische Knäuel gesprengt und nach und nach alles erschlagen oder gefangen wurde. General Pacthod selbst, dem eine Kartätschenkugel den Arm zerschmettert hatte, ward vor die Monarchen geführt und wegen seiner vorzüglichen Tapferkeit mit Lobsprüchen überhäuft. —

Dieses Gefecht war es, dessen Kanonendonner die Marschälle und der Kronprinz von Württemberg vernommen hatten. Nun glaubten Marmont und Mortier, es sei ihr Kaiser, der hier angreife und also die Verbündeten in die Mitte gebracht habe. Deshalb gingen sie nur um so entschiedener ihrerseits zum Angriff vor. Aber die Aufklärung durch den ehernen Wall der unterdessen herangekommenen Infanterie der Verbündeten blieb nicht lange aus, die Marschälle erkannten ihren Irrtum und gaben Befehle zum unverzüglichen Abmarsch gegen Sezanne. Damit endeten die für die Franzosen so unglücklichen Gefechte bei Fère-Champenoise. Sie hatten heute an 5000 Tote und Verwundete, 10,000 Gefangene, 80 Geschütze und 250 Pulverwagen verloren, während der Verlust der Verbündeten nur 1000 Mann betrug.

Diese Kämpfe waren fast ausschließlich von der Kavallerie und der derselben beigegebenen Artillerie geführt worden. Zu=

letzt hatten sich an 17,000 Reiter hier versammelt. Hätte man nur früher daran gedacht, solche Massen, wie sie am 25. März mehr durch Zufall als durch vorbedachte Absicht vereint wurden, zusammenzubringen, man hätte vielleicht öfter mit geringen Opfern Großes erreichen können!

Das arg mitgenommene Korps Marmont, sowie das etwas besser durchgekommene Mortiers setzten ihren Rückzug unter äußerst schwierigen Verhältnissen fort. Sie wurden sowohl von der Vorhutkavallerie des York'schen und Kleist'schen Korps als auch von nachgerückter Reiterei der Hauptarmee wiederholt, am meisten bei Sezanne, angepackt und tüchtig gezaust. Am 26. März nachmittags kamen sie nach einem Marsche von nahezu 60 Kilometern atemlos und todesmatt bei la Ferté-Gaucher an. Hier wollten sie rasten.

Plötzlich krachte es von ihrer Marschrichtung her mit gewaltigem Geschützfeuer ihnen entgegen. General von York mit der Division Prinz Wilhelm erwartete sie in einer gut ausgewählten, schwer zu nehmenden Stellung. Sie mußten nochmals weiter marschieren und gegen Provins ausweichen. Zum Glück für sie hatte York keine Reiterei bei sich, da dieselbe tags zuvor gegen Fère-Champenoise abgegeben war. Trotzdem verloren die beiden französischen Marschälle hier ihre gesamte Artillerie bis auf 7 Geschütze und wieder zahlreiche Gefangene. Nur mit einem schwachen Kern ihrer Mannschaft entkamen die armen gehetzten Korps endlich nach Paris.

Somit war der Vormarsch der Verbündeten mit einer Reihe von glücklichen Gefechten begonnen worden. Das waren gute Zeichen für die Zukunft. In freudiger Begeisterung setzten beide Armeen ihre Bewegung fort und am 27. März erreichten die Korps der schlesischen Armee die Gegend von Trilport an der Marne, die der Hauptarmee jene um Coulommiers.

Den Kaiser Napoleon schien die launische Göttin Fortuna gar nicht mehr zu lieben. Hätte er rechtzeitig eine Ahnung vom Abmarsch der Verbündeten gegen Paris erhalten, wer weiß, was geschehen wäre! Er wollte in den Rücken der feindlichen

Hauptarmee stoßen, aber er ließ sich täuschen und fand ihn nicht. Erst am 24. März war Kaiser Franz mit seinem Gefolge aus Bar-sur-Aube aufgebrochen und als nun am 25. Napoleon dort ankam, machte er noch einen reichen Fang daselbst. Verschiedene Diplomaten, so der schwedische General Skjöldebrand, der Gesandte Wessenberg, Graf Palfy, die Staatsräte Beguelin, Tolstoij und Markof u. s. w. wurden zur größten Freude der „Blücherschen" gefangen. Napoleon schloß hieraus, den Rücken der Armee erreicht zu haben, und wurde darin bestärkt durch die Kunde vom bevorstehenden Eintreffen der verbündeten Monarchen in St. Dizier, die ihm auf Grund eines von der Reiterei Wintzingerodes verbreiteten falschen Gerüchts der Maire jener Stadt melden ließ. Hier und da ließ der Kaiser sich auch durch die ihn stets umschwärmende verbündete Reiterei täuschen. Kurz sein Unglück wollte, daß er den Abmarsch des Gegners zu spät erkannte, und nichts mehr thun konnte, den Fall seiner Hauptstadt und damit seinen eigenen Sturz zu verhüten.

VII.

Die Schlacht von Paris. Napoleons Abdankung. Friede.

Die Nacht war dunkel, leichtes Gewölke bedeckte den Himmel und verwehrte den Sternen, ihr magisches Licht über die Erde zu verbreiten. Auf der geraden Straße von Trilport über den Höhenrücken, der Meaux vorliegt und die Marne zu dem großen südlichen Bogen bis Nanteuil zwingt, ritt eine Schar preußischer Reiter vorsichtig vorwärts. Die Pferde zeigten sich nicht so munter, wie man es von ihnen gewohnt war. Sie hatten aber auch heute schon etwa 60 Kilometer zurückgelegt, und statt in warmem Stalle

oder wenigstens in sicherem Biwak zu rasten, mußten sie immer noch weiter durch die Nacht marschieren. Niemand wußte wohin.

Plötzlich erflammte die ganze Gegend vor den überraschten Reitern und ihren erschrocken die Köpfe aufrichtenden Tieren in einem wahren Feuermeere, das halbkreisartig gegen den Himmel aufstieg.

„Was ist dies?"

Statt der Antwort erscholl mit einem Male ein furchtbares Krachen, Schmettern, Prasseln und Knattern, dumpfe Schläge erschütterten den Boden und es schien, als ob ein heftiger Windstoß aus diesem glühenden Pfuhl den immer mehr überraschten Preußen entgegenwehe.

„Was gibt's? Was kann das sein?"

Einzelne neue, wenn auch kleinere Feuergarben stiegen auf. Leuchtende Funkenbogen streiften durch die Luft, noch einige schwächere Schläge, dann war wieder alles ruhig, dunkle Nacht herrschte von neuem auf der Erde.

„Welch eine gewaltige Explosion! Am Ende haben die Franzosen ihre gesamten Pulvervorräte in die Luft gesprengt, weil sie an jedem weiteren Widerstande verzweifeln! Schließlich ziehen wir morgen ohne jede Schwierigkeit in Paris ein!"

Ein herbeireitender Husar unterbrach das Gespräche der beiden Offiziere.

„Die Schwadronen des Gros sollen im Trabe der Vorhut folgen. Etwa 500 Schritt von hier vorwärts hält Herr General von Katzeler und will die Herrn Kommandeure sprechen."

„Gut! Herr Rittmeister, lassen Sie antraben." Damit galoppierte der Major, trotzdem man die Straße nur undeutlich erkennen konnte, vorwärts, während sein Begleiter nach rückwärts rief: „Eskadron — Trab" und selbst antrabte.

Bei dem von der Ordonnanz genannten General hatten sich schon einzelne Reiterführer versammelt, andere kamen, den Truppen vorsprengend, eilends herbei.

„Meine Herrn! Der Feind hat Meaux geräumt. Die

große Explosion, die wir soeben gesehen, muß die Vernichtung des Pulvermagazins der Stadt gewesen sein. Wir rücken schleunig durch die Straßen durch, dringen weiter gegen Claye vor und werden in der Gegend von Bel Air einige Stunden biwakieren." Nun fügte er Verhaltungsmaßregeln für die einzelnen Regimenter behufs der zu entsendenden Patrouillen bei und entließ die Offiziere wieder zu ihren Abteilungen.

Noch etwa 10 Kilometer legten die unermüdlichen Reiter in der Nacht zurück.

Am frühesten Morgen des anderen Tags, es war der 28. März, folgte ihnen die Infanterie. Mit einem der ersten Bataillone kam der alte Isegrimm York. Dem konnte nichts schnell genug gehen. In einem fort schalt und spornte er zur Eile an und in rastlosem unaufhörlichen Zuge wälzten sich die Massen der schlesischen Armee vorwärts gegen die feindliche Hauptstadt.

„Oh mon Dieu, Paris est perdu!" — Sie hatten recht, die guten Bürger von Meaux. Ihrem heiligen Paris ging es an den Kragen.

Wenige Stunden später krachten preußische Geschütze gegen die bei Claye aufgestellten 7000 Franzosen des Generals Compans. Einige energische Hurras der Infanterie halfen nach und der hier vorgeschobene Riegel war gebrochen.

Von einem Punkte des soeben eroberten Feldes aus erkannte man im Westen zwei hohe platt abgeschnittene gotische Türme.

„Was ist das?"

„La cathédrale de Notre Dame à Paris."

„Wirklich Paris? Leute, dort liegt Paris! Hurra!"

Und Hurra riefen die Musketiere und Husaren nach, und mit frischem Mute setzten sie sich trotz Müdigkeit und Hunger von neuem in Marsch gegen Paris, gegen das Ziel des ganzen Krieges, gegen die Stadt, in der allein der Friede geschlossen werden konnte.

Bei der Hauptarmee ging es nicht so rührig zu, wie bei

der schlesischen. Man bekam schließlich doch Angst, Napoleon könne zu frühzeitig den ihm gespielten Streich entdecken, mit Windeseile nachsetzen und ein energisches Veto gegen den Einzug der Verbündeten in seiner Hauptstadt einlegen. Deshalb ließ man die beiden Armeekorps von Sacken und von Wrede bei Meaux und auf dem linken Marneufer stehen. Die übrigen Korps schoben sich aber am 29. über Claye heran und vereinigten sich nochmals eng mit der schlesischen Armee. Hier sah König Friedrich Wilhelm zum erstenmale im Kriege von 1814 seine Preußen der Korps von York und Kleist wieder. Allein diese Begegnung erweckte dem König keine große Freude. Der Monarch war durch den steten Anblick der in besten Uniformen prunkenden Garden, die seit den Schlachten von Lützen und Culm des vergangenen Jahres überhaupt nicht mehr gekämpft hatten, in Beziehung auf militärische Äußerlichkeiten sehr verwöhnt. Nun sah er vor seinen Augen plötzlich ungewaschene Gesichter mit langen Bärten, Leute in zerrissenen schmutzigen Uniformen, teilweise sogar mit Civilstücken bekleidet. Das gefiel ihm nicht. Nachdem er etwa 100 Schritt an der Front des ersten Bataillons entlang geritten, wandte er sich ab und unterließ die geplante Besichtigung, — zur nicht geringen Enttäuschung der Tapferen von der schlesischen Armee.

Da der Hauptarmee der nötige Brückentrain fehlte, um die Marne zu überschreiten, so mußte sie die von der schlesischen Armee geschlagenen Brücken benützen. Letztere wurde deshalb nach rechts geschoben und erhielt den Befehl, sich auf die von Soissons nach Paris führende Straße zu setzen und hier gegen die Hauptstadt vorzurücken. Die Hauptarmee ging direkt an der Marne vorwärts.

So war man endlich in der Umgegend von Paris angekommen! Allein durch das Rechtsschieben Blüchers hatte man einen ganzen Tag verloren. Nun war Eile nötig, denn von Wrede liefen beunruhigende Nachrichten über das Herannahen Napoleons ein. Andererseits verbreiteten sich Gerüchte, daß man vor den Wällen von Paris keinen oder nur sehr schwachen

Widerstand finden, dagegen in der Stadt eine Menge von legitimistischen und anderen Feinden des französischen Kaisers antreffen werde, welche sich beim Erscheinen der Verbündeten sämtlich gegen die Herrschaft Napoleons aussprechen wollten.

Aus diesen Gründen wurde der Vormarsch gegen die Stadt selbst am 30. März ohne gründliche Vorbereitung angetreten. Bei der schlesischen Armee bildete das Korps von Langeron den rechten Flügel, das von York die Mitte, jenes von Kleist den linken Flügel und die Infanterie des Wintzingerode'schen unter den Generalen Woronzof und Stroganof die Reserve. Die Hauptarmee hatte im Anschluß an die schlesische, also auf ihrem rechten Flügel, voraus das Korps Rajewski, dahinter die preußisch-russischen Garden unter Barclay und links in erster Linie die Württemberger, in zweiter das Korps von Gyulay entwickelt.

Die französische Hauptstadt war durch den plötzlichen und unvermuteten Anmarsch der verbündeten Armeen im höchsten Maße überrascht worden. Noch wenige Tage zuvor hatten die bei Reims gemachten Gefangenen wieder frohe Hoffnungen erweckt, — nun stand der Feind vor den Thoren. Die höchste Gewalt in der Stadt hatte Napoleons Bruder, König Josef, in Händen. Aber es fehlten ihm Einsicht, Erfahrung und vor allem Thatkraft. Truppen waren nahezu keine vorhanden, denn man hatte die Depots schon gründlich geräumt, um die Verluste bei der Feldarmee zu ersetzen. Dagegen trafen sozusagen zur 11. Stunde die beiden Marschälle Marmont und Mortier mit ihren, freilich zu Tode abgehetzten und erschöpften Truppen ein. Mit diesen verbanden sich noch die bei Claye den Preußen entkommenen Reste von Compans, sowie ungefähr 16,000 Nationalgarden, und damit hatte man etwa 40,000 Mann, die für eine Schlacht verwendet werden konnten, vor den Mauern der Stadt angesammelt. Innerhalb der letzteren befanden sich noch etwa 20,000 Rekruten und Nationalgardisten. Trotz dieser gegen die mit ungefähr 100,000 Mann anrückenden Verbündeten ganz bedeutenden Minderzahl an Streitern beschlossen die beiden Marschälle doch den Kampf aufzunehmen und bis zum Äußersten

durchzuführen. Sie teilten sich derartig in die Verteidigung, daß Marmont das Gelände im Osten, Mortier jenes im Nordosten von Paris besetzten.

Vom Kaiser wußte man nichts. Daher lastete alle Verantwortung auf König Josef. Dieser hatte noch am 29. die Kaiserin Marie Luise nebst ihrem Sohne aus Paris entfernen und nach Rambouillet bringen lassen. Mit dieser Flucht der kaiserlichen Familie war Paris für Napoleon verloren, denn nun ging es im Innern der Stadt sofort bunt durcheinander her. Immer kühner traten die Anhänger der Bourbons hervor, und König Josef besaß weder die Thatkraft, noch die Macht, zugleich gegen dieses Treiben im Innern und gegen den Feind von außen auftreten zu können.

Schon früh 5 Uhr begannen am 30. März die Plänkeleien der beiderseitigen Vortruppen. Noch immer glaubten die Marschälle, daß sie es nur mit einzelnen Korps, nicht aber mit den Armeen der Verbündeten zu thun hätten.

Da brachten die russischen Vorposten einen französischen Kapitän, Paire, ein, den man vor Kaiser Alexander führte. Dieser befahl, ihm die ganze Aufstellung zu zeigen, damit er sich von der Wahrheit der ihm gemachten Angaben überzeugen könne. In Begleitung des russischen Obersten Orlof ward der Gefangene alsdann zu Marmont entsendet, um diesem die Unmöglichkeit jeden Widerstandes vorzustellen. „Europa müsse noch heute in Paris sein Nachtlager halten.“

In der Nähe der französischen Stellung angekommen, gab der Kapitän jedoch die Sporen und verschwand pfeilschnell hinter seinen Landsleuten, den russischen Obersten empfingen Flintenschüsse und von einer Verständigung war keine Rede.

Nun drängte Kaiser Alexander zum Angriff. General Rajewski wartete daher das Herankommen des linken Flügels, der Württemberger, gar nicht ab, sondern griff ohne weiteres den Marschall Marmont an. Dieser, durch Nationalgarden und zahlreiches Geschütz aus den Zeughäusern der Stadt verstärkt, stand mit seinem Korps auf der Hochebene zwischen Vincennes

und dem Ourcq-Kanal. Nicht nur er selbst, sondern auch seine Truppen waren zum äußersten Widerstand entschlossen, denn sie hofften noch immer auf die rechtzeitige Ankunft des Kaisers und dann schließlich doch auf den Sieg.

Nun griff das Korps von Rajewski mit großem Eifer an. Die Russen stießen auf ernste Schwierigkeiten, weil die vielen feindlichen Geschütze mit äußerster Benützung des Geländes auf der bezeichneten Hochebene verteilt waren. Nicht umsonst stand Marmont im Rufe, einer der besten Artilleristen der damaligen Zeit zu sein. Dennoch gelang die Ersteigung der Abhänge. Zur Erstürmung des Dorfes Romainville mußte jedoch schon eine Garde-Grenadier-Division herangezogen werden. Damit aber fiel der Ort in die Hände der Angreifer.

Jetzt hinunter in das Thal und vor gegen Pantin!

Ei, wer hätte den Franzosen noch einen so hartnäckigen Widerstand zugetraut! Die Division Helfreich eroberte zwar Pantin, aber sie saß in diesem Dorfe gewiß nicht auf Rosen. In ihrer Front und in ihrer linken Flanke schlugen die Granaten und Kartätschen des Verteidigers mit vernichtender Sicherheit ein, und es war vorauszusehen, daß der nächste Gegenstoß der Franzosen die Garde-Grenadiere zurückwerfen mußte.

„Majestät, die Eroberung von Paris scheint nicht im Handumdrehen möglich zu sein. Das konnten wir nicht erwarten.“

„Nein, gewiß nicht. Dennoch müssen wir heute um jeden Preis noch die Stadt erobern, sonst kommt uns Napoleon in den Rücken. Wollen Sie nicht Ihre Garden vorrücken lassen?“

„Ja. Es bleibt wohl nichts anderes übrig.“

Nach diesem Zwiegespräch des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen schickte letzterer der Gardebrigade von Alvensleben den Befehl, nach Pantin vorzurücken. Die Begeisterung über diesen Befehl war groß. Hatten diese Regimenter doch schon befürchtet, es möchte der Friede geschlossen werden, ehe sie auf französischem Boden überhaupt einen Schuß abgegeben hätten. Sie stürmten mustergültig vor, drangen über

Pantin hinaus, warfen den Feind ein tüchtiges Stück zurück und eröffneten nun ein scharfes Feuer. Aber der Gegner hatte eine weit günstigere Stellung und wetterte von 3 Seiten auf die im freien Felde liegenden preußischen Garden los. Bald lagen dieselben in einer wahren Hölle und erlitten riesige Verluste. So ging's nicht weiter. Vor oder zurück! Natürlich vor! Die letzten Bataillone unter Oberstleutnant von Müffling griffen mit ein, nun schlugen alle Tambours den Sturmmarsch, die Hörner schmetterten und mit gewaltigem Hurra stürmte die ganze Brigade vor. Eine 1000 Schritt breite Fläche ohne jede Deckung, auf welche ein zahlreicher und besonnener Gegner von 3 Seiten losfeuert, wird nicht in einem Zuge genommen.

Aber hinüber kamen die braven Garden doch. Schließlich schienen die Franzosen ihre Geschütze in der Front verdoppelt zu haben. Half ihnen nichts, ein letzter Sturmlauf, ein letztes Hurra und 14 feindliche Kanonen waren von den Preußen erobert. Wer sich aber etwa hier verspätet gehabt hätte und seinem Bataillon nacheilen wollte, brauchte nicht weiter zu fragen, wo es stand. Er durfte nur den vielen, vielen Leichen nachgehen. Die zeigten ihm den Weg, den seine Truppe genommen.

Während dieser heißen Kämpfe um und vorwärts Pantin ging das erbitterte Ringen der Russen Rajewskis auf der Hochebene von Romainville ununterbrochen weiter. Nach und nach hatten auf dem linken Flügel auch die Württemberger tapfer in das Gefecht eingegriffen und eroberten hier 16 Geschütze.

Unterdessen stand die schlesische Armee an der Straße von Soissons bereit und wartete, wie ihr ausführlich befohlen war, auf die letzte Weisung zum Vorgehen. Der alte Marschall „Vorwärts“ hatte sich trotz Krankheit und Schmerzen auf das Pferd gesetzt. Den letzten Sturm auf das „verdammte Babel“ wollte er nach alter Weise persönlich kommandieren. Freilich konnte er nicht lange aushalten, sondern mußte wieder aus dem Sattel und in seinen Wagen steigen und von neuem seinen grünseidenen Damenhut zum Schutze gegen das grelle Licht aufsetzen.

So aber leitete er doch die Bewegungen, denn lieber wäre er gestorben als sich heute in Unthätigkeit zu schonen. Er sowohl wie all seine Truppen vergingen fast vor Ungeduld, als sie in ihrer linken Flanke den Kanonendonner hörten und noch keinen Angriffsbefehl erhielten. Ob derselbe so spät erst zur schlesischen Armee gelangte, weil im Stabe Schwarzenbergs alles mit methodischer Langsamkeit geschah, ob Zufälle mitwirkten oder ob man mit Absicht die „Blücherschen“ etwas zurückhielt, um nicht ihnen allein den Ruhm der Erstürmung von Paris zu lassen — wer weiß es?

Endlich traf der so heiß ersehnte Befehl doch noch ein. „Hurra!“ brauste es durch die ganze Armee und dann marschierten — nein, liefen die Korps an und drängten vorwärts gegen Paris, zur letzten entscheidenden Schlacht, zum letzten ihrer zahlreichen ruhmvollen Siege.

Über die Ebene von St. Denis griffen die Regimenter an. York und Kleist nahmen die Richtung gegen Pantin und rechts davon, Langeron auf den sich über die ganze Umgegend erhebenden Montmartre. Aber der Feind war auf der Hut. Deutlich erkannte der hier befehlende französische General Curial die durch diesen Angriff drohende Gefahr und beschloß sie durch einen Gegenstoß abzuwenden. Er brach mit Infanterie und Reiterei aus La Villette vor. Gerade wollten zwei seiner Kavallerieregimenter aufmarschieren, als es jedoch nur wenige hundert Schritte vor ihnen, dann dicht bei ihren Linien und gleich darauf mitten in ihren Reihen „Hurra“ schrie und immer wieder „Hurra“, und dazu sausten preußische Säbel rücksichtslos auf alles nieder, was überhaupt für sie erreichbar war.

„Oh malheur! Les husards de la mort!“

Eben diese waren es. Die schwarzen Husaren mit den Totenköpfen an den Bärenmützen, deren Zeichen deutlich verriet: Ergebt euch oder ihr seid des Todes! Diesen Reitern des tapfern Oberstleutnant Stößel folgten die brandenburgischen Husaren des Oberstleutnants von Sohr wie der Wind nach und schlugen ebenfalls auf die armen Franzosen so los, wie es Märker immer

machen, wenn sie Wälsche unter ihre Fäuste bekommen. Schnell waren die feindlichen Reiter geworfen. Nun ging's über die Infanteristen. Wurden umgeritten, erschlagen oder gefangen. Dort sind Geschütze! Drauf, drauf! Bald waren 14 derselben erobert. Weiter den fliehenden Massen nach bis hinein in die engen Straßen der Vorstadt. Schließlich wurde daselbst das Gedränge so eng, daß man nur noch mit den Säbelgefäßen zustoßen und dreinhauen konnte, weil es zum Ausholen mit den Klingen keinen Platz gab. Immer weiter drängten die Husaren. Sie wären am liebsten gleich durch die ganze Stadt gejagt. Man mußte sie fast mit Gewalt zurückholen.

Jetzt zog der alte York den Säbel, deutete auf die Mauern der Vorstadt La Villette und ließ das Signal „Avancieren" geben. Die Division Prinz Wilhelm nahm dieselbe, Horn La Chapelle, Kleist stürmte gegen die Kuppe der 5 Mühlen und Langeron gegen den Montmartre. Zugleich rückten die Garden von neuem gegen die Barriere vorwärts Pantin an. Alles war in bestem Zuge, überall wich der Feind teilweise schon zurück, da sprengten Adjutanten Tücher schwenkend herbei und meldeten, es stehe der Abschluß eines Waffenstillstandes bevor. Die Russen unter Langeron kümmerten sich nicht darum, sondern stürmten weiter. Sie mußten den Montmartre erobern und sie thaten es.

Jetzt erst, gegen 6 Uhr, hörte das Feuer auf. Die Unterhandlungen begannen. Während derselben rastete der alte Feldmarschall Blücher aber keine Minute. Er selbst begab sich mit seinem Stabe auf den Montmartre. Alles betrachtete staunend das weite mächtige Häusermeer am Fuße des Berges und gab laut seiner Bewunderung Ausdruck. — „Gott straf mir! Ich möchte lieber meine Geschütze als mein Perspektiv auf das Nest richten", meinte der Marschall und sorgte, daß er dies könnte, wenn sich die Verhandlungen zerschlagen sollten. Bald krönten 84 Kanonen der Verbündeten den die ganze Stadt beherrschenden Berg.

Es kam aber zu keinem Kampfe mehr. Die Marschälle

Marmont und Mortier erkannten die Unmöglichkeit eines weiteren Widerstandes und fügten sich schließlich dem Verlangen der Verbündeten. Noch in der Nacht mußten sie mit dem Reste ihrer Truppen die Stadt räumen, die sie bis zuletzt so wacker verteidigt hatten.

Die tapferen Armeekorps der Angreifer empfanden die ganze Wonne des Sieges. Wem es vergönnt war, auf die niedergeworfene Stadt herabzublicken, den ergriff ein wahrhaft berauschendes Gefühl der Befriedigung und des berechtigten Stolzes. Da lag Paris gedemütigt vor ihnen, jenes Paris, auf dessen Stimme seit 22 Jahren das gebeugte Europa gehört, von dem sich die französische Herrschaft fast über den ganzen Weltteil ausgebreitet hatte. Sie hatten die gewaltige Stadt bezwungen, sie, die Sieger von Brienne, la Rothiere, Laon, Arcis und heute von Pantin, Romainville und vom Montmartre. Aber es war doch ein schweres Ringen gewesen!

Der Erfolg des vergangenen Tages erwies sich als sehr bedeutend. 70 Kanonen hatten die Russen, 40 die Preußen, 16 die Württemberger erobert. Aber an 8000 tote und verwundete Russen, Preußen und Württemberger lagen auf der Wahlstatt. Nun dafür hoffte man auch bestimmt, daß der Krieg zu Ende sei und die baldige Heimkehr bevorstehe.

Man hatte sich nicht getäuscht. Mit der Einnahme der Hauptstadt versiegte die letzte Quelle, aus der Napoleon Kräfte zur Fortsetzung des Kampfes schöpfen konnte.

Am 31. März fand der feierliche Einzug der Verbündeten in Paris statt. Er geschah in ganz anderer Weise, als ihn sich der greise Marschall „Vorwärts“ gedacht. Man wollte die Bevölkerung durch milde Behandlung gewinnen, sich als die Befreier vom Joche der napoleonischen Dynastie darstellen, sowohl die Feinde als die Anhänger derselben an sich fesseln und der Welt das Beispiel von außerordentlicher Großmut der Sieger geben. Die eigentliche Seele dieser Auffassung war Kaiser Alexander, dessen Eitelkeit es schmeichelte, hier der Mittelpunkt eines pomphaften Triumphzuges zu sein, und der seit Bar-sur-Seine

und den Verhandlungen mit Vitrolles die Wiederaufrichtung des Bourbonenthrons als seinen persönlichen Ehrgeiz betrachtete. Zunächst floß er über von Milde und Freundlichkeit gegen die Pariser. Zum Einzuge, bei dem der russische Kaiser zwischen dem König von Preußen und Schwarzenberg — letzterer als Vertreter des noch nicht eingetroffenen Kaisers Franz — ritt, hatte man nur die Gardetruppen und einzelne ausgewählte Abteilungen bestimmt. Die übrigen waren noch im freien Felde nötig. So hieß es wenigstens. Viele meinten, man habe sie in ihren schmutzigen zerfetzten Felduniformen nicht für gut genug gehalten, sie den Parisern zu zeigen.

Der Einzug selbst gestaltete sich infolge des entgegenkommenden Verhaltens Kaiser Alexanders sowie der Rührigkeit der Napoleon feindlichen Royalisten, ferner wegen der Charakterlosigkeit der damaligen vornehmen Welt von Paris wirklich zu einem wahren Triumphzug der fremden Sieger. Schrie doch die Menge auf den Boulevards: „Vivent les alliés! Vivent nos libérateurs! Vive Alexandre, s'il nous rend nos Bourbons!“

Und wirklich ließ sich der russische Kaiser zur Antwort hinreißen: „Oui, Mesdames, vous les reverrez. Vivent votre roi Louis XVIII. et les jolies dames de Paris!“

Jubelnd umringten darauf hin die Damen der französischen Aristokratie den Gewaltherrn des russischen Reiches und küßten ihm die Hände, die Uniform, sogar seine Stiefel und sein Pferd.

Ein Offizier des Gefolges, Oberst Löwenstern, schlug einer dieser Schönen vor, sich zu ihm auf den Sattel zu setzen. Sie that es sofort, und bald hatten die meisten russischen Offiziere solche Damen bei sich auf den Pferden oder überließen denselben ihren Platz im Sattel. Der Zar lächelte dazu und zeigte scherzend dem König von Preußen diese Gefangennahme seiner Kriegsleute durch die französischen Damen.

Zu solchem entwürdigenden Treiben paßten der alte York, Gneisenau und die übrigen preußischen Generale freilich nicht. Gut, daß Blücher wegen seines Augenleidens verhindert war,

am Einzuge teilzunehmen. Er hätte dieses Verhalten russischer höherer Offiziere vielleicht einer lauten scharfen Kritik unterzogen.

Mit großer Rührigkeit ging man sofort nach dem Einzuge der Verbündeten an die Absetzung Napoleons und die Wiederaufrichtung des Bourbonen-Throns. Die Seele aller darauf bezüglichen Schritte war der große Ränkeschmied Talleyrand, früherer Minister des Auswärtigen, der 1809 bei Napoleon in Ungnade gefallen war. In seinem Palais stieg Kaiser Alexander ab, und hier wurden die Beratungen über das künftige Schicksal Frankreichs abgehalten. Talleyrand übernahm es, durch den Senat die Absetzung Napoleons aussprechen zu lassen. Von 142 Mitgliedern desselben erschienen allerdings nur 63, die — vergessend, wem sie alle ihre Ehren und Reichtümer allein verdankten — am Abend des 2. April den Beschluß faßten, den Kaiser zu entthronen, das Erbrecht der Familie Bonaparte abzuschaffen und das französische Volk und Heer des Treueids gegen dieselbe zu entbinden. Dieser Beschluß wurde begründet mit einem Sündenregister, welches dem Kaiser Satz für Satz schuld gab, was der Senat selbst teils vorgeschlagen, teils genehmigt hatte, und so in Wahrheit zu einer Anklageschrift dieser feilen, aus Schmeichlern und Kriechern zusammengesetzten Körperschaft selbst wurde. Am 3. April traten die anwesenden Mitglieder des gesetzgebenden Körpers dem Senatsbeschlusse bei und schon am 6. April beschloß der Senat die Rückberufung der Bourbons auf den französischen Königsthron.

Vergessen war, welche Fülle von Macht und Ruhm der nur durch die unbezwingbare Übermacht besiegte Kaiser dem Lande Frankreich geschaffen, vergessen, daß er Frankreich ein vorzügliches Gesetzbuch gegeben, eine blühende Lage der wirtschaftlichen Verhältnisse und der durch die Revolution völlig zerstörten französischen Finanzen geschaffen, die Gleichheit vor dem Gesetz und anderes, was die Revolution nur dem Namen nach gegeben, erst wirklich zur Wahrheit gemacht hatte, vergessen, alles vergessen. Viel wirkte der Einfluß des persönlichen Feindes Napoleons, des Korsen Pozzo di Borgo, Kaiser Alexan-

ders Generaladjutanten. Letzterer erklärte, weder mit dem abgesetzten Kaiser noch überhaupt mit einem Mitgliede der Familie Bonaparte verhandeln zu wollen. Dies bestimmte viele Pariser, die sich sonst vielleicht abwartend verhalten hätten, sich den Kundgebungen gegen den einst wie ein Halbgott von ihnen verehrten Schlachtenfürsten anzuschließen.

Und Napoleon selbst!

Zu spät, erst am 27. März, hatte er den Abmarsch der Verbündeten durchschaut. Er stand bei Vitry. Nun setzte er nach einem glücklichen Gefecht gegen die Reiter Wintzingerodes bei St. Dizier sofort die Armee gegen Paris in Marsch. Er selbst eilte mit Kurierpferden voraus nach Fontainebleau und leistete wieder geradezu Erstaunliches. Aber es war zu spät. Sein Geschick hatte sich entschieden. Noch donnerten am 30. März auf den Höhen bei Romainville die Kanonen, da eilte er, nur von Caulincourt und Flahaut begleitet, seiner Hauptstadt zu. Abends 11 Uhr, 10 Kilometer von Paris entfernt, stieß er auf französische gegen Fontainebleau marschierende Reiterei. Der General Belliard führte sie. Er sprengte sofort zu seinem Kaiser. Der sprang aus dem Wagen und faßte in größter Erregung den General beim Arme:

„Die Armee? Wo ist sie?"

„Sie folgt mir, Sire."

„Und der Feind?"

„An den Thoren von Paris."

„Wer hält die Stadt besetzt?"

„Niemand. Sie ist geräumt."

„Geräumt? Und mein Sohn, meine Frau, meine Regierung, wo sind Sie?"

„An der Loire, Sire."

Damit wußte der Kaiser alles.

Er sandte Caulincourt zu Kaiser Alexander. Hoffnungslos! Der Armee befahl er, bei Essonne aufzumarschieren. Dort kamen, aber erst am 2. April, und zwar nach unsäglichen Anstrengungen, die Trümmer der mit ihm bis Vitry marschierten

Korps an. Sie hatten 20,000 Mann unterwegs liegen lassen. Jetzt standen hier 53,000 Mann. Noch waren sie keineswegs entmutigt und verzweifelt. Der Kaiser selbst teilte ihnen die Vorgänge in Paris mit. Da schwuren sie, mit ihm zu siegen oder zu sterben und verlangten begeistert, gegen Paris geführt zu werden. Ermattung, Strapazen und Wunden hatte man vergessen. Dies war die Gesinnung zahlreicher Generale und fast aller Offiziere und Soldaten.

Anders dachten die Marschälle. Sie glaubten nicht mehr an eine Möglichkeit des Erfolges. Sie waren kriegsmüde und verzweifelten an dem Sterne des abgesetzten Kaisers. Manche wollten sich auch bei den zukünftigen Herren, den Bourbons, in gutes Licht stellen, indem sie jedem weiteren Versuche Napoleons zur Fortsetzung des Kampfes entgegentraten.

Am schmählichsten benahm sich Marmont, der, als ihm Fürst Schwarzenberg am 4. April die Beschlüsse des Senats und des gesetzgebenden Körpers über die Absetzung des Kaisers und die Abschaffung des Kaisertums mitteilte und ihn einlud, „sich unter die Fahne der guten Sache Frankreichs zu stellen“, sein Korps von Fresnes nach Versailles führte. Die Armee glaubte, sie sollte gegen die rechte Flanke des Feindes verwendet werden. Als sie erkannte, wie sehr man sie betrogen, war eine Rückkehr nicht mehr möglich.

Das war aber nicht alles. Auch die von Napoleon so hoch erhobenen Marschälle verließen ihn in der entscheidenden Stunde. Es befanden sich bei ihm in Fontainebleau Berthier, der Fürst von Neufchatel und Vice-Connetable von Frankreich, Ney, der Prinz von der Moskwa und Herzog von Elchingen, Lefebvre, der Herzog von Danzig, Oudinot, der Herzog von Reggio, endlich Macdonald, der Herzog von Tarent. Diese hatten Kenntnis von den Beschlüssen des Senats und erwogen seit den Morgenstunden des 3. April, wie man dem Kaiser die Notwendigkeit der Abdankung beibringen könne. Der Kaiser hatte für diesen Tag den Vormarsch gegen Paris befohlen, und hielt vor dem Aufbruch eine Heerschau zwischen Fontainebleau

und Corbeil ab, wo ihn die Korps mit so begeisterten Zurufen empfingen, wie kaum je in seinen besten Zeiten. Nach der Parade folgten ihm die Marschälle in seine Gemächer. Macdonald trug ein offenes Schreiben in der Hand, den Brief eines Senators, der ihm den Absetzbeschluß vom 2. und die Erklärung der Verbündeten mitgeteilt hatte, daß sie weder mit Napoleon noch mit einem Mitglied seiner Familie mehr unterhandeln wollten.

„Was ist das?" frug der Kaiser und nahm dem Marschall den Brief aus der Hand.

„Wollen Sie selbst sehen, Sire!" antwortete Macdonald.

„Kann der Brief vorgelesen werden, Herr Marschall?"

„Ja, Sire!"

Ein Kabinetsekretär nahm den Brief und verlas ihn; der Kaiser verzog keine Miene.

„Morgen werden wir Rechenschaft haben für das alles. Ich zähle auf Sie, meine Herren!" war die einzige Antwort des Kaisers, als der Brief verlesen war. Aber die Marschälle erklärten dem Kaiser, daß sie nicht mitziehen würden. Marschall Ney übernahm es, dem trotz der Maske der Ruhe im Innern seiner Seele gebrochenen Kaiser die Abdankungserklärung abzugewinnen, und zwar zunächst eine bedingte, indem sich letzterer bereit erklärte, zu Gunsten seines Sohnes unter Regentschaft der Kaiserin zurückzutreten. Aber als der Kaiser den Abfall Marmonts erfahren hatte, welcher ihn aufs tiefste erregte, und damit die völlige Unmöglichkeit erkannte, dem Geschicke weiter zu trotzen, da erklärte er sich auch bereit, unbedingt für sich und seine Familie dem Thron zu entsagen. „Ich habe das Glück Frankreichs gewollt. Ich habe mich geirrt", das waren die Worte, mit denen der Kaiser am 11. April 1814 die Entsagungsurkunde unterschrieb. Schon am 12. April hielt Graf Artois, der Bruder des noch in England weilenden Ludwig XVIII., seinen Einzug in Paris.

Der von seiner Höhe so tief gestürzte Kaiser wollte anfangs seinen Sturz nicht überleben. Wie Friedrich der Große, trug er stets Gift bei sich, um nicht lebend in die Gewalt seiner

Feinde fallen zu müssen. In der Nacht vom 12. zum 13. April nahm er es. Allein auch dieses verriet ihn. Es hatte durch die Länge der Zeit seine Kraft verloren. Seine Wiedergenesung erweckte in ihm den Glauben, daß sein Tod noch nicht im Plane der Vorsehung liege, und er beschloß nun, sein Verhängnis über sich ergehen zu lassen. Die Verbündeten hatten ihm, wie schon bemerkt, und zwar seiner eigenen Wahl gemäß, dagegen unter dem entschiedenen Widerspruch Metternichs, welcher prophezeite, man nötige ihn, seinen Namen unter einen Vertrag zu setzen, der „uns in weniger als zwei Jahren wieder auf das Schlachtfeld rufen wird", die kleine Insel Elba als souveränes Land überlassen und ihm eine jährliche Einnahme von zwei Millionen zuerkannt. Am 20. April reiste er in Begleitung eines russischen, preußischen, österreichischen und englischen Beauftragten dorthin ab. Ehe er in den Wagen stieg, hielt er jene Abschiedsrede im Hofe des Schlosses, die, unter dem Namen „Les Adieux de Fontainebleau" durch die Kunst verherrlicht, noch lange Jahre alt und jung in Frankreich begeisterte.

Nachdem der Kaiser Napoleon beseitigt war, vollzogen sich die den Frieden einleitenden Verhandlungen verhältnismäßig sehr rasch. Die Verbündeten erklärten wiederholt, sie hätten nicht gegen das französische Volk, sondern nur gegen den einen Mann, nämlich Bonaparte, Krieg geführt. Kaiser Alexander und Metternich überboten sich in Liebenswürdigkeiten gegen das besiegte Frankreich. Zunächst wurde am 23. April der Waffenstillstandsvertrag abgeschlossen, worin sich Frankreich lediglich verpflichtete, diejenigen Plätze zu räumen, die seine Truppen noch außerhalb der Landesgrenze von 1792 besetzt hatten, und am 30. Mai folgte der Abschluß eines Friedens, welcher von Deutschland u. a. Saarlouis und Landau, von Belgien das Viereck zwischen Maubeuge und Givet, von der Schweiz einige Stücke vom Lande Gex bei Genf und von Savoyen Chambéry und Annecy zu Gunsten des besiegten Landes abtrennte! Von einer Frankreich auferlegten Kriegssteuer war nicht nur nicht die Rede, sondern Kaiser Alexander und Metternich gingen in ihrer Großmut auf

Kosten ihrer Verbündeten so weit, eine bare Forderung von 170 Millionen Francs, welche Preußen „für rückständige Bezahlung von Leistungen und Aufwendungen", die es für Frankreich in den Jahren von 1807 bis 1812 gemacht hatte, einreichte, einfach herzuschenken, mit anderen Worten: das gute Recht des an dem siegreichen Ausgang des Feldzugs verdientesten Bundesgenossen aufzuopfern. Ja, damit noch nicht genug, man ließ den Franzosen, aus Besorgnis, ihren Stolz zu beleidigen und in ihnen Reuegefühle über die Absetzung ihres Kaisers zu erwecken, die von ihnen aus allen Ländern nach Paris geschleppten Kunstschätze. Hatte man schon die französische Hauptstadt nur eben mit so vielen Truppen besetzt, als notwendig waren, um dort die Ruhe aufrecht zu halten, so beeilte man sich nun nach dem Friedensschluß so viel als möglich, dieselben zurückzuziehen, und in kurzem war der geheiligte Boden von Frankreich von den Truppen der verbündeten Sieger völlig geräumt.

Alles dieses war nun gar nicht nach dem Sinne des alten Marschalls Blücher. Ihm erschien mit Recht die Frankreich, das seit mehr als 150 Jahren Deutschland mit Füßen getreten hatte, gezeigte Schonung als heillose Schwäche, auch wollte er, wie jeder klar sehende Mann, nichts von der Wiedereinsetzung der unfähigen, entnervten Bourbons wissen, und er hätte gerne seine braven Soldaten auf Kosten der Franzosen für die durchgemachten Strapazen etwas entschädigt. Allein es herrschte wieder Friedensluft und höfischer Ton. Da war so ein richtiges Blücher'sches Gewitter nicht mehr angezeigt. Zudem fühlte er sich jetzt, wo der Kanonendonner schwieg, nicht mehr recht am Platze, denn, wie er meinte, es behaupteten wieder die „Lumpenhunde und Judasse von Diplomatikern" das Feld. So legte er denn zu seiner Schonung am 2. April sein Kommando nieder. — Er blieb noch einige Zeit in Paris, rauchte und spielte nach seiner Art im Palais royal, im Salon des Etrangers oder in der Restauration von Very und ließ sich das Begaffen ganzer Scharen von Neugierigen geduldig gefallen, weil er doch nichts dagegen machen konnte. Eine interessante neue Bekannt=

schaft machte er aber in Paris, Wellington. Schon in Bälde sollte dies der Welt sehr zu gute kommen.

Am 3. Juni wurde Blücher zum Fürsten von Wahlstadt erhoben, und auch an Gnadenbeweisen und Ehrenbezeugungen von den andern Mächten fehlte es ihm nicht.

Der Kaiser von Rußland, der König von Preußen und mit ihnen auch Blücher und York folgten, noch ehe sie nach der Heimat zurückkehrten, einer gastlichen Einladung nach England.

Sie wurden dort mit Beifall und Ehren so überhäuft, daß der zwar sehr von seiner Londoner Reise entzückte, aber auch sehr ermüdete Marschall „Vorwärts" nach der Rückkehr auf das Festland meinte: „Lieber noch einen Feldzug, als noch so 'ne Fahrt nach England machen. Gott straf' mir!"

Nun ging es endlich in die Heimat zurück. Mit jubelnder Begeisterung wurden sowohl die Monarchen und die Feldherrn als die Truppen empfangen. Fühlte man sich in Deutschland doch jetzt erst vom Joche des fremden Eroberers vollständig befreit und vor seiner Wiederkehr gesichert. Man empfand in allen Schichten der Nation das Bewußtsein neuer Kraft und gab sich der Hoffnung hin, in Zukunft immer der Herr im eigenen Hause bleiben zu können.

Daß sich diese Erwartungen nicht in vollem Maße erfüllten, daran trugen wieder die „Diplomatiker" die Schuld. Sie schufen nämlich kein deutsches Reich, sondern nur einen Bund von vielen souveränen Staaten.

Dann — doch das gehört nicht zu einer Darstellung des Krieges von 1814.

In demselben war also Napoleon trotz seines Genies, trotz der unbestreitbaren Begeisterung der französischen Armee für seine Person und trotz der großen Tapferkeit seiner Offiziere und Mannschaften den Verbündeten vollständig erlegen. Letztere verdankten ihren Sieg nicht allein ihrer gewaltigen Übermacht, sondern und zwar in erster Linie dem unablässigen Antriebe Blüchers und Gneisenaus, sowie der militärischen Tüchtigkeit, der Ausdauer und der Pflichttreue der preußischen Armee. Tapfer

schlugen sich sämtliche Verbündete, sobald sie nur an den Feind kamen. Thatkraft steckte aber außer in der russischen leichten Reiterei eigentlich hervorragend nur in den preußischen Korps, und daran ging das französische Kaisertum zu Grunde.

VIII.

Napoleons Rückkehr von Elba. Wiederausbruch des Krieges.

Auf dem Nordabhange des Monte Orello, fast genau in der Mitte der Insel Elba, lag die Villa Napoleone. Vor der das Kasino umgebenden Pergola breiteten sich entzückende Landschaftsbilder und hinter ihnen das wunderbare azurblaue ligurische Meer aus. Der Park des Kaisers war mit besonderer Sorgfalt gepflegt. Balsamische Düfte entquollen den zahlreichen blühenden Mangolien, Orangenbäumen und farbenprächtigen Blumen aller Art. Hatte die belebende Frühjahrssonne des Jahres 1815 diesmal schon Ende Januar ihre Zauberkraft in vollem Maße bewiesen und die ganze Insel Elba um 4 bis 6 Wochen früher als sonst mit Blättern und Blüten überstreut, so schien es doch, als ob die Villa Napoleone der Natur noch einige weitere Wochen abgerungen und sich in noch reicherem Maße als das benachbarte Procchio oder Bradola mit den Kindern Floras geschmückt hätte.

Man schrieb den 26. Februar 1815. In der kleinen Cappella di San Martino läutete der Kirchendiener zur Frühmesse. Da trat der kleine Mann, dessen gewaltiger Geist einst die Welt erzittern machte, jetzt der Herrscher der unbedeutenden Insel zu seinen Füßen, aus der offenen Thüre des Kasinos und blickte sinnend über das Thal von San Martino hinunter nach dem Golf, an dem das freundliche Städtchen Porto Ferrajo lag. An was dachte er wohl? An was?

Daran, daß er, Napoleon Bonaparte, mit 1140 Mann ihm treu gebliebener Soldaten das große Frankreich den Bourbonen entreißen, daß er sich wieder zum Kaiser des mächtigsten Landes der Erde machen, daß er von neuem der ganzen Welt gebieten wolle.

Das waren wohl Wahnvorstellungen eines Irrsinnigen?

Mit nichten! Es waren die kühnen Träume und Pläne des gewaltigsten Feldherrngenies, das die damalige Erde kannte, und wenig fehlte, sie hätten sich auch verwirklicht.

Nun kehrte der kleine Mann in der unscheinbaren grauen Militäruniform in das bescheidene Zimmer zurück. Bald darauf erschien er mit wenigen Begleitern vor der porta della villa, stieg in einen mit Maultieren bespannten Wagen und fuhr in scharfem Trabe hinab nach Porto Ferrajo.

Des Adlers letzter Flug, der noch Tausenden und Abertausenden von Menschen das Leben kosten sollte, begann.

Den Tag brachte der Kaiser in seinem Stadt-Palast auf dem Felsen zwischen dem Falcone und der Stella, zwei Festungswerken, zu und beobachtete von einem Fenster der Nordfront aus die Einschiffung seiner Getreuen. Um 4 Uhr nachmittags war alles bereit. Eine Stunde später begab sich der Kaiser an Bord der kleinen Brigg „Inconstant“, gab ein Zeichen und die winzige Flotte von sechs Segelschiffen stach in See, eine Welt zu erobern. Sein Gefolge bestand außer seiner nächsten Begleitung aus den Generalen Bertrand, Drouot, Cambronne, Molet, Raoul, Jerzmanousky und einer ziemlichen Anzahl von Offizieren, ferner aus 400 Mann alter Garde, 200 Linieninfanteristen, 100 leichten polnischen Reitern und 200 Jägern. Das war alles.

Der Himmel leuchtete in seinem schönsten Blau über diesen kühnen Männern; Napoleon selbst war ruhig und heiter, das kleine Heer voller Begeisterung, alles blickte zuversichtlich gegen Westen und, als man den molo des Hafens umsegelt hatte und zwischen der Insel Capraja und der Nordspitze von Korsika hindurch über das freie Meer gegen Frankreich sehen konnte, rief’s

wie aus einem Munde, gleichsam schwörend: „Paris oder der Tod!“ —

Am 3. Mai 1814 hatte die englische Fregatte „Undaunted“ den abgesetzten Kaiser in sein Exil verbracht. Von da an bürgerte sich das alte System der Adels- und Priestervorrechte wieder mehr und mehr in dem Frankreich der Revolution ein, nur zu sehr die Erinnerung an die verrotteten Zustände wieder auffrischend, wie sie vor der Revolution geherrscht und zu dieser hingetrieben hatten. Der König Ludwig XVIII. hatte ja guten Willen, Besserungen vorzunehmen, aber er scheiterte infolge seiner Schwäche an dem Widerstande seiner Verwandten und aller jener beschränkten feudalen Köpfe, welche statt mit klarem Verständnis die Forderungen der Zeit zu erfassen, sich hinter ihre vornehmen Namen verschanzten und durch die eigene Unnahbarkeit und durch vollständige Unfähigkeit das französische Volk gegen sich erbitterten.

Die Konstitution, welche König Ludwig dem Lande gab, stieß durch einen außerordentlich hohen Zensus, welchen sie für das Wahlrecht in das Parlament festsetzte, den bürgerlichen Kreisen gründlich vor den Kopf, da nur die Höchstbesteuerten in das Parlament eintreten konnten, ja sogar das aktive Wahlrecht durften nur diejenigen ausüben, welche wenigstens 300 Franken direkte Steuern bezahlten. Die größte Schwierigkeit für das neue Regiment bildete aber die Armee, die in allen ihren Überlieferungen an Napoleon hing. Es war eine der ersten Anordnungen König Ludwigs XVIII. gewesen, diese Armee auf den Friedensstand zu setzen.

Die alten Offiziere und Soldaten Napoleons, die sich viel darauf zu gute thaten, für den Ruhm Frankreichs ihre beste Kraft und teilweise ihr Blut geopfert zu haben, wurden auf Halbsold gesetzt und dadurch selbstverständlich zu erbitterten Gegnern des neuen Systems. Die an Zahl sehr reduzierten höheren Offizierstellen aber gab man adeligen Anhängern der Bourbons, die wenig oder keine Kriegserfahrung besaßen. Selbst das Landvolk, welches durch die fortwährenden Rekrutenaushebungen

Napoleons schließlich zu entschiedenen Gegnern des Kaisers geworden war, entfremdete man sich wieder und veranlaßte es durch äußerst lästige Abgaben an die Adeligen und Geistlichen, die früheren Zustände unter dem Kaiser zurückzusehnen.

So hatten es die Bourbonen und ihre Anhänger in noch nicht einem Jahre dahin gebracht, daß die Franzosen mit wenig Ausnahmen ihrer schon wieder recht überdrüssig waren. Sie selbst und ihre Werkzeuge sahen dies jedoch noch nicht. Sie wiegten sich in trügerischer Sicherheit, weil sie charakterlosen Schmeichlern glaubten und in blinder Selbstüberhebung sich keine Mühe gaben, selbst zu erforschen, was dem Lande und dem Volke fromme.

Plötzlich, am 1. März 1815, erschien im Golf von Juan zwischen Antibes und Cannes die kleine vor zwei Tagen aus Porto Ferrajo ausgelaufene Flotille. Zwei Stunden später stand der Kaiser Napoleon wieder auf französischem Boden. Seine Offiziere und Soldaten umringten ihn jubelnd und da sprach er die prophetischen Worte: „L'aigle avec les couleurs nationales volera de clocher en clocher jusqu'aux tours de Notre-Dame.“*)

Am 1. März klang es als Phrase, am 20. März war es eine weltgeschichtliche Thatsache.

Der Kaiser setzte sich mit seinen Getreuen sofort gegen Lyon in Marsch. Die königlichen Behörden erklärten sich beim Erscheinen der blauweißroten Fahnen sofort für den Kaiser oder entflohen, die Truppen, welche den Adlerflug aufhalten sollten, traten ohne weiteres zu ihrem früheren Kriegsherrn über. Wo sie einige Augenblicke zögerten, wirkte die Macht der Persönlichkeit Napoleons so bezaubernd, daß, wenn er allein vor diese Truppen ritt und nur wenige Worte sprach, sofort die Gewehre entladen wurden und der brausende Ruf „vive l'Empereur“ den begrüßte, den man verhaften sollte.

*) Von Kirchturm zu Kirchturm wird der Adler mit den nationalen Farben fliegen bis auf die Türme von Notre-Dame! (der Kathedrale von Paris).

Am 5. März erfuhr man die überraschende Kunde hiervon in Paris. Anfangs war man darüber fast erfreut. „Man packt und erschießt diesen Schurken von Bonaparte und dann ist nicht weiter von ihm die Rede.“ So meinte der königliche Polizeidirektor Dandré. Bald aber wurde man anderer Ansicht. Als ein Truppenteil nach dem anderen, eine Behörde nach der anderen, statt den Aufrührer gefangen zu nehmen, sich ihm anschloß, als der Marschall Ney mit seinem ganzen dem Kaiser entgegengeschickten Armeekorps zu letzterem übertrat, als Napoleon triumphierend in Paris einzog, da ging dem guten aber schwachen König Ludwig XVIII. und seinen steifen Hofschranzen und hochmütigen Herzögen, Grafen u. s. w. ein Licht auf, daß für sie Frankreich zu klein sei und sie dem Empereur und seinen schlachterfahrenen, kriegsergrauten Generalen, Offizieren und Soldaten weichen müßten. In den Tuilerien herrschte nun ein entsetzliches Durcheinander, alles ging drunter und drüber und in der Nacht vom 19. zum 20. März verließen der König und was zu ihm gehörte Paris, um zunächst nach Lille und dann nach Gent zu entfliehen. Am Abend des gleichen Tages zog, vom Jubel der Menge empfangen, Napoleon in dem kaum verlassenen Schlosse ein. Auf ihren Armen trugen ihn seine vor Entzücken berauschten Offiziere die Treppen hinauf, der Kaiseradler kehrte in seinen alten Horst auf dem Turme von Notre-Dame zurück.

Nicht treffender kann man die Wandlungen, welche die Hauptstadt in den letzten 15 Tagen durchgemacht, schildern, als es Lamothe-Langon thut. Er schreibt:

„Das Ungeheuer hat die Insel Elba verlassen. Der Räuber landete in der Bucht von Cannes. Der Usurpator ist in Grenoble eingezogen. Der Korse hat zu Lyon die Behörden empfangen. Bonapartes Armee wurde durch die des Marschall Ney verstärkt. Der furchtbare Rival der Bourbons befindet sich zu Fontainebleau in demselben Gemach, in dem er seine Abdankung unterzeichnete. Seine kaiserliche Majestät wird noch heute abend in den Tuilerien sein.“

Dagegen begrüßte Napoleon bei seiner Landung die Bürger, in Lyon die Franzosen, in Paris seine Unterthanen. —

Während Napoleon sich schon auf dem Wege nach Paris befand, tagte noch in Wien der große Kongreß zur Regelung der Ergebnisse der Jahre 1813 und 14. Es war bei dieser Verhandlung der vier verbündeten Mächte über die Neuordnung Deutschlands und Europas die überraschende Thatsache in die Erscheinung getreten, daß der infolge schlecht angebrachter Zuvorkommenheit des Kaisers Alexander nach Wien geladene französische Minister des Auswärtigen, Fürst Talleyrand, neben Metternich daselbst den eigentlich maßgebenden Einfluß gewann. Selbstverständlich verwertete er denselben im nacktesten französischen Interesse, welches erklärtermaßen dahinging, die „Kleinen" stets auf Kosten der „Großen" zu schützen und zu befriedigen. Das bedeutete aber für Deutschland die Stärkung der Kleinstaaten und die Schwächung des gefährlichen Preußens, und diese Gedanken fanden in dem österreichischen Minister Fürst Metternich ein offenes Ohr. So ergab es sich denn, daß dem deutschen Volke als Lohn für die großen Opfer, die es gebracht, das Phantom einer deutschen Bundesverfassung dargeboten wurde, die so eingerichtet war, daß darin thatsächlich der kleinste Staat so viel zu sagen hatte wie das mächtige Preußen, Bayern so viel wie Lübeck, und daß das mit dem Schwerpunkt seiner Interessen nach Ungarn und Italien gravitierende Österreich darin verfassungsmäßig den ewigen Vorsitz haben sollte. Daß man sich hütete, zu solchem Werke den Feldmarschall Blücher beizuziehen, der nicht einmal eine Einladung zur Teilnahme an den Kongreßverhandlungen erhielt, nimmt freilich nicht wunder; die „Diplomatiker", die so die Früchte der von ihm erkämpften Siege zu zerpflücken sich bemühten, hätten von ihm gewiß keine Schmeichelwort gehört! Von einer Einigung war aber noch keine Rede, als am 6. März nachmittags ein Kourier auf schweißtriefendem Rosse zur Hofburg in Wien einsprengte, schweratmend aus dem Sattel sprang und ohne sich weiter um sein Pferd zu

kümmern, in das Schloß eilte. Gleich darauf rannten Lakaien, Jäger, Ordonnanzen, Offiziere und Hofbeamte nach allen Teilen der Stadt, riefen die anwesenden Fürsten und Diplomaten in die Hofburg und im Nu war die freilich kaum glaubliche Nachricht: „Napoleon ist bei Cannes gelandet!“ überall bekannt. Anfangs Schrecken, Bestürzung, Unsicherheit und Durcheinander allerorts. Bald aber raffte man sich auf und erkannte, daß nur ein durchaus einmütiges Vorgehen gegen den französischen Kaiser und eine vollständige Vernichtung desselben den Völkern Europas den sehnlich begehrten Frieden erhalten, bezw. wiederbringen könne. Sämtliche Mächte, welche den Pariser Frieden des vergangenen Jahres unterschrieben hatten, erklärten sich bereit, den Krieg sofort mit aller Macht wieder zu beginnen und nicht zu rasten, bis das erwähnte Ziel erreicht sei. Eine Kriegserklärung an Frankreich fand nicht statt. Dafür aber wurde über den wortbrüchigen Napoleon am 13. März feierlich die Acht verhängt und damit wirklich ein Keulenschlag geführt, der allen im Geheimen sich wieder regen wollenden rheinbündlerischen Bestrebungen von Anfang an die Spitze abbrach.

Die Heere der Verbündeten waren nach dem Friedensschlusse von 1814 meist in die Heimat zurückgekehrt und auf Friedensfuß gesetzt worden. Nur Preußen hatte der Lage der Dinge nicht recht getraut und seine Truppen unter Kleist vorläufig am Rhein stehen lassen. Man schickte zwar die Landwehrleute in Urlaub, aber es blieben doch noch etwa 60,000 Mann unter den Waffen.

Die Verbündeten beschlossen sofort, vier große Armeen aufzustellen und zwar eine englisch-deutsche unter dem durch seine Siege in Spanien berühmt gewordenen englischen Nationalhelden Herzog von Wellington in Belgien, eine preußische am Niederrhein unter dem alten Feldmarschall Fürst Blücher, eine russische am Mittelrhein unter Feldmarschall Graf Barclay de Tolly und eine österreichisch-deutsche am Oberrhein unter dem Fürsten Schwarzenberg.

Diese vier Armeen standen anfangs Juni in einer Ge-

samtstärke von etwa 715,000 Mann bereit und in ihrem Rücken wurden Reserven und Nachschübe von etwa 300,000 Mann gebildet.

Mit solcher gewaltigen Macht hatte man die Gewißheit des Sieges in der Hand.

Als allgemeines Ziel der Operationen wurde diesmal sofort Paris bezeichnet. Obwohl Blücher und Wellington schon im Mai losschlagen wollten, beschloß man die Feindseligkeiten doch erst am 1. Juli zu beginnen, vor allem um ganz bereit zu sein und dann auch, weil Kaiser Alexander wieder darnach strebte, als der Mittelpunkt aller Unternehmungen zu erscheinen. Die Stimmung der Völker bei den überraschenden Nachrichten über den neuen bevorstehenden Krieg war aber eine sehr geteilte. Mit einer derjenigen des Jahres 1813 nahekommenden Begeisterung eilte man nur in Preußen zu den Fahnen. Hier allein hatte der Haß gegen Napoleon die Volksseele im tiefsten ergriffen und loderte in alter Weise auf, als die Nachricht von der Landung des Eroberers bekannt wurde. Man war in Preußen überdies, und zwar mit vollem Recht, über die beim Friedensschluß von 1814 gezeigte Mäßigung äußerst unzufrieden gewesen und man hoffte, die Abrechnung mit dem „Erbfeind“ nun desto gründlicher vornehmen zu können.

Als Blücher die große Neuigkeit von der Rückkehr Napoleons von Greisenau und Nostitz erfahren hatte, da fühlte er sich gleichsam um 20 Jahre jünger geworden und sagte: „Dies ist das größte Glück, was Preußen begegnen konnte, nun fängt der Krieg von neuem an und die Armee wird alle in Wien begangenen Fehler wieder gut machen.“

Bei den anderen Völkern zeigte man sich lauer. Der Krieg erschien ihnen als reiner Kabinetskrieg und erregte wenig Begeisterung, da ja von einer Befreiung von fremdem Joche nicht mehr die Rede sein konnte. Man hätte es an vielen Orten gerne gesehen, wenn man Napoleon ruhig als Kaiser von Frankreich belassen und mit ihm so, wie seine Proklamationen es andeuteten, Frieden geschlossen hätte. Trotz dieser Lauheit wurden die Kriegsvorbereitungen verhältnismäßig schnell durchgeführt.

Durch die Achterklärung vom 13. März erfuhr Napoleon, daß ihm kein friedlicher Ausweg bleibe, daß er den Kampf aufnehmen müsse, auch wenn er nicht wolle, und zwar einen Kampf auf Leben und Tod. Er that es denn auch, aber er war nicht mehr der energische Herrscher von früher. Um nach seiner Landung schnell wieder die Neigung der Franzosen zu gewinnen, hatte er sich auf konstitutionelle Zugeständnisse eingelassen, welche sein Handeln beschränkten. Das ihm übrig bleibende Mittel, das ganze Volk so zu den Waffen zu rufen, wie es die Revolution gethan hatte, wollte er aber nicht anwenden, um allein als der Erretter Frankreichs von der Bourbonenherrschaft und Befreier von der Faust fremder Kriegsheere zu erscheinen. So zeigt sein Auftreten nach dem Einzug in Paris eine an ihm bisher nicht gewohnte Halbheit. Es gelang ihm auch nicht, seine Streitkräfte auf eine wirkliche Aussicht auf Erfolg versprechende Höhe zu bringen. Bis zum 1. Juni hatten sie nur eine Stärke von 276,900 Mann erreicht, wovon aber nur 200,000 marschbereit waren.

Dennoch beschloß er zunächst gegen die schon am weitesten vorgeschrittenen und durch die Personen ihrer Führer am gefährlichsten erscheinenden Armeen der Verbündeten in den Niederlanden, nämlich gegen die von Wellington und jene von Blücher angriffsweise vorzugehen. Er hoffte, beide Armeen einzeln nach einander so schlagen zu können, daß er sich dann ohne Scheu auf die Russen und zuletzt auf die Österreicher werfen könnte.

Bei den Verbündeten war zuerst die preußische Armee bereit. Deren Oberbefehl hatte, wie erwähnt, wieder der alte Blücher erhalten. Dies paßte nun einer Partei in der Umgebung des Königs, welche den alten derben Haudegen mit seinen schroffen und derben Reden fürchtete, ja haßte, gar nicht. König Friedrich Wilhelm ließ sich aber nicht zu einer Änderung bewegen, und so blieben nicht nur Blücher selbst, sondern auch die in ähnlichem Rufe wie er stehenden Generale von Gneisenau als sein Generalstabschef, von Grolmann als sein Quartiermeister, von Boyen (Generalstabschef des Korps von Bülow) und andere zum Heile des deutschen Vaterlandes in ihren Stellungen.

Nun betrieb Blücher mit größtem Eifer die Kriegsbereitschaft seiner Armee. Es wurden vier Korps gebildet und den Generalen von Zieten, von Borstell, von Thielmann und von Bülow unterstellt. Ferner war der Armee das aus den Hessen, den thüringischen und oldenburgischen Truppen zusammengestellte Korps des Grafen Kleist zugeteilt. Mit diesem betrug die Stärke der Blücher'schen Armee Ende Mai 1815 etwa 135,000 Mann.

Zu gleicher Zeit, als sich diese preußische Armee um Jülich sammelte, vereinigte sich die englisch-deutsche um Brüssel, und zwar in der Stärke von 33,000 Engländern, 25,000 Niederländern, 16,000 Hannoveranern, 7500 deutschen Legionären, 6700 Braunschweigern und 7300 Nassauern, also im ganzen von rund 95,000 Mann.

Schon am 10. April war Blücher mit seinem Adjutanten Grafen Nostitz nach Lüttich abgereist, und Ende Mai hatte er die ihm unterstellten 4 Korps fast vollzählig in der Gegend um Lüttich versammelt. Da zu gleicher Zeit die Korps des bayerischen Feldmarschalls Fürst Wrede und des Kronprinzen von Württemberg bei Mannheim am Rhein sich vereinigt hatten, so bat Blücher ersteren, die preußische Armee im Falle eines Angriffes auf sie durch Napoleon zu unterstützen, was der bayerische Feldherr mit größter Bereitwilligkeit zusagte. Unbesorgt um seine Flanke, zog nun Blücher auch seine letzten Truppen nach den Niederlanden und überließ die Deckung des Unterrheins den Bayern und Württembergern.

An einem der letzten Maitage trafen sich Blücher und Wellington, um ihre beiderseitigen Maßregeln zu besprechen. Beide Feldherrn hatten sich, wie erwähnt, in Paris kennen gelernt und soweit Zuneigung für einander gefaßt, als es zwischen zwei so vollständig verschiedenen Naturen überhaupt möglich war. Freilich konnte man sich kaum verschiedenere Charaktere denken, als die beiden Oberbefehlshaber. Blücher, ein echter Husar, ehrlich, wohlwollend, geradeaus, derb, jeder Verstellung feind, ein vorzüglicher Feldherr, der klar sah und

stets mit vollem Bewußtsein jede Verantwortung auf sich nahm, von seinen Truppen unendlich geliebt, persönlich ein Held und als Führer immer zum angriffsweisen Vorgehen geneigt. Dagegen ein Mann von geringer wissenschaftlicher und noch geringerer staatsmännischer Bildung, in seinen rauhen Formen öfters geradezu das Entsetzen besonders der höfischen Kreise und von den Diplomaten wegen der kaum verhehlten Verachtung, die er für sie hegte, in hohem Maße gehaßt.

Ihm gegenüber war der Herzog von Wellington der Typus eines kalten, zurückhaltenden, diplomatisch vorsichtigen, in seinen Formen gemessenen Hofmannes, der mit klarem Blick einen eisernen Willen verband, alles rein sachlich nur mit dem Verstand beurteilte, diplomatische Verstellung durchaus nicht verschmähte und in seinen Neigungen als Feldherr mehr für eine zähe Verteidigung, als einen kühnen Angriff eingenommen war, obwohl er auch letzteren bis zum Äußersten durchzuführen verstand, wenn er ihn als notwendig erkannt hatte. Schon im gewöhnlichen Auftreten unterschieden sich beide Feldherrn in hervortretender Art. Der lebendige, laut sprechende, nicht selten drein wetternde, ja fluchende Blücher mit seinem borstigen Schnurrbart und dem häufig schlecht rasierten Gesicht stach sehr gegen den wortkargen, steifen, fast nie lachenden, glatt rasierten, bartlosen Engländer ab. Nur in einem waren sich beide ähnlich. Aus beider Augen sprach nämlich Geist, Kühnheit und außerordentliche Thatkraft.

Diese Männer hatte das Geschick auserlesen, lange ehe die Hauptarmeen Rußlands und Österreichs bereit und deren Monarchen wieder auf dem Kriegsschauplatz erschienen waren, den großen Friedensstörer Europas vollständig niederzuwerfen, Paris einzunehmen und der Welt den endgültigen und nun erst dauerhaften Frieden zu erkämpfen.

Das Ergebnis der Abmachungen zwischen Blücher und Wellington war: „Wir wollen unsere Armeen so aufstellen, daß wir uns gegenseitig innerhalb 24 Stunden mit aller Macht unterstützen können und es verpflichtet sich jeder, dem andern

schleunigst zu Hilfe zu eilen, wenn derselbe von Napoleon angegriffen wird."

Demgemäß rückte Blücher mit seinen Preußen im Maasthal vorwärts, um einstweilen links der englischen Armee Kantonnierungsquartiere zu beziehen. Am 27. Mai stand das Korps von Zieten in und neben dem Sambre-Thal zwischen Marchienes und Fleurus, dahinter das von Borstell um Namur.

Thielmanns Korps war im Maasthal und östlich davon in die Gegend von Dinant und Cinay vorgeschoben, und das Korps von Bülow bildete die Reserve um Lüttich. Diese 4 Armeekorps hatten zusammen eine Stärke von 115,000 Mann. Das Korps des Grafen Kleist stand um dieselbe Zeit mit seinen 20,000 Mann noch um Trier.

Die Engländer kantonnierten in den gleichen Tagen mit ihren Hauptmassen in und um Brüssel, mit den übrigen Truppen im ganzen Lande verstreut westlich und südlich der Hauptstadt.

Gegen diese beiden Armeen konnte Napoleon bis zum Anfang des Juni nur 130,000 Mann in den Korps Mortier (die Garde), Drouet d'Erlon, Reille, Vandamme, Gérard, Lobau und Grouchy aufbringen. Er hielt diese Zahl aber für genügend, Blücher und Wellington zu schlagen, vereinigte mit unübertrefflicher Geschicklichkeit die Armee bei Beaumont östlich von Maubeuge, verließ am 11. Juni Paris, traf am 14. bei seinen Truppen ein und begann sofort den Vormarsch gegen den Feind.

Bei den Verbündeten versah man sich noch keineswegs eines so baldigen Beginnes der Feindseligkeiten. Da jagten am 14. Juni mittags zu allen preußischen Hauptquartieren mit verhängten Zügeln Reiter der Vorpostenkavallerie und meldeten kurz und bündig: „Die Franzosen rücken mit aller Macht an." Zwei Deserteure bestätigten später ihre Angaben.

Der alte Blücher frug nicht lang, ob das überhaupt möglich sei, sondern erteilte umgehend die Befehle zur schleunigsten Zusammenziehung der Armee in der Gegend von Sombreffe bei Ligny und schickte genaue Mitteilung seiner Vorpostenmeldungen an Wellington. Der bockbeinige Engländer blieb aber fest bei

seiner vorgefaßten Meinung, daß Napoleon gegen seine englische Armee, d. h. gegen den rechten Flügel der Verbündeten vorgehen werde, nahm an, das feindliche Auftreten gegen die Preußen bedeute nur ein Scheinmanöver, und that vorläufig noch nichts. Blücher schickte neue äußerst klare und dringende Meldungen, aber der Engländer blieb dickfellig und rührte sich nicht. So trieb er es noch den ganzen 15. Juni selbst bis zum Abend, obwohl er neue Nachrichten Blüchers erhalten hatte. Nur soweit ließ er sich bestimmen, den Truppen Marschbereitschaft zu befehlen. Dann begab er sich auf einen von der Herzogin von Richmond in Brüssel veranstalteten Ball und bewegte sich dortselbst mit der ruhigen sicheren Haltung des vornehmen Weltmannes, als ob er noch 4 Wochen tiefsten Friedens vor sich habe.

Um Mitternacht trafen die Meldungen des englischen Vorpostengenerals von Dörenberg ein, welche die Angaben der Preußen vollständig bestätigten. Jetzt erteilte Wellington freilich den Befehl zum sofortigen Abmarsch seiner Truppen, — doch zu spät, um dem am 16. früh von den Franzosen mit aller Macht angegriffenen Blücher zu Hilfe zu kommen. Für seine Person leistete sich der englische Herzog noch ein besonderes Stückchen. Nur seine nächsten Vertrauten und die beim Abmarsch beteiligten höheren Offiziere hatten von dem inhaltsschweren Befehl Kenntnis erhalten, den er soeben gegeben, der Herzog selbst verriet weder in seinem Handeln, noch in seinem Äußern etwas von der Gefährlichkeit der Lage; er tanzte mit seiner steifen Grandezza bei der Herzogin weiter, plauderte in diplomatischer Feinheit von dem und jenem, nur nicht von der Armee, und verabschiedete sich endlich morgens um 5 Uhr — es war der entscheidungsvolle 16. Juni — in zeremonieller Weise, um sogleich vor dem Palast der Herzogin zu Pferde zu steigen und von da ab los auf das Schlachtfeld von Quatrebras zu jagen. —

Am 15. früh 2½ Uhr waren die französischen Reiter des Generals von Domont in den Sattel gestiegen und trabten auf der Straße von Charleroi vor. Die ganze Armee folgte ihnen. Man hatte Napoleon noch am 14. gemeldet, in Brüssel, Namur

und Charleroi sei alles ruhig. Deshalb hoffte er, die Verbündeten vollständig zu überraschen. Darin täuschte er sich aber doch. Freilich bei den Engländern ahnte außer dem schweigsamen Feldherrn und einigen Offizieren niemand den bevorstehenden Sturm. Bei den Preußen aber wußte man schon in der Nacht vor der Eröffnung dieses kurzen, aber so entscheidenden Feldzuges, daß der Feind am nächsten Tage einen gewaltigen Stoß ausführen werde und beeilte sich, das zu lange Verweilen in den Quartieren durch größte Wachsamkeit und durch Schnelligkeit bei den Versammlungsbewegungen auszugleichen.

Gegen früh 7 Uhr — es war ein herrlicher Sommermorgen — erkannten die aufmerksamen Vorposten des preußischen Majors von Monsterberg den anrückenden Feind. Dieser ließ auch nicht lange Zeit zu weiteren Vorbereitungen, sondern griff mit der Division Jerome Bonaparte das von den westfälischen Landwehren besetzte Städtchen Thuin an. Eine Stunde lang hielten sich die tapferen Westfalen, dann waren sie ganz umringt. Gefangengeben? Nein! „Drauf mit dem Bajonett“, „Durch“, und in kurzer Zeit war man mit der rückwärtigen Unterstützung des Oberstleutnants von Woisky vereint. Freilich mußte man mit dieser den Rückzug unverzüglich weiter fortsetzen und erlitt durch französische Reiterangriffe noch sehr schwere Verluste. Merkwürdigerweise folgte der Feind nicht so schnell nach, als man es früher von den Franzosen gewohnt war. Immerhin griff er die Stadt Charleroi entschieden an und nahm sie etwa um 11 Uhr vormittags trotz des tapferen Widerstandes der Westpreußen des Majors von Rohr ein.

Nun entstand nochmals eine Verzögerung des französischen Vormarsches. Sie hatte darin ihren Grund, daß das Korps Vandamme den Abmarschbefehl erst einige Stunden später, als bestimmt, erhalten hatte, weil der Überbringer mit dem Pferde gestürzt und schwer verletzt liegen geblieben war. Dieses Korps mußte man abwarten. Ebenso fehlte noch das weit zurückgebliebene Korps von Gérard. Während der so entstandenen Pause ereignete sich ein die Franzosen in größte Wut ver-

setzender Zwischenfall. Der französische General Bourmont, ein Anhänger der Bourbonen, desertierte mit einigen gleichgesinnten Stabsoffizieren und wurde vom General von Zieten nach Sombreffe geschickt, wo unterdessen Blücher selbst eingetroffen war. Der alte Marschall würdigte den Überläufer keines Blickes und murmelte nur, freilich recht gut verständlich, etwas von „Schubiaken“ und „Lumpenhunden“. Als man ihn aufmerksam machte, daß der französische General die weiße Kokarde, das Zeichen der Bourbons, trage, meinte Blücher: „Einerlei, was so ein Kerl für ein Zeichen aufsteckt. Hundsfott bleibt Hundsfott, Gott straf mir!“

Mit der Einnahme von Charleroi befanden sich die beiden Sambre-Brücken von Thuin und Marchienes in den Händen der Franzosen. Außerdem stand man jetzt auf der großen Gabelung der Straßen über Quatrebras nach Brüssel und über Fleurus nach Namur und Lüttich. Napoleon befahl nunmehr die Abbiegung des Korps von Reille auf der ersteren gegen Gosselies, wo die preußische Brigade des Generals von Steinmetz stand. Als sich gegen diese immer mehr Truppen entwickelten, zog sie sich dem erhaltenen Befehle gemäß gegen Abend auf Fleurus zurück.

Die Straße von Charleroi direkt gegen Fleurus und Sombreffe schlugen bald nach Mittag die Franzosen unter General Grouchy, verstärkt durch das unterdessen herangekommene Korps von Vandamme ein. Nach einiger Zeit stieß man bei Gilly wieder auf Preußen und zwar auf die Brigade des Generals von Pirch II. Letztere hatte eine so günstige Stellung eingenommen, daß die Franzosen bis 6 Uhr abends zögerten, zum Angriff dagegen vorzugehen. Erst als Napoleon selbst rekognoszierte, dann das Korps Vandamme in der Front und die Kavallerie des Generals Exelmans in der linken Flanke der Preußen entwickelte, erfolgte ein energischer Angriff. Nach heftiger Gegenwehr zogen sich auch hier die Preußen zurück, und zwar bis Fleurus, welcher Ort jedoch wieder gehalten wurde.

Die Franzosen folgten nicht weiter, sondern biwakierten hinter dem Walde vorwärts Fleurus.

Nachmittags 4 Uhr, gerade als Napoleon aus Charleroi abreiten wollte, meldete sich bei ihm der „Bravste der Braven", Marschall Ney. Der Kaiser übergab ihm sofort den Befehl des ganzen linken Flügels der Armee. Es waren dies die nunmehr gegen Quatrebras entsendeten Korps von Reille, Drouet d'Erlon und die Kavallerie des Korps von Vandamme, sowie die leichte Garde-Kavallerie unter Lefebvre-Desnouettes, im ganzen 45,000 Mann.

Trotzdem General von Zieten wiederholt den Engländern Meldungen über das Vorgehen der Franzosen gesendet hatte, erfuhren deren Truppen doch erst gegen 4 Uhr nachmittags etwas von dem Angriff des Feindes. Das in Frasne vorwärts Quatrebras gelegene nassauische Bataillon Normann wurde daher auch überrascht und zurückgeworfen. Dagegen nahm nun der Herzog von Weimar mit 5 anderen nassauischen Bataillonen eine Stellung bei Quatrebras und erwartete hier das Anrücken Neys. Merkwürdigerweise unterließ letzterer einen entscheidenden Sturm. Möglich, daß er Rücksicht auf die große Müdigkeit seiner seit früh 3 Uhr marschierenden Truppen nahm, oder er wurde wegen des heftigen von Gilly her erschallenden Kanonendonners für seine rechte Flanke besorgt. Als sich später die ganze Division des niederländischen Generals von Perponcher bei Quatrebras ansammelte, war hier die nächste Gefahr wegen einer Überrumpelung durch die Franzosen verhütet. Letztere hegten auch keinerlei derartige Absicht und begnügten sich mit ihren erreichten Erfolgen.

Das Ergebnis des Tages war, daß die Franzosen in verschiedenen Kolonnen die Grenze der Niederlande überschritten, die preußischen Vortruppen zurückgedrängt und ihnen einen Verlust von 1200 Mann zugefügt hatten. Infolge des tapferen Widerstandes der letzteren und mancherlei Zufälle war man aber doch nicht so weit gekommen, als es der Kaiser beabsichtigte, und es gelang nicht, die Armee Blüchers, wie man gehofft, noch vollständig zerstreut in den Quartieren zu überraschen.

In der Nacht vom 15. zum 16. lagerten die Franzosen in 3 großen Kolonnen, nämlich die Truppen Neys bei Frasnes,

Gosselies und Wangenies, die Garde, deren Führer Marschall Mortier erkrankt an der Grenze zurückgeblieben war, ein Teil der Truppen Vandammes und Grouchys in und vorwärts Charleroi und der Rest noch südlich der Sambre.

Blücher hatte in der gleichen Nacht 3 seiner Armeekorps, nämlich das I. (Zieten), das II. (an Stelle von General Borstell, der wegen einer Mißhelligkeit mit dem Feldmarschall zurückgeschickt worden war, jetzt General von Pirch I.) und das III. (Thielmann) zwischen Fleurus, St. Amand, Ligny, Mazy, Onoz und Namur vereinigt. Das IV. Korps (Bülow) vermutete man bei Hannut, etwa in der Mitte zwischen Lüttich und Brüssel. Es befand sich aber noch größtenteils bei Lüttich, und zwar deshalb, weil General von Bülow eine ihm zugegangene Weisung Gneisenaus nicht befolgte. Der Sieger von Dennewitz, der ja seinerzeit durch die energische Behauptung seiner Selbständigkeit gegen den Kronprinzen von Schweden zu großem Ruhme und herrlichem Erfolge gelangt war, sah die jetzige Lage etwa mit dem gleichen Auge an wie Wellington, d. h. er meinte, es sei so große Eile gar nicht nötig, und beschloß deshalb, die Verantwortung auf sich zu nehmen, den Befehl Gneisenaus nicht zu befolgen. Ein am 15. mittags abgeschickter Feldjäger mit einem zweiten erläuternden Schreiben Gneisenaus traf den General von Bülow statt in Hannut noch in Lüttich, aber erst abends 5 Uhr. Wenige Worte klärten den ungehorsamen Korpsführer auf. „Mein Gott, warum hat man mir das nicht gesagt!" So rief er zu Tode erschrocken. Gleich darauf wirbelten die Trommeln durch die Stadt und die Truppen setzten sich zu einem ganz außerordentlichen Gewaltmarsch in Bewegung. Allein es war menschenunmöglich, am 16. das Schlachtfeld zu erreichen. Der aus dem Stabe Bülows zum Feldmarschall entsendete Hauptmann von Below meldete diesem am Abend des 15. Juni die wahren Verhältnisse über das IV. Korps. Von da an rechnete Blücher nicht mehr zuverlässig auf das Eintreffen desselben am 16. —

Die Maßregeln der Preußen lassen deutlich erkennen, daß

man im Laufe des 15. Juni die Angriffsrichtung Napoleons genau erkannt hatte und darauf vorbereitet war, den drohenden Stoß auszuhalten. Es stand ja dem Marschall Blücher jetzt noch die Annahme der Schlacht oder das Vermeiden derselben vollständig frei. Er konnte sich weiter zurückziehen und sich dadurch die Vereinigung mit den Engländern und mit seinem IV. Armeekorps sichern. Allein dazu wäre ein Flankenmarsch in nordwestlicher Richtung nötig gewesen, was vielleicht üble Folgen haben konnte. Vor allem aber widersprach es dem entschiedenen, festen und kühnen Charakter Blüchers, an der Spitze von 80,000 Mann dem Gegner den Rücken zu bieten, besonders wo er sicher annehmen durfte, gegen Abend von 50—60,000 Mann der Wellington'schen Armee unterstützt zu werden. Er beabsichtigte also schon am 15. Juni abends, am nächsten Tage den Angriff Napoleons in der Stellung von Sombreffe und Ligny anzunehmen. Den festen Entschluß hiezu faßte er aber erst am 16. vormittags und dadurch entstand die Schlacht von Ligny.

IX.

Quatrebras. Ligny.

Der schwülen Stille in allen Quartieren der Armee Wellingtons war in der Nacht zum 16. nach Eintreffen der Befehle des englischen Feldherrn die lebhafteste Bewegung gefolgt. Die Wellen kräuselten sich, d. h. von allen Seiten rückten die detachierten Abteilungen zu ihren Truppenteilen heran, Sturmvögel strichen über die See, d. h. Adjutanten und Ordonnanzoffiziere jagten von Ort zu Ort und überbrachten Befehle, von rückwärts schoben sich schon lange schwere Wogen heran, d. h. die Brigaden aus Brüssel, welche naturgemäß die Alarmnachricht zuerst erhalten, zogen bereits in dichten Kolonnen gegen Süden, kurz alle An=

zeichen verrieten den drohenden gewaltigen Sturm. Noch vor Tagesanbruch waren fast sämtliche Abteilungen der verbündeten Armee im Marsche und eilten in einem halbkreisartigen Bogen gegen Nivelles zu.

Bei dem etwa 10 Kilometer östlich von Nivelles gelegenen Weiler Quatrebras war inzwischen der Divisionsgeneral von Perponcher — entgegen dem erhaltenen Befehle — mit der Brigade des Prinzen von Weimar stehen geblieben und hatte dazu noch seine Brigade Bylandt herangezogen. Dies bewährte sich ausgezeichnet, denn schon früh 8 Uhr unternahm die französische Gardekavallerie eine starke Rekognoszierung, unterließ aber einen energischen Angriff, als sie die Stärke der Gegner entdeckte. Bis 1 Uhr verhielten sich nun die Franzosen ruhig, da sich der diese Truppen befehlende Marschall Ney noch bei Napoleon in Charleroi befand. Gegen 10 Uhr morgens aber trafen Wellington und sein Stab in Quatrebras ein. Kein Mensch sah ihm, dem eisernen Herzog, oder seinen Begleitern an, daß sie die Nacht auf einem Balle zugebracht und dann einen Ritt von über 35 Kilometern zurückgelegt hatten. Ohne ein Wort mehr als unbedingt nötig mit dem niederländischen Divisionsgeneral zu reden, betrachtete sich der englische Feldherr die Stellung.

Er ritt zu den verschiedenen Abteilungen und kehrte nach Quatrebras zurück, um Perponcher den Auftrag zu erteilen, sich hier mit seinen 7000 Mann so lange und zwar energisch zu wehren, bis die englischen Unterstützungen einträfen. Dann wandte er sich gegen einen General seines Gefolges, diesem erteilte er einen kurzen Befehl und drehte alsdann sein Pferd in östlicher Richtung, um in ziemlich schnellem Trabe auf der Straße nach Sombreffe anzureiten. Der Befehl, für dessen raschen Vollzug der damit beauftragte General Sorge trug, galt den nächsten englischen Truppenabteilungen und hieß: „So schnell als möglich nicht nach Nivelles, sondern nach Quatrebas marschieren!"

Trotz seiner kalten unbeweglichen Maske mußte sich Wellington nun doch in großer Aufregung befinden. Er erkannte,

daß die preußischen Meldungen vom Anrücken der ganzen französischen Armee keineswegs übertrieben, sondern vollständig wahr waren, und daß er kostbare 20 Stunden durch seine Zögerung versäumt hatte. Noch mehr! Er sah ein, daß seine noch weit zerstreute eigene Armee höchst wahrscheinlich sicherer Zersprengung, wenn nicht gar der Vernichtung entgegengehe, sobald die Preußen ihren am 15. angetretenen Rückzug fortsetzten und dann Napoleons Massen sich auf ihn stürzen würden. Darum kam es ihm vor allem darauf an, Blücher zu einer Abwehr des französischen Angriffs zu veranlassen. Diesem seinem preußischen Konkurrenten nun die Lage der Dinge offen einzugestehen und ihn durch Bitten zur Rettung der verbündeten Armee zum Halten zu bewegen, das freilich vermochte der stolze Brite nicht über sich zu gewinnen. Lieber als daß er den begangenen Fehler eingestand und den Bundesgenossen ehrlich um Verhütung der Folgen ersuchte, zog er es vor, in diplomatisch-hinterlistiger Weise in Blücher die Hoffnung auf thatkräftige Unterstützung durch die verbündete Armee zu wecken und den tapferen Feldmarschall also durch die Aussicht auf einen gewissen Sieg zu dem nur zur Rettung der Engländer notwendigen sonst sehr gefährlichen Halten zu veranlassen!

Es war etwa 1 Uhr nachmittags, als Wellington zu Feldmarschall Blücher ansprengte, der soeben die Stellung seiner Truppen bei den Dörfern Bry, Ligny und St. Amand besichtigte, um mit ihm die zu nehmenden Maßregeln zu besprechen.

Deutlich konnte man von dem Moulin de Bussy aus auf dem gegenüberliegenden Windmühlenberge Napoleon mit seinem Gefolge bemerken und den Aufmarsch der um und durch Fleurus anrückenden französischen Armeekorps beobachten. Der letzte Zweifel mußte bei diesem Anblick dem englischen Feldherrn vergehen. Sein Herz schlug jedenfalls aufgeregter und schneller als gewöhnlich, allein sein Gesicht aus Eisen verriet nichts von dem, was in ihm vorging.

Gneisenau machte ihn auf die feindlichen Massen aufmerksam und betonte, daß man nur dann preußischerseits die

Schlacht, der man jetzt noch mit Leichtigkeit ausweichen konnte, annehmen werde, wenn man mit Bestimmtheit auf das Eingreifen der Engländer rechnen dürfe.

„Was wollen Sie, daß ich thue?“ frug Wellington in einem Tone, als ob er im Handumdrehen 50,000 Mann bereit stellen könne, obwohl er wußte, daß bei Quatrebras jetzt erst 7000 Mann standen, die überdies festgehalten waren durch eine fast dreifache feindliche Übermacht.

„Mit der Armee links auf der Straße nach Namur abmarschieren, um sich hinter der preußischen bei Bry als deren Rückhalt aufzustellen“, lautete die Antwort Gneisenaus.

„Ich werde, was bei Frasnes vor mir steht, über den Haufen werfen und mich gegen Gosselies wenden.“

„Diese Bewegung wäre zu weitläufig und unsicher, der Marsch von Quatrebras gegen Bry aber sicher und entscheidend.“

„Ich bin überzeugt, daß um 2 Uhr so viele Truppen versammelt sind, daß ich die Offensive sogleich ergreifen kann.“

Ob der englische Marschall bei diesen Worten an die klare Unmöglichkeit ihrer Ausführung dachte!

Man besprach sich noch über die beobachtenden Bewegungen der Franzosen. Dann, 3/42 Uhr, verließ der englische Feldherr das preußische Heer und rief im Wegreiten noch die Worte: „Um 4 Uhr werde ich hier sein“, worauf er nach Quatrebras zurücktrabte.

Jetzt, auf das Versprechen Wellingtons bauend, zögerte Blücher keinen Augenblick mehr, die ihm angebotene Schlacht anzunehmen.

Als ersterer bei seinen Truppen wieder eintraf, fand er die Niederländer des Generals Perponcher bereits in einen heftigen Kampf verwickelt. Marschall Ney hatte die Stellung seines Gegners vorwärts Quatrebras mit den Divisionen Foy und Bachelu des Korps von Reille angegriffen und die Niederländer bis in den Wald von Bossu zurückgedrängt. Hier aber hielten sie sich tapfer und ehe die Franzosen zu einem neuen Stoße ansetzen konnten, trafen die ersten Verstärkungen der verbündeten

Armee, nämlich die niederländische Kavalleriebrigade Merle und die englische Division Picton ein. Bis diese Truppen gefechtsbereit aufmarschiert waren, hatten die Franzosen das Dorf Piermont genommen. Nun schickte aber Wellington selbst das 95. englische Regiment unter Oberst Barner vor. Wirklich vorzüglich drangen diese Briten auf den Feind ein, und bald befand sich das Dorf wieder im Besitz der Verbündeten. Unterdessen waren neue Verstärkungen der Verbündeten, nämlich die Braunschweiger unter ihrem Herzog angekommen. Dies ermutigte den General von Perponcher auf der Chaussee vorzurücken, worauf Wellington auch die Division Picton vorwärts leitete. Allein die französische Brigade Guilleminot und die Kavallerie von Piré warf sich diesen Truppen entgegen. Scharfe Kommandos erschallten bei den letzteren.

„Karrees formieren!" Die meisten Abteilungen konnten diesen Befehl noch ausführen. Nicht so die Engländer des 42. Regiments, welche von den feindlichen Lanziers der Garde vollständig überritten wurden und dabei ihren Obersten Sir Robert Macara und 284 Mann verloren. Dadurch und durch andere Attacken wurde der rechte verbündete Flügel nach Quatrebras zurückgeworfen. Nun stürzte sich die französische Kavallerie auf die englische Division Picton. Hier kam sie aber schlecht an. Diese alten in Spanien erprobten Krieger standen wie die Mauern und wiesen alle Angriffe durch kaltblütig abgegebene Salven ab. Da nun die Braunschweiger die Lücken der Stellung ausfüllten, so gelang es auch der neuerdings vorgehenden französischen Division Bachelu nicht mehr, einen Erfolg zu erringen.

So wurde es 6 Uhr abends. Mächtig schallte ununterbrochener Kanonendonner von Ligny herüber. Vergebens wartete Marschall Ney auf das ihm ebenfalls unterstellte Korps Drouet d'Erlon. Dasselbe befand sich auf dem Marsche von Charleroi nach Frasnes und konnte etwa 5 Uhr daselbst eintreffen.

Im Lauf der Schlacht bei Ligny hatte nun Napoleon befohlen, daß Ney gegen die rechte Flanke der Preußen und gegen

deren Rücken vorgehen sollte. Das konnte dieser natürlich erst dann thun, wenn er die Engländer vor sich zurückgeworfen hatte. Dazu brauchte er das Korps. Der mit obigem Befehle an Ney abgeschickte Adjutant Napoleons, welcher von dem Gefecht bei Quatrebras nichts wußte, hatte nun das Korps d'Erlon eingeholt und ihm eigenmächtig, während der kommandierende General desselben gerade bei Ney war, die Richtung auf Ligny gegeben. Kaum erfuhr dies d'Erlon, so sprengte er nach und führte sein Korps wieder zurück gegen Quatrebras. Durch diese Hin- und Hermärsche kam dasselbe aber weder bei Ligny noch bei Quatrebras zur Verwendung, sondern irrte zwischen beiden Schlachtfeldern hin und her. Kurz nach 6 Uhr abends lief aber bei Ney ein neuer, sehr dringender Befehl Napoleons ein, gegen die Preußen bei Ligny und Bry vorzugehen. Er schloß mit den Worten: „Das Schicksal von Frankreich liegt in Ihren Händen."

Dies forderte den Marschall zu den höchsten Anstrengungen auf und er befahl deshalb ein Vorgehen mit allen ihm augenblicklich zu Gebote stehenden Kräften. In zwei großen Sturmkolonnen, deren eine Ney selbst führte, griffen die Franzosen an. Der Herzog von Braunschweig warf sich mit seinen Reitern ihnen entgegen, wurde aber abgewiesen. Während seines Rückzuges traf denselben ein fränkisches Geschoß und damit endete ein Leben, das stets für die Abwehr von jeder Unterdrückung und Schmach mutvoll eingetreten war.

Bald aber fand der französische Ansturm seinen Schluß. Die englische Division Picton wies in ihrer stoischen Ruhe alle feindlichen Angriffe ab, die französische Kavallerie zog sich in Unordnung zurück und die Infanterie konnte nur ein stehendes Feuergefecht unterhalten. Jetzt trafen bei den Verbündeten wieder neue Verstärkungen, nämlich die englische Division Alten, die englischen Garden und eine hannöversche Brigade, ein. Sobald dieselben entwickelt waren, ließ Wellington seine gesamte Macht einen Vorstoß ausführen. Da bei den Franzosen das Korps d'Erlon immer noch nicht eintraf, so befanden sie sich jetzt in der Minderzahl und wurden deshalb nach kurzem Widerstande

aus allen im Laufe des Gefechtes eingenommenen Stellungen wieder verdrängt. Sie zogen sich bis Frasnes zurück, wo es ihnen endlich gelang, sich mit dem Korps d'Erlon zu vereinen. Die Verbündeten nahmen wieder ihre vor dem Kampfe innegehabte Stellung ein und stellten vorwärts derselben Vorposten aus.

Weder am Nachmittage, als allmählich hinreichende Kräfte eingetroffen waren, um das Gefecht verteidigungsweise durchführen und doch einige Truppen entbehren zu können, noch am Abend, wo man sich gegen den Feind sogar in der Übermacht befand, entsendete Wellington seinem Versprechen gemäß einige Abteilungen den Preußen zu Hilfe. Er führte seinen Kampf ohne jede Rücksicht auf die nebenan sich abspielende Schlacht durch und erlangte dadurch auch den Erfolg, daß er mit 25,000 Mann die 20,000 Franzosen Neys — auch vom Reille'schen Korps war eine Division zurückgeblieben — gründlich abwies. Allein er hatte dabei den höheren Gesichtspunkt, das allgemeine Interesse außer acht gelassen und nur das spezielle seiner verbündeten Armee gewahrt.

Die Verluste betrugen auf beiden Seiten etwa je 4000 Tote und Verwundete. Geschütze und Trophäen hatte keiner der beiden Gegner erobert.

Napoleon hatte am gleichen Tage schon ziemlich früh von seinen Vorposten die Stellung der Preußen erkundet. Um jene Zeit befand sich nur das Korps von Zieten in und bei St. Amand, die anderen Korps der Armee Blüchers befanden sich noch im Anmarsch. Letztere konnten die Franzosen nicht sehen. Der Kaiser nahm daher an, daß ihn hier und auf dem ganzen Wege bis Brüssel kein nachhaltigerer Widerstand erwarte. Deshalb glaubte er, seinen Truppen die ihnen so sehr notwendige Ruhe noch lassen zu können. Man hatte sich in den Gedanken, ohne große Schwierigkeiten bis Brüssel zu gelangen, so sehr eingelebt, daß schon die Aufrufe gedruckt waren, welche von dort an die Belgier und Rheinländer gerichtet werden sollten.

Erst zwischen 8 und 9 Uhr ließ Napoleon unter Befehl des Marschalls Grouchy die Korps Vandamme, Gérard, die

Garden und die Reserve-Kavallerie aufbrechen und langsam auf der Straße gegen Sombreffe vorrücken. Das Korps von Lobau stand einige Stunden zurück in Reserve. Bald stieß man auf die preußische Stellung. Vandamme ließ zuerst seine Plänkler vorziehen und gegen St. Amand anrücken. Mit weithin hallendem Freudengeschrei und mit den deutlich vernehmbaren Rufen „vive l'empereur“ griffen die Franzosen das Dorf an. Still, lautlos erwarteten sie die Preußen. Bald aber bewies das wohlgezielte Schützenfeuer den durch das hohe Getreide gedeckt in ziemliche Nähe herangekommenen Angreifern, daß man hier nicht so ohne weiteres durchkomme. Die Vortruppen Vandammes stockten und hielten. Um diese Stunde, etwa 11 Uhr, stieg Napoleon aus seinem Wagen, setzte sich zu Pferde, ritt auf den Windmühlenberg, wo er von den gegnerischen Feldherrn gesehen wurde, aber auch seinerseits den feindlichen Stab erkannte, und suchte sich über die preußische Stellung aufzuklären. Zu seiner größten Überraschung erkannte er jetzt, daß er es mit mehr als nur einem preußischen Korps zu thun habe. Aber eine genaue Orientierung gelang wegen des hohen Getreides nicht. „Ach, der alte Fuchs kommt nicht aus seinem Versteck vor!“ (le vieux rénard ne debusque pas!)

So beurteilte er die Lage, schickte schon jetzt den ersten Befehl an Ney, sich gegen Bry zu wenden, und befahl einen energischen Angriff auf die feindliche Stellung. Merkwürdigerweise setzte er diesen Stoß von Süden her an, wohl in der Meinung, es doch nur mit einem wenn auch großen Teile der preußischen Armee zu thun zu haben. Denselben hoffte er von den übrigen Korps abtrennen und dadurch die Preußen sprengen zu können. Es entstand aber infolge dieser Angriffsrichtung eine einfache Frontalschlacht.

Die Preußen hatten inzwischen mit dem Korps von Zieten die Dörfer St. Amand la Haye, Ligny und Bry besetzt. Dahinter stand das Korps von Pirch I., während das Korps von Thielmann auf der Höhe von Sombreffe und Tongrinnes aufmarschierte.

Das erste bildete also den stark gegen Südwesten vorge-

schobenen rechten Flügel, das zweite stand als Reserve dahinter, das dritte schloß als linker Flügel an, bog sich in einem stumpfen Winkel vor und deckte dadurch die Rückzugslinie nach dem Rhein. Auf das Korps von Bülow war, wie schon erwähnt, für den heutigen Tag keinesfalls zu rechnen. Es war etwa $2^{1}/_{2}$ Uhr geworden, als sich nun die ganze Division Laloi des Vandamme'schen Korps gegen St. Amand in Bewegung setzte. Die dortselbst stehenden preußischen 29er mußten vor solcher Übermacht weichen. Das wollte sich General von Steinmetz nicht gefallen lassen. Die von ihm unter Oberst von Hofmann entsendeten 6 Bataillone stürmten mit Hurra drauf und warfen nun die Franzosen wieder hinaus. Allein Vandamme hatte schnell Reserven zur Hand. „En avant, en avant, vive l'empereur!"

Wirklich gelang es den Franzosen, von neuem in das Dorf einzudringen. Jetzt ging ein Handgemenge los, das an Wut beider Gegner dem in Möckern am 16. Oktober 1813 wenig nachgab. Hatte doch am Morgen vor der Schlacht z. B. der französische General Roguet seinen Gardegrenadieren bekannt gegeben, er würde den füsilieren lassen, der ihm den ersten gefangenen Preußen bringe. Ähnlich hatten andere Generale und Offiziere aufgefordert, keine Gnade zu gewähren. Nun, die Preußen verlangten sie nicht, aber sie gaben sie auch nicht. Wer im Kampfe nicht dreinschlug, wurde erschlagen; Gefangene sind in der That von keiner Seite gemacht worden. Schließlich schien die französische Übermacht zu siegen.

Das hatte der alte Blücher von der Höhe des Moulin de Bussu wohl beobachtet. Um den Truppen im Dorfe Erleichterung zu verschaffen, zog er die Brigade Tippelskirch vom Korps von Pirch I., sowie die Reserve-Kavallerie des Generals von Jürgaß rechts heraus, um sie gegen den linken feindlichen Flügel vorzuschicken.

Unterdessen mußten aber die Bataillone des Generals von Steinmetz doch vor der französischen Übermacht, freilich nur Schritt um Schritt, weichen und das Dorf St. Amand räumen. Wutentbrannt kamen sie im Freien an.

„Sammeln! Vor allem sammeln, sonst werfen sie uns vollständig über den Haufen!"

Trotz Kleingewehrfeuer und Kartätschen ordneten sich die Bataillone mit wirklich fabelhafter Schnelligkeit. Ein Trommelsignal dringt durch den Lärm. Hörner blasen es nach.

„Was ist es? Horcht! Was soll's?"

„Avancieren!"

Die Offiziere brauchten gar nicht nachzukommandieren. Mit fürchterlichem Hurra stürmten die 11 nach und nach in dieses Ortsgefecht verwickelten preußischen Bataillone wieder vor. Solchem Stoße mußten die Franzosen weichen. Nur der ummauerte Kirchhof blieb in ihrer Gewalt. Allein auch die Franzosen gaben noch nicht nach. Neue Reserven Vandammes verstärkten die bisherigen Kämpfer, die Division Girard des Reille'schen Korps griff von la Haye aus ein, Artillerie feuerte ununterbrochen in das vollends in Flammen geratene Dorf und zuletzt mußten die Preußen wieder weichen.

Inzwischen kam die Brigade Pirch II. von Bry her an. Blücher selbst hatte sie geschickt.

„Haltet Euch brav, Kinder, laßt die Nation nicht wieder Herr über Euch werden." Das waren seine Worte gewesen, als er ihnen die Richtung auf St. Amand la Haye zeigte. Sie thaten's auch und bald wütete in diesem Dorfe ein gleich schauriges, meist mit Kolben und Bajonett geführtes Handgemenge, wie bei der Brigade Steinmetz in St. Amand selbst. Aber die Division Girard des Gegners war zu sehr überlegen und deshalb zog General Pirch II. es vor, seine Bataillone wieder aus St. Amand la Haye herauszunehmen, außen zu sammeln und einen neuen Angriff vorzubereiten. Der tapfere französische Divisionsgeneral wollte diese Gelegenheit benützen, sich auf die langsam weichenden Preußen zu stürzen, aber er büßte den Versuch mit dem Tode.

Während dieser Zeit brach die Brigade Tippelskirch wie befohlen rechts gegen das Dorf Wangelé vor. An der Spitze befand sich ein aus Mannschaften eines erst im letzten Jahre

preußisch gewordenen Landesteiles neuformiertes Regiment. Demselben folgten Landwehrbataillone, welche ebenfalls aus einer neuen preußischen Provinz stammten. Diesen Truppen fehlte die altpreußische Kriegserfahrung und Disziplin wie auch zur Zeit noch der preußische Geist. Sie gingen höchst unvorsichtig ohne Plänkler vor. Plötzlich wurden sie von einem Kornfelde aus durch bisher verborgene feindliche Schützen angeschossen. Die Bataillone wollten aufmarschieren, hatten sich in den Entfernungen getäuscht, kamen vor einander zu stehen, mußten dies durch Flankenmärsche ausgleichen und erhielten während dieser Bewegungen einige recht geschickt abgegebene feindliche Salven. Nun entstand Unordnung, welche die Franzosen benützten, erst recht hineinzufeuern, der Regiments- und ein Bataillonskommandeur fielen, nun rissen die vordersten aus und schließlich ging diese ganze Gesellschaft größtenteils regelrecht durch.

Der alte Blücher hielt immer noch auf der Höhe bei dem moulin de Bussy und leitete von dort die Schlacht. Seinen Adjutanten, Major Graf Nostiz, hatte er aber nach rechts entsendet, um ihm über den Kampf bei Wangelé Meldung zu machen. Der kam nun gerade in die Schar der Flüchtigen. Endlich mit manchem Donnerwetter und noch kernigeren Worten brachte er sie zum Stehen. Allein verlässig erschien der wirre Haufe gewiß nicht. Graf Nostiz war wütend, kehrte zu Blücher zurück, meldete die Geschichte und fügte in seinem Ärger bei: „Wenn Euer Durchlaucht sich nur an die Spitze eines alten Regiments setzten, so würde bald Alles anders werden.“ Kaum war diese Äußerung dem Adjutanten entschlüpft, da sprengte der greise Feldmarschall wirklich zu dem in der Nähe stehenden 1. pommer'schen Regiment und: „Vorwärts Leute! Laßt Euch nicht mit Schießen ein. Das sind die Kerls gar nicht wert. Wir werden sie mit dem bloßen Bajonett schon auf die Beine bringen.“ Dabei blieb er vor dem Regimente und ritt — dem Adjutanten stockte vor Aufregung, Schreck und Reue ob seiner Worte fast der Atem — bis in das heftigste feindliche Feuer. Dort blieb er auch und als ihn Graf Nostiz auf die Gefahr aufmerksam

machte, entgegnete er kurz: „Ist keine vorhanden." Die Pommern aber, begeistert durch das Beispiel ihres tapferen Feldherrn, stürmten mit solchem Feuer vor, daß bald das ganze Dorf von den feindlichen Massen gesäubert war und die vorhin so sehr durcheinander geratenen Bataillone sich hinter demselben sammeln konnten. Nun erst ritt Blücher wieder zurück.

Jetzt wollte General von Jürgaß, der nunmehr hier befehligte, einen neuen Angriff unternehmen, als man plötzlich starke feindliche Massen in der rechten Flanke anrücken sah. Man mußte warten und sich bereit halten, gegen diesen Feind auftreten zu können. Merkwürdigerweise unternahm in der gleichen Zeit der Gegner in der Front auch nichts. Noch merkwürdiger erschien es aber, daß der neu entdeckte Feind plötzlich wieder abschwenkte und verschwand.

Was man beiderseits gesehen hatte, war das französische Korps d'Erlon gewesen, welches durch den Adjutanten Napoleons gegen die rechte Flanke der Preußen vorgeführt, dann aber durch seinen Korpsgeneral wieder gegen Quatrebras zurückgeholt worden war.

Das Auftreten und Wiederverschwinden des französischen Korps um diese Stunde hatte aber nicht nur den preußischen Angriff des Generals von Jürgaß, sondern auch einen neu beabsichtigten der Franzosen verhindert. Diese, ohne Ahnung von dem Eingreifen des kaiserlichen Adjutanten und dann des Generals d'Erlon, hatten das plötzlich erscheinende Korps für einen Teil der den Preußen zu Hilfe eilenden englischen Armee gehalten. Bis sie richtige Aufklärung erlangten, war mehr als eine Stunde unbenützt verstrichen.

Der heftige Häuser- und Straßenkampf in St. Amand, St. Amand la Haye und Wangelé fand seit etwa 3 Uhr ein würdiges Seitenstück im Kampfe in Ligny. Gegen dieses Dorf war das französische Korps Gérard, ebenfalls in drei starken Sturmkolonnen, vorgegangen und auf die Preußen der Brigade Henkel gestoßen. Man hatte die Angreifer auch hier trotz ihres markerschütternden Geschreies mit aller Ruhe erwartet und im

geeigneten Augenblick mit nahem, äußerst wirksamem Feuer empfangen. Dreimal verging den Franzosen dadurch die Lust, sich Dorf und Schloß Ligny auch von innen zu besehen. Nun machten sie eine Pause, führten Artillerie heran und donnerten mit den Geschützen hinein. Die preußischen Geschütze auf der Höhe zwischen Ligny und St. Amand arbeiteten zwar dagegen; allein sie konnten es nicht hindern, daß bald der ganze Ort mitsamt seinem schönen Schlosse in Flammen stand. Nun griff General Gérard von neuem und zwar mit stärkeren Kräften an. Eine kleine Strecke mußten die Preußen weichen. Aber nicht lange, dann drangen sie wieder vor und nahmen dem Gegner sogar 2 Kanonen ab. Dennoch erkannte man, daß die 6 Bataillone Henkels sich nur noch kurze Zeit gegen ein ganzes Korps halten könnten. Der Feldmarschall beobachtete von dem Moulin de Bussy aus mit seinen Luchsaugen unausgesetzt die Kämpfe vor der Höhe. Er sah, daß die Brigade Steinmetz, die bis jetzt schon 46 Offiziere und 2300 Mann verloren hatte, in St. Amand nicht bleiben konnte, zog sie nach Bry zurück und ließ die Strecke zwischen St. Amand la Haye und Ligny durch Geschützfeuer decken. Dagegen schickte er nach Ligny, wo nun die Entscheidung lag, die Brigade Jagow vor und es entstand auch hier ein entsetzlicher Kampf Mann gegen Mann. Die gegenseitige Erbitterung, die Wut, das wilde Geschrei, wirre Getümmel, das Schießen, Stechen, Hauen, das Übereinanderstürzen der Toten und Verwundeten, das Krachen der zusammenbrechenden Häuser, das Jammern der Verschütteten, der Rauch und Qualm u. s. w., u. s. w. spotteten hier aller Beschreibung. Schien es doch, als ob jeder Einzelne in dem zu bekämpfenden Feinde seinen persönlichen Todfeind gefunden hätte und nun mit wahrer Wollust die heiß ersehnte Gelegenheit zu blutiger Rache ausnützen wollte. Gnade wurde weder verlangt noch gewährt.

Auf dem linken Flügel der Preußen, beim Korps von Thielmann, bestand das Gefecht in einem ergebnislosen Artilleriefeuer, da die Franzosen sich hier auf die Abwehr beschränkten

und die Preußen wegen des vor ihrer Front sich hinziehenden Sumpfgeländes nicht vorbrechen konnten.

Dagegen hatte rechts und in der Mitte jetzt etwa um 4 Uhr der Kampf in den genannten Dörfern seinen Höhepunkt erreicht. Napoleon bemerkte dies mit großem Mißvergnügen. Er erkannte nunmehr die Stärke seines Gegners und sah ein, daß er einen Fehler begangen, denselben in der Front von Süden her statt auf seinem rechten Flügel von Südwesten aus angegriffen zu haben. Helfen konnte aber doch noch das Eingreifen Neys und es war um diese Stunde, als er ihm die Worte sagen ließ: „Frankreichs Schicksal liegt in Ihren Händen.“ Immer auf die Ankunft seines Marschalls bauend, befahl der Kaiser, den Kampf in St. Amand la Haye und Ligny bis 5 Uhr hinzuziehen, um Zeit zu gewinnen.

Da erhielt er die Nachricht, daß Ney im Kampfe mit Wellington stehe, und daß ihm deshalb jede Entsendung von Truppen unmöglich sei. Auf diese Mitteilung hin änderte Napoleon seinen Plan; anstatt der bisherigen Absicht, den Feind von dessen rechtem Flügel aufzurollen und nach dem Rhein zurückzuwerfen, beschloß er seine Garden heranzuziehen und die feindliche Mitte zu durchstoßen. Sofort erteilte er den Befehl zum Vorrücken derselben. Etwa 5½ Uhr setzten sie sich in Marsch. Nach ungefähr zwei bis dritthalb Stunden konnten sie vor Ligny eintreffen und zum Sturme bereit sein.

Was Blücher betrifft, so hatte dieser seine Reserven schon herangezogen und großenteils in die Ortsgefechte eingreifen lassen. Von Wellington erhielt man wiederholt Nachrichten, daß er in ernste Kämpfe verwickelt sei, aber ununterbrochen neue Unterstützungen erhalte. Diese Meldungen ließen stets ein baldiges Anrücken der englischen Hilfe voraussetzen und waren also ganz dazu angethan, Blücher zu einer Weiterfortführung der Schlacht zu verleiten, auch wenn sie für ihn ungünstig stand.

Auch hatte sich allmählich das Gefecht auf dem rechten Flügel der Preußen für diese infolge der begeisterten und heldenmütigen Tapferkeit und des Zusammenwirkens aller Waffengattungen in

und um St. Amand, wo jetzt auch die Brigaden von Krafft und von Thümen kämpften, sehr günstig gestaltet. Wäre um diese Zeit die sicher erwartete englische Hilfe eingetroffen, das stark erschütterte und wankende Korps von Vandamme und dann vielleicht die ganze französische Armee hätten schon heute eine entschiedene Niederlage erlitten. Sie kam aber nicht. Die Saumseligkeit Wellingtons vom 15. rächte sich am 16. Juni. Es ändert an dieser Thatsache der große, ohne Blüchers Thatkraft sicherlich nicht gewonnene Sieg vom 18. Juni nichts.

Der Abend nahte. Da die Engländer immer noch nicht kamen, so beschloß der Feldmarschall, wenigstens die gute Lage seines rechten Flügels auszunützen und von dort einen großen Vorstoß zu machen. Es hatte aber auch Napoleon, der den schwierigen Stand seines Korps Vandamme erkannte, diesem General eine Division junger Garde zur Hilfe geschickt und von seinem rechten Flügel gegenüber dem preußischen Korps von Thielmann eine Reiterbrigade genommen, um sie ebenfalls links zu verwenden.

Dadurch entstanden nun folgende Verhältnisse. In Wangelé, St. Amand la Haye und in dem Hameau St. Amand lebte der Häuser- und Straßenkampf mit neuer Heftigkeit auf, während Thielmann vom preußischen linken Flügel an Blücher melden ließ, daß vor seiner Front der Feind teilweise weiche. In der Mitte hielten sich die durch die Brigade von Krafft verstärkten Preußen in Ligny und drängten in wütendem Handgemenge den Feind nach und nach wieder fast ganz aus dem Dorfe.

Um 6½ Uhr stand die Lage für die Preußen so günstig, daß der Feldmarschall mit Recht annehmen durfte, auch ohne seinen Bundesgenossen einen Sieg erringen zu können. Er beschloß nun, mit seinen noch vorhandenen Reserven rechts um Wangelé herum gegen den linken feindlichen Flügel die vorher nur als Gegenstoß beabsichtigte Bewegung jetzt als entscheidenden Angriff auszuführen, und zog deshalb die bisher hinter der Mitte stehenden Brigaden nach rechts. Ferner schickte er dem General Thielmann Befehl, dem vor seiner Front weichenden Feind zu folgen und durch einen Vorstoß auf dem

linken preußischen Flügel den Hauptangriff auf dem rechten zu unterstützen. Irrtümlicherweise zog Thielmann daraufhin die bisher hinter Ligny gestandene Brigade von Henkel ebenfalls von dort weg nach links.

Während diese Bewegungen hinter der Front stattfanden, dauerte der Kampf in den Dörfern mit neuen Truppen unter stets wachsender Erbitterung fort. Als während desselben General von Pirch II. melden ließ, seine Brigade in la Haye besitze keine Patronen mehr, frug der alte Feldmarschall statt aller Antwort spöttisch: „Haben denn meine Kerls dort keine Bajonette?"

Es mochte 8½ Uhr geworden sein. Sechs Stunden dauerte der wütende Kampf. Überall hatten die Preußen standgehalten, aber die Kräfte beider Gegner schienen erschöpft. Da verfinsterte sich plötzlich der Himmel, ein starker Gewitterregen prasselte auf Freund und Feind, man sah nicht mehr vor sich, das Feuern ließ nach, es trat eine verhältnismäßige Ruhe ein.

Mit einem Male fing der Lärm und zwar in bedeutend erhöhtem Maße bei Ligny wieder an.

Erstaunt, überrascht horchten der Feldmarschall und sein Stab auf das gerade dort ganz unerwartete Getöse.

„Nostitz, reiten Sie hin und sehen Sie nach, was es gibt."

Der Adjutant sprengte los. Gleich darauf wurde der Himmel aber wieder klar und nun erkannte man es selbst: Der Feind, die französische alte Garde, die Garde-Reiterei und eine Kürassierdivision, war während des Gewitters unbemerkt herangekommen und mit Übermacht in und östlich neben Ligny eingebrochen, die preußische Stellung war gesprengt. Unglücklicherweise hatte man ja alle Reserven hinter der Mitte weggenommen und es standen in der Nähe der so sehr gefährdeten Stelle nur die 12 Eskadrons der Reservereiterei des Generals von Röder.

Kurz beobachtete Blücher, was vorging. Dann jagte er zu der schwachen Reiterei. „Vorwärts, zur Attacke auf diese!" Sein Säbel bezeichnete, welche er meinte.

Im Nu setzte sich Oberstleutnant von Lützow, der kühne Freischarenführer von 1813, mit seinen 6ten Ulanen in Galopp.

Statt auf die Kürassiere, gerieten dieselben aber auf feindliche Infanterie. Eine tödliche Salve schmetterte ihnen entgegen.

Lützow selbst, 13 Offiziere, über 70 Mann stürzen, das Regiment weicht. Die westpreußischen Dragoner, die kurmärkischen Landwehrreiter greifen an. Französische Kürassiere fassen sie übermächtig in der Flanke und werfen sie. Gleiches Schicksal erleiden die westfälischen Landwehren. Neue preußische Regimenter eilen herbei. Sie wären zahlreich genug gewesen, den Feind niederzuwerfen. Allein wegen der Überraschung, Verwirrung und Unordnung kamen die Attacken nicht geordnet an den Feind und mißlangen.

Der greise Feldmarschall war wütend, als er so noch in der letzten Stunde sich den Sieg entrissen sah. In seinem Grimm setzte er sich an die Spitze seiner Reiter und führte sie selbst vor. Umsonst, sie wurden geworfen. Noch einmal wendete der alte Blücher seinen edlen, ihm vom Prinzregenten von England geschenkten Schimmel und führte seine Schwadronen vor. Wieder vergebens. Sie werden geworfen, alles kehrt sich zur Flucht und reißt den Feldmarschall und den allein bei ihm gebliebenen Adjutanten Graf Nostitz mit zurück. Da trifft ein Schuß den arabischen Schimmel des Marschalls ins Auge. Im Todeskampf macht das Tier noch einige wütende Sprünge. Blücher fühlt, es muß jeden Augenblick zusammenbrechen.

„Nostitz, ich bin verloren!"

Kaum hat er dies gerufen, da stürzt das Roß zu Boden und fällt so unglücklich, daß es auf seinen Reiter zu liegen kommt. Von der gewaltigen Erschütterung betäubt, lag hier der Preußen Oberfeldherr unter seinem toten Pferde.

Die letzten seiner Reiter jagen vorbei, ohne ihn zu sehen, die feindlichen Kürassiere sausen heran.

Da springt Graf Nostitz aus dem Sattel, stellt seinen Schimmel quer vor den gestürzten Marschall, reißt eine Pistole aus dem Halfter und: „Nun kommt!"

Sie kommen auch. Aber sie müssen auf die wieder gegen sie vorsprengenden preußischen Reiter schauen, da achten sie nicht

des stehenden, nicht des erschossenen Schimmels, und nicht des stehenden und des ohnmächtig zu Boden liegenden Reiters. Rechts und links sausen sie vorbei, keiner ahnt, welchen Fang er hier machen konnte.

Wenn sie ihn aber bemerkt, erkannt, gefangen hätten! Einer wäre sicher der Pistole des Grafen Nostitz erlegen. Einer seinem Säbel. Aber dann?

Blücher gefangen vor Napoleon — was wäre aus Belle Alliance, was aus dem ganzen Feldzug von 1815, was aus der Welt geworden?

Ein gutes Geschick hat dies verhütet.

Noch einmal jagten die französischen Küraſſiere rechts und links von der Gruppe vorbei. Jetzt aber flohen sie vor preußischen Reitern. Da hatten sie erst recht keine Zeit, sich um den einen stehenden Offizier und den einen Schimmel zu kümmern, die scheinbar Toten lohnten an und für sich nicht der Mühe einer Beachtung.

Endlich war die Gefahr vorüber und — Blücher kam wieder zu sich. Nun rief Nostitz den vorbeigallopierenden Ulanenunteroffizier Schneider an und zog mit dessen Hilfe den arg zerquetschten, sonst aber unverletzten Marschall unter dem toten Pferde hervor. Dann hoben sie ihn auf das Roß des Ulanen und Nostitz führte den noch ziemlich betäubten Feldherrn schleunigst zurück, denn schon wieder jagen die französischen Küraſſiere heran. Mit knapper Not gelangen beide zu den preußischen Truppen und endlich bringt der getreue Adjutant seinen Marschall aus dem Getümmel des unterdessen angetretenen Rückzuges. Nun hat sich Blücher ganz erholt.

Er erkundigt sich bei Nostitz nach der Schlacht. Zu langem Danke und zu vielen Äußerungen über seine stark schmerzende rechte Seite fand er jetzt keine Zeit. Um so reicher hat er den ersteren später nachgeholt.

Das heiße Ringen auf dem rechten Flügel der Preußen war während dieser Episode ununterbrochen fortgegangen. Aber die Mitte war durchbrochen, die ganze Linie gesprengt. Von

verschiedenen Seiten jagten Generale und höhere Offiziere zu dem um Gneisenau versammelten Stabe Blüchers. Niemand hatte eine Ahnung, wo der Oberfeldherr selbst geblieben.

„Was thun? Wohin sollen wir unsere Truppen zurückführen?"

Gneisenau war der älteste General. Er mußte, da der Oberbefehlshaber durchaus nicht aufzufinden war, den Entscheid treffen, und er traf ihn auch, und wie!

Kurze Weile herrschte Stillschweigen in dem kleinen Kreise. Jeder fühlte die Wichtigkeit des Augenblicks. Gneisenau sah auf seine Karte. Jetzt erhob er das Haupt, blickte fest um sich und sprach nur: „Nach Tilly."

Alles blickte schnell auf die Karten.

„Exzellenz, dieser kleine Ort ist nicht überall verzeichnet!"

„Nach Tilly und Wavre!"

Wie unscheinbar klang dies und welch gewaltiger Entschluß lag in diesen wenigen Worten! Ausführlicher hieß es:

„Aufgeben der natürlichen Rückzugslinie nach dem Rhein, Verlassen der Gegend, aus der man Verpflegung, Nachschub, Unterstützung jeder Art erhielt, wahrscheinliche Aufopferung eines großen Teiles der Trains. Dafür aber treues Festhalten an der mit dem englischen Verbündeten getroffenen Abmachung, ernster Wille am nächsten oder übernächsten Tage vereint mit demselben von neuem dem Feind entgegenzutreten, Unterordnung des speziellen Vorteiles unter das allgemeine Wohl."

Das bedeutete Gneisenaus Rückzugsbefehl auf Tilly und Wavre, statt nach Namur und Lüttich.

Die Generale und Offiziere verstanden dies auch und sprengten gehobenen Mutes zu ihren Abteilungen.

Von einem sofortigen Rückzuge gleich nach der Schlacht kann man gar nicht reden. Die Preußen räumten nur die so lange tapfer gehaltenen Dörfer Ligny, St. Amand la Haye und Wangelé, behielten aber Bry und Sombreffe noch besetzt. Die Angriffskraft der Franzosen war erschöpft. Sie machten zwar noch einige kleine Vorstöße, die jedoch leicht von den Preußen,

bei denen sich besonders die westfälischen Landwehrleute des Hauptmanns von Gillnhaußen auszeichneten, abgewiesen wurden. Als die Franzosen auch versuchten, aus Wangelé vorzubrechen, wurden sie durch die Reiter des Generals Jürgaß sehr entschieden abgewiesen, wobei leider dieser General eine schwere Wunde erlitt.

Nun wetteiferten die höheren preußischen Offiziere, ihre Truppen so gut wie möglich, d. h. ohne Verluste zurückzuführen. In Tilly hielt man schon wieder, und hier traf auch in dunkler Nacht der alte Marschall mit seinem Adjutanten ein. Dem General von Gneisenau fiel eine Zentnerlast vom Herzen. Was wäre auch die Armee ohne Blücher gewesen!

Das Korps von Thielmann blieb die ganze Nacht in seiner alten Stellung. Erst gegen Tagesanbruch schloß es sich an die andern Korps an.

Die Franzosen folgten nur bis zur Chaussee von Sombreffe nach Quatrebras. Dann hielten sie und verloren — zu ihrem größten Unglück — die Preußen ganz aus den Augen.

Am Abend des 16. Juni hatten sie wirklich die preußische Armee gesprengt. In der Nacht zum 17. aber konnte sich diese wieder vereinigen und am 18. eine glänzende großartige Rache nehmen.

Das war die Schlacht bei Ligny.

Sie hatte den Preußen 12,000, den Franzosen 11,000 Tote und Verwundete gekostet; bei ihrem überraschenden Durchbruch war es den letzteren auch gelungen, 16 preußische Geschütze zu erobern.

Napoleon hatte also gesiegt. Allein ein großer Erfolg war es doch nicht, den er errungen hatte. Denn durch den zähen und so lange andauernden Widerstand Blüchers fand Wellington Zeit, sein Versäumnis nachzuholen und die verbündete Armee zu sammeln.

Die Nacht zum 17. brachten die Franzosen auf dem Schlachtfelde zu. Unterdessen hatten die Preußen in Tilly bis 3 Uhr morgens gerastet. Dann zogen sie wieder völlig geordnet weiter nach Norden. Der alte Marschall konnte in Tilly einige

Stunden schlafen. Da er erwachte, schmerzte ihn heftig seine rechte Seite. Er vernahm jedoch, daß man bei den Truppen sehr um ihn besorgt sei, deshalb ließ er sich auf das Ulanenpferd heben und ritt zu den Kolonnen. Brausende Hurras begrüßten den geliebten Feldherrn. Es war, als ob mit seinem Erscheinen jede düstere Stimmung verschwunden sei. Niemand hielt sich für geschlagen, niemand zweifelte an einem guten Ausgang und jeder war überzeugt, daß man den erhaltenen kleinen Stich den Franzosen bald mit einem ordentlichen Kolbenhieb heimzahlen werde. So marschierte man guten Mutes bis Wavre. Dort traf man das Korps von Bülow.

„Wartet nur, wir werden euch schon rächen,“ meinten in bestem Sinne, wie zur Aufmunterung, die neu Eingetroffenen. Sie kamen aber mit ihrem Troste schlecht an, denn stolz klang es zurück: „Oho, wir werden uns schon selbst rächen!“

Bei den Franzosen gab man sich ganz der Freude des Sieges hin und beging einen Fehler nach dem andern. Sie waren, sind und bleiben eben eine leichtsinnige Nation. Sollte man es für möglich halten, daß man nach der großen Schlacht bei Ligny keine, auch nicht die kleinste Verfolgungspatrouille dem abziehenden Feinde nachschickte! Kam es doch vor, daß Scharen französischer Infanteristen ohne Waffen mit Feldkesseln zum Wasserholen nach Bry gingen und dort mit preußischen Schüssen empfangen wurden. Das Großartigste ist aber doch die Thatsache, daß noch am 17. vormittags keine französische Reiterpatrouille die Richtung des preußischen Rückzuges erkannte. Der Kavallerie-General Pajol ließ sich sogar durch die auf der Chaussee nach Namur zurückjagenden Trains, einzelne dort aufgetretene Ulanen und eine dahin verirrte und den Franzosen in die Hände fallende Batterie, sowie durch eine Schar jener bei Wangelé ausgerissenen Flüchtlinge verleiten, seinem Kaiser zu melden, daß sich die ganze preußische Armee in größter Unordnung auf Namur und Lüttich zurückziehe. Diese gewaltige Täuschung wurde später durch den Marschall Grouchy noch vermehrt. Derselbe sollte mit den Korps von Vandamme und

Gérard, einer Division des Korps Lobau und starker Kavallerie die Preußen gegen den Rhein zu verfolgen, während der Kaiser selbst mit der Armee gegen die Engländer aufbrach. Nun hatte man den ganzen Vormittag des 17. unbenützt verstreichen lassen. Jetzt regnete es in Strömen. Man sah nicht mehr auf 200 Schritte vor sich. Der fette lehmige Boden erschwerte den Marsch. Grouchy glaubte ohne weiteres dem Befehle Napoleons, der lautete, er solle den auf Namur weichenden Preußen folgen und sie angreifen, wo er sie fände.. Aber er fand sie nicht, er sah sie nicht, er ahnte nicht einmal die Richtung, wohin sie gezogen, und klärte seinen Kaiser nicht darüber auf, daß er nichts wußte.

Ist darin einer der Hauptgründe der späteren entsetzlichen Niederlage der Franzosen bei Belle Alliance zu sehen, so darf man auch nicht vergessen, daß der Napoleon von 1815 nicht mehr jener von 1796, 1809 oder vom März 1814 war. Einmal muß ein zu sehr angespannter Bogen nachlassen. Was hatte aber dieser Mann für eine Last von Arbeit, was für eine Menge von Nervenaufregungen, geistigen und körperlichen Anstrengungen höchster Art durchgemacht! Zuletzt noch von Porto Ferrajo bis Paris, die Eilreise von Paris an die Grenze, die Tage des 14., 15. und 16. Juni. Dazu ein Hämorrhoidalleiden, das ihn sehr belästigte. Es ist ein Wunder, daß er nicht ganz zusammenbrach. Daß er aber gerade am 17. Juni früh erlahmte, hat sich furchtbar an ihm gerächt. Er unterließ es, rechtzeitig selbst Verfolgungsanordnungen zu treffen, beritt das gestrige Schlachtfeld, begrüßte die ihm begeistert zujubelnden Truppen und ließ ihnen die, wie er meinte, wohlverdiente Ruhe. Was ihn hiebei entschuldigt, ist allein, daß er den Marsch der Preußen auf Namur und damit die Isolierung der Engländer als ganz sichere Thatsachen annahm und daher bestimmt glaubte, mit den letzteren nun leichtes Spiel zu haben.

Allein der Napoleon von 1796 hätte sich nicht so leicht in eine falsche Sicherheit einwiegen lassen, sondern dafür gesorgt, daß man sich vor allem durchaus verlässige Nachrichten über den Feind verschaffe.

Ebensowenig verhielt sich der Marschall Ney seiner früheren Art gemäß. Er wartete am 17. früh ruhig auf die Ankunft seines Kaisers und that nichts, um sich über die Stellung der Engländer zu orientieren. Daher merkte er nicht, daß diese nordwärts abgezogen waren und nur zu seiner Täuschung die Reiterei des Lord Uxbridge ihm gegenüber hatten stehen lassen.

Endlich gegen Mittag brachen die Franzosen von Ligny auf. Grouchy mit ungefähr 37,000 Mann in der Richtung auf Namur, Napoleon mit dem Korps von Lobau, den Garden und den Reiterdivisionen von Subervic, Milhaud und Kellermann marschierte nach Frasnes, vereinigte sich hier mit den Truppen Neys und rückte dann, nun 72,000 Mann und 240 Geschütze stark, gegen die bei Quatrebras vermuteten Engländer vor.

Bald entdeckte man, daß dieselben sich im Rückzug befanden. Der Kaiser ließ nun zwar seine ganze Armee antreten, allein die Verbündeten hatten einen zu großen Vorsprung, um noch erreicht werden zu können. Bei Genappes, als die französischen Lanciers zu heftig nachdrängten, machte Lord Uxbridge mit der englischen Leibgarde eine glänzende Attacke. Sonst fand kein Gefecht mehr statt und am Abend des 17. Juni standen:

die Preußen mit ihren jetzt vereinzelten 4 Korps bei Wavre,

die Engländer bei Mont St. Jean, Merbraine und Braine-l'Alleud,

Napoleons Armee bei Plancenoit, endlich die Truppen des Marschall Grouchy bei Gembloux.

Die Franzosen waren noch am Morgen des 18. Juni über die Stellungen ihrer Gegner nur unvollständig orientiert, letztere kannten die Maßnahmen des Feindes ziemlich genau.

X.

Die Schlacht von Belle Alliance bis abends 5 Uhr.

Der alte Marschall „Vorwärts“ fühlte sich am Morgen des 17. Juni am ganzen Körper sehr zerschlagen und vermochte kaum zu gehen. Allein geistig war er munter und unverzagt und gab sich der festen Hoffnung hin, seine Schmerzen so weit beherrschen zu können, daß er allen gerade jetzt sehr hohen Reitanforderungen zu entsprechen vermochte. „Eh' ich den Befehl aufgebe,“ meinte er, „will ich mich lieber auf dem Pferde anbinden lassen.“

Nachdem er und die verschiedenen vorüberziehenden Generale aus einem Pferdeeimer Warmbier gefrühstückt hatten, ließ er sich — es gab dabei manches Donnerwetter — in den Sattel heben und ritt los nach Wavre. Gneisenau blieb an seiner Seite. Zu diesem sprach er seine Ansicht über die Schlacht von Ligny in nachstehenden Worten aus: „Haben Schläge gekriegt, müssen die Scharte wieder auswetzen, Gott verdamm' mir! Ist uns ja jetzt auch der Schwerenöter, der Bülow, zur Hand. Wollen aber von wegen seiner Verspätung nicht mit ihm rechten. Ist keine Zeit dazu. Kann dem besten Kriegsmann so was passieren. Läßt sich Zeit und Raum nicht immer genau berechnen. Ist das auch nicht meine starke Seite, Gott straf mir!“

Wie groß erwies sich dieser heldenhafte Führer, der sich nicht scheute, selbst so schwerwiegende Fehler, wie die nachlässige Ausführung des Befehles zur Versammlung der Armee seitens Bülow, zu entschuldigen. Und welch kühnen Mut besaß der ritterliche Greis, der am Tage nach der verlorenen Schlacht, selbst noch gepeinigt von körperlichen Schmerzen infolge seines in dem Kampfe stattgehabten Sturzes, an nichts anderes dachte, als: „Müssen die Scharte wieder auswetzen!“ Diesen Geist pflanzte er aber auch seinen Truppen ein. Beim Vorüberreiten an den Abteilungen rief er ihnen zu: „Ich werde euch wieder vorwärts

gegen den Feind führen und wir werden ihn schlagen, denn wir müssen."

Daher kam es auch, daß wohl niemand, der diese Korps am 17. Juni zum erstenmale sah, vermutet hätte, eine geschlagene Truppe vor sich zu haben. Ähnlich wie 55 Jahre später bei den Bayern von der Tanns nach der Schlacht von Coulmiers war die Kampfeslust der tagszuvor Besiegten nicht nur nicht vermindert, sondern sogar gesteigert worden, denn jeder Mann fühlte wie sein Feldherr: „Wir müssen die Scharte wieder auswetzen!" Ausgedrückt haben es jene Preußen von 1815 auf die verschiedenste Art. Am bezeichnendsten ist aber wohl der Ruf jenes Märkers, den sein Hauptmann fast mit Gewalt aus dem Dorfe Ligny zum Rückzug herausholen mußte, als er drohend die Faust gegen die Franzosen ballte und ihnen mehrmals in vollster Wut entgegenschrie: „Ut is det noch nich. Ne et is noch nich ut!"

Der Rückzug selbst war dank der umsichtigen Thätigkeit Gneisenaus und des ganzen Stabes meisterhaft ausgeführt worden. Im Laufe des 17. trafen alle 4 Korps in und um Wavre ein. Auch die Munitionskolonnen konnten herangezogen und die Munition der Infanterie und Artillerie ergänzt werden.

Als der Herzog von Wellington den Ausgang der Schlacht von Ligny erfahren, entspann sich folgender Verkehr. Zuerst schickte der englische Feldherr einen Adjutanten des Generals von Müffling, welch letzterer sich als preußischer Kommissär im englischen Hauptquartier befand, zu Blücher und ließ diesem sagen, „er (der Herzog) wäre bereit, in der Stellung von Quatrebras zu bleiben und eine Schlacht heute (am 17.) anzunehmen, wenn das preußische Heer heute wieder vorrücken könne. Sollte dies indessen nicht möglich sein, so würde er sich in die Position von Mont St. Jean zurückziehen und daselbst eine Schlacht annehmen, wenn auch nur ein preußisches Korps zu seiner Unterstützung gewährt würde."

Während der Adjutant Müfflings zum preußischen Oberbefehlshaber ritt, traf ein solcher von Blücher im englischen

Hauptquartier ein. Derselbe frug im Namen seines Marschalls, „ob der Herzog von Wellington Napoleon angreifen wolle, wenn Blücher sich mit allem, was er habe, mit ihm vereinige?“ Darauf erklärte Wellington: „Der gestrige Tag hat in meiner Ansicht zu einer vereinten Offensive nichts geändert. Ich gehe in mein Lager von Mont St. Jean zurück, und wenn ich dort mit einem preußischen Korps unterstützt werde, so nehme ich morgen eine Defensivschlacht an. Kann ich diese Unterstützung nicht erhalten und führt Napoleon alles, was er hat, gegen mich, so kann ich die Schlacht nicht annehmen, sondern müßte auf Brüssel zurückgehen.“

Nachdem Wellington mündlich diesen Bescheid gegeben, traten die Engländer den uns schon bekannten Rückzug von Quatrebras bis Mont St. Jean an.

Unterdessen war Müfflings Adjutant im preußischen Hauptquartier angekommen. Die Generale von Gneisenau und von Grolmann ritten außerhalb bei den Truppen umher, der greise Feldmarschall hatte sich soeben sehr ermattet hingelegt und schlief. Graf Nostitz bedeutete dem Adjutanten, Leutnant Wucherer, daß er den Fürsten nicht sprechen könne. Jetzt teilte Wucherer dem Grafen Nostitz seinen Auftrag mit und fügte bei, daß ihm große Eile empfohlen sei. Daraufhin entschloß sich der Graf, nun doch Blücher zu wecken.

Dieser frug zuerst nach Gneisenau und Grolmann. Als er hörte, sie seien abwesend, rief er: „Ich weiß, ich weiß. Lassen Sie dem Herzog sagen, heute könnte ich nicht wieder vorkommen, morgen aber komme ich mit dem frischen Korps (Bülow) und den andern!“

Mit diesem Bescheid ritt Leutnant Wucherer zurück und fand Blüchers Adjutanten, den Leutnant von Massow, noch bei Wellington. Durch Massow schickte nun der englische Oberbefehlshaber die schriftliche Erklärung an Blücher, „er wolle in der Stellung von Mont St. Jean eine Schlacht annehmen, im Falle das preußische Heer ihm mit zwei Korps zu Hilfe kommen könne.“

Mündlich war nur ein Korps verlangt worden. Trotz des Bescheides Blüchers, daß er mit einem frischen und den andern Korps kommen werde, verlangte man jetzt schriftlich zwei. Es schien demnach, als ob Wellington nicht mehr so sehr für die Annahme der Schlacht begeistert sei. Deshalb schrieb ihm Blücher umgehend, ohne die Rückkehr Gneisenaus und Grolmanns abzuwarten: „Ich werde nicht allein mit zwei Korps, sondern mit der ganzen Armee, jedoch nur unter der Bedingung kommen, daß, wenn die Franzosen uns nicht am 18. angreifen, wir sie den 19. selbst angreifen!"

Wenn man diese Handlungsweise des preußischen Feldmarschalls betrachtet, so muß man ob der Seelengröße dieses Helden wirklich erstaunen. Zerquetscht und zerschlagen, todmüde, in einem Alter von 73 Jahren, wo man kühne Entschlüsse nicht mehr so leicht faßt, zwingt Blücher nach einer verlorenen Schlacht den verhältnismäßig jungen, 46 Jahre alten englischen Feldherrn durch sein entschiedenes und kühnes Auftreten, sich dem gefürchteten Feinde so lange, bis seine Preußen eingreifen können, gegenüberzustellen und erreicht dadurch den großartigsten Sieg.

Außerdem aber zeigt sich das mustergültige Verhältnis zwischen dem preußischen Feldherrn und seinem Generalstabschef durch die Vorkommnisse der letzten Stunden in klarstem Lichte. Gneisenau ordnet, als Blücher abwesend ist, den kühnsten Weg für den Rückzug der geschlagenen Armee an. Letzterer ist nicht nur vollständig damit einverstanden, sondern er macht tags darauf seinem Verbündeten den denkbar kühnsten Vorschlag zur Wiederergreifung der Offensive und zwingt den Schwankenden dadurch zum Standhalten. Dies alles ohne vorherige Verabredung mit seinem Generalstabschef, ganz aus eigener Eingebung. Man kann beide, Blücher und Gneisenau, ein Doppelgestirn nennen, das sich gegenseitig ergänzte und dessen Licht Preußen einen seiner leuchtendsten, glänzendsten Zeitabschnitte verdankte.

Das Feld, auf dem sich die so folgenreiche Schlacht abspielen sollte, kennzeichnet sich durch zwei nebeneinanderlaufende Höhenzüge, deren Ränder durch eine etwa 1500 Meter breite

Mulde voneinander getrennt sind. Der nördliche, von der verbündeten Armee besetzte überragte den südlichen, so daß man von jenem alles, was sich auf diesem befand, umgekehrt von diesem dagegen nur die Truppen bemerken konnte, welche im ersten Treffen standen. Ferner lagen vor ersterem teils noch auf dem Abhange, teils in der Tiefe der Mulde verschiedene zur Verteidigung geeignete größere Anwesen, und zwar vor dem rechten Flügel der Stellung das Schloß Hougomont, vor der Mitte der ausgedehnte Pachthof la Haye Sainte, und vor dem linken Flügel die kleineren Pachthöfe Papelotte, la Haye, Smohain und Frichermont. Auf den Höhen selbst, genau in der Mitte der beiderseitigen Stellungen, befand sich bei den Engländern das Dorf Mont St. Jean, bei den Franzosen das Wirtshaus la Belle Alliance.

Waterloo, durch welchen Namen die Engländer die Schlacht verewigt haben, liegt gar nicht auf dem Schlachtfelde, sondern etwas über 4 Kilometer nördlich desselben. Der Weiler bildete in diesen Tagen den Unterkunftsort Wellingtons und gelangte wohl aus diesem Grunde zu der unverdienten Ehre, der Schlacht den Namen gegeben zu haben.

Die Stellung der verbündeten Armee war wieder eine unnötiger Weise ausgedehnte. Der englische Feldherr bildete sich trotz Ligny und Quatrebras, durch welche Gefechte man klar genug die Anmarschlinien der Franzosen erkannt hatte, ein, Napoleon werde seinen rechten Flügel umgehen. Aus diesem Grunde entsendete er über 14,000 Mann nach rechts und zwar nach Hal auf der Straße von Brüssel nach Mons. Diese Truppen kamen natürlicher Weise beim Kampfe des 18. Juni gar nicht in Betracht. Außerdem schickte er in die rechte Flanke der Hauptstellung nach Braine d'Alleud und nach Merbe-Braine je eine niederländische und eine englische Division. Auch der rechte Flügel der Hauptstellung auf dem Höhenrande vorwärts Mont St. Jean war sehr stark bedacht. Er stand unter Lord Hill. Die Mitte unter dem Prinzen Wilhelm von Oranien bildete den schwächsten Teil der ganzen Linie. Der linke Flügel unter General Picton wies wieder größere Truppenmassen auf.

Sämtliche vorliegende oben genannte Pachthöfe hatte man mit entsprechenden Besatzungen versehen und durch Befestigungsanlagen, wie Schießlöcher, Auftritte für die Schützen u. s. w. für eine zähe Verteidigung eingerichtet, außerdem die Anmarschstraße durch einen Schleppverhau gesperrt. Es standen in der Hauptstellung im ganzen 67,600 Verbündete, darunter 12,400 Reiter und 156 Geschütze.

In der Nacht zum 18. Juni regnete es ununterbrochen. Den Verbündeten schadete dies weniger, da sie sich die Lagerplätze bei Beginn des schlechten Wetters schon eingerichtet hatten, überdies Stroh und Holz in hinreichendem Maße vorfanden. Die Franzosen bei Belle Alliance und die Preußen bei Wawre litten aber in ihren Biwaks sehr. Die Preußen z. B. legten sich nachts todmüde in Ackerfurchen und fanden sich am andern Morgen in einen wahren Lehmpanzer eingehüllt, weil ihnen während des Schlafes das Lehmwasser überall eingedrungen und dann verdunstet war.

Etwa nachts 1 Uhr ritten zwei einzelne französische Offiziere, fast ganz in graue Mäntel verhüllt, vorwärts ihrer Armee auf dem Höhenrande zwischen la Belle Alliance und Planchenoit entlang. Wiederholt blieben sie stehen und blickten über die Mulde hinweg nach den in trübem Lichte erscheinenden Wachtfeuern der Verbündeten. Nun wandten sie sich hinunter in die Tiefe und gelangten bis an das Gehölz vor dem Hofe Hougomont. Hier hielten sie wieder und horchten.

„Bertrand“, begann der eine, „mir scheint es, als ob sie doch abzögen. Ich höre ein Geräusch, wie von den Tritten marschierender Truppen.“ Der General, es war der Verteidiger von Lindenau bei Leipzig, lauschte einige Augenblicke so angestrengt als möglich.

„Es ist nichts, Sire. Ich bin fest überzeugt, sie halten. Wenn wir auf die Höhe zurückkommen, werden wir ihre Wachtfeuer wieder deutlich erkennen.“

Schweigend wandte der Kaiser, dieser war der andere Offizier, sein Roß und beide ritten, ohne ein Wort zu sprechen,

auf den Höhenrand zurück. Dort blickten sie sich wieder um und erkannten die feindlichen Wachtfeuer in gleicher Zahl und Stärke wie vorher.

„Wirklich, sie erwarten unsern Angriff. Mein Glücksstern leuchtet von neuem hell auf. Blücher ist weit entfernt und hat für einige Zeit genug. Morgen will ich mit Wellington meine Abrechnung halten. Hoffentlich hält er Stand und entschlüpft mir nicht noch bei Anbruch des Tages. Wenn nur der Regen aufhören wollte! Über diesen weichen Boden mit Geschützen fortzukommen, ist ja fast unmöglich."

Zufrieden mit dem Ergebnis seines nächtlichen Rekognoszierungsrittes kehrte Napoleon gegen 3½ Uhr in sein Quartier zurück. Wenige Stunden schlief er, nahm dann die Frühmeldungen entgegen und versammelte um 8 Uhr seine Generale um sich. Es war ein Sonntag. Der Kaiser hegte den besten Mut. Die Verbündeten standen noch in der gleichen Stellung wie am Abend zuvor, das Wetter hatte sich so gebessert, daß die rekognoszierenden Artillerieoffiziere meldeten, von 9 Uhr an glaubten sie über die Felder fahren zu können, und Marschall Grouchy stieß bei der Verfolgung der Preußen wahrscheinlich auf keinerlei Schwierigkeiten, sonst hätte er sicher Meldung hierüber geschickt. Da man also wegen der letzteren keine Besorgnis zu hegen brauchte und die Verbündeten gewiß die Schlacht annehmen zu wollen schienen, so war ja nach der Ansicht des Kaisers kein Grund zu Eile vorhanden. Deshalb beschloß er, den Kampf erst gegen Mittag zu beginnen, vorher seine Truppen in Paradestellung aufmarschieren zu lassen und angesichts des Feindes zur Einschüchterung desselben, den Seinen aber zur Erhebung und Begeisterung eine große Heerschau abzuhalten.

Es war auch ein stolzer Anblick, der sich nunmehr den von ihrer Schlachtstellung aus zusehenden Verbündeten darbot. 72,000 Franzosen, darunter 15,700 Reiter und 246 Geschütze standen hier vor ihrem Kaiser versammelt. Der Regen hatte aufgehört, die Waffen blitzten, die Musikkapellen schmetterten Fanfaren durch die Luft, die Trommeln rasselten, und als der

kleine Mann in dem unscheinbaren grauen Mantel auf dem großen Schimmel zu den Regimentern heranritt, da erklang es mit stürmischer Begeisterung: „Vive l'empereur, vive l'empereur!" Auch ihn, den gewaltigen Schlachtenmeister, ergriff das prächtige Schauspiel mit Macht, und noch auf dem einsamen St. Helena veranlaßte ihn die Erinnerung daran zu dem entzückten Ausruf: „Ce spectacle était magnifique; et l'ennemi, qui était placé de manière à l'apercevoir jusqu'au dernier homme, dut en être frappé."

Nach dieser eigentümlichen Parade marschierte die Armee in Schlachtordnung auf. Napoleon zeigte sich in hohem Maße zuversichtlich.

„Wir haben 90 Möglichkeiten für uns und keine 10 gegen uns." So meinte er zu seinen versammelten Generalen und befahl nun das Vorrücken zum Angriff.

Zum zweitenmale machte er einen Rekognoszierungsritt, um sich zu überzeugen, ob der Feind Schanzen angelegt habe. Er entdeckte keine. Dies erhöhte noch seine Zuversicht. Dieselbe litt auch nicht, als ihm auf Grund von Aussagen von Landleuten das Gerücht zu Ohren kam, die Preußen hätten sich auf Wawre zurückgezogen, um sich von dort mit den Verbündeten zu vereinigen. Er hielt dieses einfach für Unsinn, da er es nicht für denkbar hielt, daß eine geschlagene Armee am zweiten Tage zu solchem Entschlusse fähig sei. Er erwiderte: „Die preußische Armee ist gänzlich geschlagen und kann sich in 3 Tagen nicht wieder vereinigen. Ich habe 75,000 Mann, die Engländer nur 50,000. Ich werde das englische Heer angreifen und schlagen. Die Stadt Brüssel erwartet mich mit offenen Armen. Die englische Opposition wartet nur darauf, das Haupt zu erheben. Adieu dann, Subsidien! Adieu Koalition!"

Es war ein eigenes Verhängnis, das an diesem Tage über dem Kaiser schwebte. Er täuschte sich wie in den Zahlen, so noch in manchem anderen, vor allem aber in den Preußen, in deren Kriegstüchtigkeit und in der unübertrefflichen Thatkraft ihrer Führer, zumal Blüchers und Gneisenaus.

Um ½12 Uhr begann die Schlacht.

Infolge der eigentümlichen Gestaltung des Schlachtfeldes konnte man auf beiden Seiten die Maßnahmen des Gegners einsehen. Besonders die Verbündeten vermochten jeden einzelnen Mann des Angreifers zu beobachten. 3 Stunden hatte man schon dem Treiben der Franzosen zugesehen, ihre laute Begeisterung beim Empfang des Kaisers, ihren Gesang, ihre Fanfaren gehört und ihre Bewegungen erkannt. Kalt und aufmerksam nahmen der Herzog von Wellington und sein Stab, mit einer gewissen Neugierde seine Truppen diese Anstalten des Gegners wahr. Sie erwarteten mit aller Ruhe den Angriff und konnten es auch, denn sie wußten, die Preußen würden sie keinesfalls im Stiche lassen.

Auch Napoleon beobachtete mit größter Aufmerksamkeit die Anmärsche seiner Gegner und das Verhalten der Verbündeten. Infolge heftiger Hämorrhoidalschmerzen mußte er vom Pferde steigen. Man brachte einen Tisch und Stuhl und stellte beide auf eine Strohschicht. Der Kaiser setzte sich, breitete Karten vor sich aus und studierte das Schlachtfeld. Noch immer hatte er das vollste Vertrauen auf seinen Sieg, denn vom Marschall Grouchy war noch nichts vom Anmarsche der Preußen, wohl aber von deren Rückzug über Sauvenières und Sart à Walhain, in der Richtung auf Hannut und Lüttich gemeldet worden. Übrigens wurde dem Marschall der Befehl geschickt, sich schleunigst an die Armee heranzuziehen und sich gegen das nach den Aussagen der Landleute bei Wawre erschienene preußische Korps zu wenden. Wenn auch nach Napoleons Ansicht nicht mit Blücher, so hatte man doch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß Bülow mit seinem Korps von Lüttich unterwegs sei; für wahrscheinlich hielt auch dieses Napoleon nicht.

Das ganze französische Korps von Reille rückte zunächst in drei mächtigen Staffeln gegen Schloß Hougomont vor. Gleich darauf eröffneten 80 schwere Geschütze, welche um Belle Alliance standen, zur Vorbereitung des Angriffes auf die Mitte der Verbündeten ein gewaltiges Feuer, und in der nämlichen Zeit setzte sich das Korps d'Erlon gegen den linken feindlichen Flügel in Bewegung.

Anfangs etwas ungeschickt, dann umso gewandter griff die französische Division von Jerome Bonaparte den Erlenbusch von Hougomont an. Der Kampf war hart, aber er führte zum Siege, die Franzosen drangen in den Busch ein. Nun brachten die Obersten Hepborn und Woodfort ihre Coldstream-Garden in das Gefecht. Es gelang diesen, den Feind wieder aus den Gärten zu vertreiben, jedoch nur auf kurze Zeit. Neue französische Sturmkolonnen kamen heran und bald sahen sich die in Hougomont kämpfenden Nassauer, Hannoveraner und Engländer wieder auf die Verteidigung des Schlosses, der Gebäude und des Gartens von Hougomont beschränkt. Trotz des immer mächtiger werdenden französischen Geschützfeuers hielten sich aber die Verbündeten mit äußerster Zähigkeit, so daß die Angreifer nirgends eindringen konnten.

Wellington hatte dies alles wohl beobachtet und zugleich bemerkt, daß der Feind keinerlei Versuche gegen seinen rechten Flügel unternahm. Dagegen überzeugte er sich, daß das ganze Korps d'Erlon gegen seine Mitte vorgehe. Schleunigst zog er nun das braunschweigische Korps sowie die englische Brigade Mitchel von Braine d'Alleud heran. Sie kamen gerade rechtzeitig, denn nunmehr hatte sich Ney in Bewegung gesetzt. Der Marschall befehligte das ganze erste Treffen und ließ unter dem Schutze der großen Batterie bei Belle Alliance die Divisionen des d'Erlon'schen Korps, sowie die Reiterdivision von Jacquinot gegen die Pachthöfe vor der Mitte und dem linken Flügel der Verbündeten vorrücken. Die englischen Geschütze auf dem Höhenrand schleuderten Massen von Eisen den Sturmkolonnen entgegen, aus den durchlöcherten Mauern der Pachthöfe knatterte das Gewehrfeuer gegen sie, aber sie blieben im Marsch, in kurzem war auf der ganzen Linie die Schlacht in all' ihrer Furchtbarkeit entwickelt.

Es mochte etwa 1 Uhr nachmittags geschlagen haben. Hinter der Mitte seiner tapfer anstürmenden Truppen auf der Höhe bei Belle Alliance saß immer noch der französische Kaiser und beobachtete. Plötzlich wandte er sein Fernglas nord- und ostwärts und

blickte angestrengt auf die dortigen Höhenzüge. Auch seine Begleiter richteten ihre Gläser nach jener Gegend. Sie entdeckten nichts, denn sie verstanden nicht so scharf zu beobachten wie ihr schlachterfahrener Meister. Es war nur Vorsicht gewesen, was diesen veranlaßte dorthin zu schauen. Was er aber entdeckte, versetzte ihn in keine geringe Aufregung. Da wo der weiße Kirchturm von St. Lambert erglänzte, freilich noch 9—10 Kilometer entfernt, schoben sich dichte Truppenkolonnen heran. Wer konnte das sein? Grouchy? Besten Falles war kaum denkbar, daß er schon so nahe sei. Oder gar —? Er wagte kaum weiter zu denken. Die Massen schienen sich immer mehr anzuhäufen. Wie eine Ahnung stieg es jetzt in ihm auf, — es war das Verderben, welches sich gegen ihn heranwälzte. Seine Umgebung merkte nichts von dem, was in seinem Innern vorging. Jetzt stand er auf und gab so leise, daß kein dritter hörte, um was es sich handelte, dem Generaladjutanten Bernard einen Befehl. Dieser setzte sich zu Pferde und sprengte mit verhängtem Zügel in östlicher Richtung davon.

Ununterbrochen ging unterdessen der Angriff der vier ungeheueren Sturmkolonnen d'Erlons weiter. Das Geschützfeuer heulte, wildes Schreien erfüllte die Luft, Hunderte lagen schon niedergeschmettert auf der feucht-schlüpfrigen Erde und röteten sie mit ihrem Blute. Alles dieses sah der Kaiser und doch sah er es nicht. Seine Gedanken flogen immer wieder ostwärts, und immer wieder richtete er sein Glas dorthin gegen St. Lambert, wo unaufhörlich neue Massen auftauchten und näher, unheimlich näher kamen. Auch die Offiziere des kaiserlichen Stabes hatten jetzt dieselben bemerkt.

Endlich, es waren kaum dreiviertel Stunden vergangen, kam der entsendete Adjutant auf schweißtriefendem, fast atemlosen Pferde zurückgejagt. Napoleon ging ihm entgegen, um seine Meldung allein zu empfangen.

„Sire, ce sont les Prussiens!"

Gedankenvoll erwiderte der Kaiser: „Ich ahnte es."

Dann aber richtete er sich auf, wandte sich zu der großen

Versammlung seines Stabes zurück und rief, mit erhobener Stirne sich umsehend: „Voici Messieurs, Grouchy qui nous arrive!“

Was er wohl dachte, als er diese gewaltige Lüge aussprach? Er spielte eben va banque; er wollte die Armee täuschen; sie sollte den Anmarsch der Preußen erst erfahren, wenn sie die Engländer besiegt.

Damit ging es aber nicht so schnell. Brav und todesmutig rückten die Divisionen trotz des verheerenden Granat- und Kartätschfeuers der Verbündeten vor. Allein ebenso brav und todesmutig hielten letztere das mächtige Feuer der französischen Geschütze aus und erwarteten standhaft das Herankommen der Sturmsäulen der Franzosen. Am schwierigsten vollzog sich der Anmarsch der Division Douzelet zwischen der Chaussée und dem Pachthofe Smohain. Bei dieser Kolonne befand sich General d'Erlon selbst. Sie geriet nach und nach in das Feuer von 6 hinter Hecken aufgestellten Bataillonen, ertrug aber auch dieses, erstieg trotz des nassen glatten Bodens den Abhang und drang auf die niederländische Division Perponcher ein. Deren Brigade Bylandt wurde vollständig geworfen. Nun stürmten durch diesen Erfolg aufgemuntert die Franzosen heftig hinter den Weichenden nach. Die englische Brigade Kempt warf sich ihnen entgegen. Aber auch sie wurde mit Ungestüm angegriffen, und bereits schien es, als ob auch sie erliegen sollte, da führte der General Picton zwei neue Bataillon heran, stürmte mit gefälltem Bajonett auf die Franzosen ein und gab der ganzen Linie der Verbündeten dadurch neuen Halt. Er selbst fand dabei den Heldentod, allein der Durchbruch der verbündeten Schlachtlinie ward verhütet. Als nun noch Lord Uxbridge den General Sir William Ponsonby mit einem schottischen, einem englischen und einem irischen Reiterregiment zur Attacke ansetzen und rücksichtslos einhauen ließ, da gerieten die Franzosen in Unordnung und mußten weichen. Den Schotten gelang es, eine feindliche Fahne zu erobern. Kaum sahen dies die englischen Reiter, so machten sie die heftigsten Anstrengungen und wirklich gelang es ihnen ebenfalls, ein Karree zu sprengen

und dessen Fahne zu erbeuten. Unter den fortwährenden Attacken dieser Kavallerie und verfolgt durch das mit neuer Heftigkeit aufgenommene Feuer der Verbündeten, zog sich die Division Douzelot zurück. Die irischen Reiter saßen ihr fortwährend auf dem Nacken, brachen schließlich zwischen den französischen Kolonnen durch, stürzten sich auf die große Batterie bei Belle-Alliance und machten die Bedienung von etwa 30 Geschützen nieder.

Damit war nicht nur der Sturm einer der französischen Divisionen vollständig abgewiesen worden, sondern der kühne und so erfolgreiche Reiterangriff erregte die größte Besorgnis Napoleons. Er ließ nun die Kavallerie-Division Milhaud vorrücken. Vom Platz aus stürzten sich zwei Kürassier-Brigaden und ein Lancier-Regiment auf die noch mit dem Wiedersammeln beschäftigten englischen Regimenter los. Vor solcher Übermacht mußten die tapferen Reiter weichen und übel genug zugerichtet kamen sie wieder bei den Ihrigen an. Auch deren Führer, General Ponsonby war getötet worden. Aber für den Erfolg des Tages war der große englische Reiterangriff, durch welchen der Durchbruch der Schlachtlinie der Verbündeten endgültig vereitelt wurde, nicht verloren. Die anderen französischen Divisionen waren ja nicht einmal soweit gekommen, wie die Division Douzelot. Die Division des Generals Durutte erstieg zwar den Höhenrand ebenfalls, zog sich aber, als sie die Division Douzelot weichen sah, auch zurück und geriet noch mit der Brigade des Prinzen von Weimar in ernste Kämpfe um die dem linken Flügel der Verbündeten vorliegenden Pachthöfe. Ganz ähnlich war es der Division Marcognet ergangen. Sie wurde nach verschiedenen Stürmen energisch abgewiesen.

Am günstigsten war noch der Kampf der Division Quiot verlaufen. Durch gewaltige Übermacht hatte dieselbe den Pachthof la Haye Sainte der deutschen Legion abgenommen und drang gegen die Mitte der Verbündeten vor. Wellington erkannte die drohende Gefahr und sandte das Bataillon Lüneburg dem Feinde entgegen. Es warf denselben auch aus dem Obstgarten von la Haye Sainte. Dann aber geriet es unter

die Fäuste der Kürassiere des Generals Kellermann und diese spielten ihm böse mit. Die schneidigen Reiter stürzten sich hierauf gegen die 4 anderen Bataillone der hannover'schen Brigade Kielmannsegge und hätten dieselben wohl auch arg zugerichtet, wären letzteren nicht rechtzeitig die englischen Gardereiter des Lords Sommerset zu Hilfe gekommen. Nun entstanden noch verschiedene Kämpfe, in denen sich die französischen Kürassiere Kellermanns wiederholt auszeichneten. Schließlich aber mußte auch diese Sturmkolonne weichen, weil sie nach dem Rückzuge der drei anderen von allen Seiten von den Verbündeten gefaßt und dann erdrückt werden konnte.

Während dieser Angriffe des Korps d'Erlon hatte sich das Korps von Reille vergebens bemüht, das Schloß von Hougomont und den Abhang hinter demselben zu nehmen. Etwa um 3 Uhr waren also die ersten großen Unternehmungen der Franzosen gegen die Stellung der Verbündeten gescheitert. Diese Kämpfe hatten ihnen 4000 Mann, 2 Fahnen und 15 Geschütze gekostet.

Aber die Zeit drängte. Mit furchtbarer Gewißheit sah Napoleon das im Osten und Nordosten drohende Verhängnis immer schrecklicher sich nahen. Verschiedene Aufklärungen, durch einen gefangenen preußischen freiwilligen Jäger und durch die jetzt fortwährend eintreffenden Meldungen der Kavallerie-Divisionen Domont und Subervic, welche zu spät zur Aufklärung in der Richtung auf Frichermont entsendet wurden, ließen nun für ihn selbst keinen Zweifel mehr übrig, daß es nicht Grouchy sei, der nahe, sondern die Preußen, und allmählich verbreitete sich die unheilvolle Nachricht auch bei der Armee.

Es war also keine Minute zu verlieren. Ein Rückzug hätte eine Niederlage durch die beiden feindlichen Armeen nur verzögert. Gelang es aber, die Engländer noch vor der Ankunft der Preußen über den Haufen zu werfen und dann letzteren mit aller Macht entgegenzutreten, so war noch nichts verloren, so konnte immer noch ein glänzender Sieg die freilich dann fast übermenschlichen Anstrengungen seiner tapferen Truppen belohnen.

Jetzt stand die englisch-deutsch-niederländische Schlacht-

ordnung noch unerschüttert. Allein Napoleon hatte ja noch das ganze Korps von Lobau und seine Garden in Reserve. Etwa um 5 Uhr konnten die Preußen in den Kampf eingreifen. Also mußten vor 5 Uhr die Verbündeten geworfen sein.

Dichter, infolge der feuchten Witterung und der Nässe des Bodens auf der Erde liegen bleibender Pulverdampf bedeckte das ganze Schlachtfeld. Er verbarg nicht nur die schaurigen Szenen des Elendes, das der grausige Kampf mit sich brachte, sondern er gestattete Napoleon auch, seine Armee zu einem zweiten gewaltigen Ansturm auf die Stellung Wellingtons zu ordnen, ohne daß es der englische Feldherr sofort gewahr wurde.

Letzterer hatte bis jetzt Gelegenheit genug gehabt, das Fehlerhafte der Verteilung seiner Streitkräfte zu erkennen. Wenn jetzt die nach Hal entsendeten Truppen hier hinter seiner Mitte ständen! Dann könnte man mit größerer Ruhe den neuen, bald genug erkennbaren Angriffsmaßregeln der Franzosen entgegensehen. Der Befehl, sie herbeizuführen, war freilich abgeschickt worden; aber der Herzog wußte nur zu gut, sie konnten nicht kommen.

Wenn ihn nun gar Blücher so im Stiche ließ, wie er selbst jenen zwei Tage vorher bei Ligny im Stiche gelassen hatte! Das wäre fürchterlich! Aber es konnte nicht sein. Wenn Blücher sein Wort gibt, so hält er es auch. Und in der That hatte Wellington schon wiederholt Nachrichten empfangen über den Anmarsch der Preußen. „Ja, ja, um 5 Uhr können sie eingreifen. Also nur um jeden Preis aushalten, bis die Preußen kommen.“

Solche Gedanken mochten den englischen Feldherrn wohl erfaßt haben, allein seine Miene verriet nichts davon. Keine Muskel zuckte, kalt und überlegt traf er alle Anstalten und seinen Leuten ließ er immer wieder durch die Generale und Offiziere bekannt geben, keiner dürfe von der Stelle weichen, sie müßten auf ihren Posten aushalten. So sprach der eiserne Herzog und so führten es auch seine tapferen Engländer, Deutsche und Niederländer aus.

Kurz nach 4 Uhr vernahmen dieselben allenthalben unter der weiten Pulverdampfwolke, die wie ein See über der Mulde

lag, den Sturmmarsch der Trommeln, das „en avant“ der Führer und das Geschrei, mit dem die Truppen die Zurufe ihrer Offiziere erwiderten. Deutlich klang es heraus: „Malheur aux Anglais! À la bajonnette! Pas de quartier!“ Letztere Worte waren ein damals bei den Franzosen gebräuchlicher Soldatenausdruck und bedeuteten: „Keine Gnade!“

Allmählich unterschieden sich die vorausgeschickten Plänkler von den massigen Sturmkolonnen, beide kamen näher, das beiderseitige Artilleriefeuer steigerte sich zum höchsten Maße, der Marschall Ney schien sich zu verdreifachen. Bei allen Truppen ritt er umher, hier munterte er auf, dort tadelte er, bei anderen lobte er und versprach reichen Lohn, weder der für Reiter gefährliche Boden noch der Tod verbreitende Kugelregen hielt ihn auf, vier Pferde wurden ihm nacheinander unter dem Leibe erschossen, er bestieg jedesmal kaltblütig ein neues, sein Degen ward ihm dicht über dem Griff abgeschossen, aber all dies kümmerte ihn nicht, er zeigte und bewährte sich als ein Held. Freilich wußte er, daß mit dem Verluste dieser Schlacht sein Kaiser endgültig gestürzt war und mit Napoleon auch seine Paladine, als einer der ersten er selbst.

Brausend, tosend wie ein Orkan, wälzten sich die französischen Massen gegen die deutsch-englischen Felsen auf der Höhe vor. Schon hatte der Angriff auf la Haye Sainte wieder begonnen, die Divisionen d'Erlons schienen Erfolg zu haben, erleichtert atmete der Kaiser auf, durch das Einsetzen der Reserven konnten jetzt die Verbündeten geworfen werden. Da sprengt General Domont an und meldet: „Sire, aus dem Walde von Frichermont bricht ein preußisches Korps hervor. Es macht den Eindruck, als ob es 20—30,000 Mann stark wäre!“

Das war der gefürchtete entsetzliche Schlag. Der gewaltige Mann neigte einen Augenblick das Haupt und seufzte tief auf. Aber im Nu hatte er sich scheinbar wieder gefaßt, sein Gesicht zeigte wieder die sichere Miene wie immer. Fest und bestimmt klang seine Stimme, als er sprach: „Das Korps von Lobau rückt sofort nach rechts ab und wirft sich in Verbindung mit

den Kavallerie-Divisionen Domont und Subervic den Preußen entgegen.“

Der General jagte zu seinen Regimentern, Adjutanten sprengten zum Korps Lobau, der Kaiser beobachtete wieder ruhig, als wäre nichts geschehen, den Fortgang des Sturmes seines Marschalls.

Wie dieser, so erwiesen sich auch alle Generale und die ganze Armee tadellos tapfer und todesmutig. Jedermann fühlte, es handle sich um Sein und Nichtsein. Im Fall einer Niederlage war die eidbrüchige Armee verloren. Und wie gesagt, auch bei den Truppen hatte sich schon die Kunde vom Anrücken der Preußen verbreitet.

„Tant mieux! Nous les écraserons tous ensemble!“

Solcher Geist steckte in den Bataillonen, die hier gegen die Höhe von Mont St. Jean und die davor liegenden Pachthöfe anstürmten. Allein sie stießen auf Verteidiger, die ihrer würdig waren. Kein Mann dieser braven Engländer und Deutschen wich, keiner ließ sich durch das betäubende Angriffsgeschrei der Gegner einschüchtern. Scharf durchdrangen die Kommandos der Offiziere den Lärm, genau wie Maschinen führten die Leute die Befehle aus, und Salve auf Salve prasselte den Sturmkolonnen entgegen. Freilich schmetterte unaufhörlich welsches Eisen, aus jenen zahlreichen Geschützen, die seitlich Belle Alliance standen, in ihre Glieder und riß ganze Reihen nieder. Aber Wellington hatte den letzten Infanteristen, der in der Eile aufzutreiben war, herangeführt, und vergeblich mühten sich Neys Bataillone, diesen lebenden Wall von Kämpfern einzureißen.

„Adjutant, reiten Sie zurück zum Kaiser. Ohne Unterstützung kann ich die Höhe nicht behaupten; meine Kolonnen zergehen in diesem Feuer wie Schnee in der Märzsonne. Mit einer neuen Division Infanterie aber will ich diese Engländer alle über den Haufen werfen!“

Der Offizier jagt davon und meldet. Der Kaiser hat nur noch seine 24 Bataillone Garden zur Hand. Soll er sie dransetzen? Vielleicht die Hälfte? Aber die Preußen! Schon dröhnt im Osten deren Geschützfeuer!

Da ergreift den großen Schlachtenmeister ein Augenblick der Schwäche. Der Mann der kühnsten Entschlüsse scheut sich, seine letzte Infanterie aus der Hand zu geben, führt eine halbe Maßregel aus und befiehlt, daß nur die Kürassierdivision Milhaud und die leichte Gardekavalleriedivision Lefebvre-Desnouettes dem Marschall Ney zu Hilfe eilen sollten, während er die Garde-Infanterie noch zurückhält aus Furcht vor den Preußen.

Damit hat er selbst sein Verhängnis bestimmt, Wellington ist gerettet, der Verlust der Schlacht gewiß.

Die Reiter der beiden Generale setzten sich mit gleichem Mute wie vorher die Infanterie von Reille und d'Erlon in Marsch. Es war ein prachtvoller Anblick. Endlich brach die Sonne durch und warf ihre Strahlen über die englisch-deutschen Linien hinweg und rechts seitwärts derselben vorbei auf diese glänzende, glitzernde Masse von 5000 Reitern. Ney selbst stellte sich an ihre Spitze, und nun ging's los. Mühsam nur kamen aber auf dem schlüpfrigen, nassen, glatten und weichen Boden die Pferde vorwärts. Jetzt begann die Artillerie der Verbündeten wieder ihre grausige Arbeit und schleuderte Mengen von Eisen den Panzerreitern Milhauds und den Lanciers und Chasseurs Lefebvres entgegen. Diese kümmerten sich jedoch um nichts, was fiel, erklommen den Kamm der Höhe und stürzten sich dann mit weithin schallendem „Vive l'empereur" auf die stumm sie erwartenden Karrees. Keines wankte, keines wich. Schweigsam hörten sie auf die beruhigenden Zurufe ihrer Offiziere, dann auf deren Kommandos, nun legten sie an, ein furchtbares Blitzen, ein entsetzliches Krachen, und vernichtend schmetterte die Salve in die gedrängten Massen der Angreifer. Aber auch diese ließen nicht nach. Stürzten die Vordermänner, so setzten die hinteren über sie hinweg und jagten auf die Karrees los, ehe diese zum zweitenmal feuern konnten. Manches der letzteren erlitt schwere Verluste, manche Ecke wurde abgesprengt und der Kampf schien unentschieden. Da schickte im richtigen Augenblick Wellington die wieder gesammelte Garde-Reiter-Brigade Sommerset, die holländisch-belgische Brigade Trip-

Karabiniers und die englisch-deutsche leichte Dragoner-Brigade Dörnberg vor. Diese fielen von allen Seiten die im bisherigen Kampfe in Unordnung geratenen Kürassiere Milhauds und die Reiter Lefebvres an und verwickelten sie in ein für beide Teile sehr verlustreiches Handgemenge. In dieses schoß die weiter hinten stehende englische Artillerie unbekümmert, ob sie Freund oder Feind traf, hinein und bald mußte Ney erkennen, daß seine Kavallerie-Regimenter hier erliegen müßten. Deshalb ließ er Sammeln blasen und führte die beiden Divisionen wieder in die Mulde zurück. Natürlich jagten die Reiter der Verbündeten hinterher. Unten angekommen, stellte sich aber Ney sofort wieder an die Spitze der schnell gesammelten Gardereiter-Division, die Trompeter bliesen zur Attacke und von neuem stürzten sich die Lanciers und Chasseurs unter kräftigem „Vive l'empereur“ auf ihren Feind. Nun wurde dieser geworfen, auf die Hochebene verfolgt, die französische Kavallerie stürzte sich zum zweitenmal auf die englisch-deutschen Karrees und nochmals wiederholte sich der Kampf von vorher. Allein auch jetzt erlagen die tapferen Angreifer den Salven der Infanterie des Verteidigers, dem rücksichtslos auf den Knäuel abgegebenen Kartätschfeuer der englischen Artillerie und den Hieben der ebenfalls von neuem vordringenden verbündeten Reiter.

Wiederholt kam es im Laufe dieses Kampfes vor, daß die französischen Reiter auf die Geschütze der Verbündeten ansprengten. Dann ließen die Artilleristen schleunigst ihre Kanonen im Stich, liefen in das nächste Karree, deckten sich dort und warteten, bis die Gefahr vorüber war. Waren die Reiter, welche die Kanonen weder beschädigen noch mitnehmen konnten, abgewiesen, so sprangen die Artilleristen wieder zu ihren Geschützen und feuerten von neuem.

Um 4¾ Uhr war der ganze Reiterangriff Neys gescheitert. Eine frische Infanterie-Division hätte, wie mit Gewißheit anzunehmen, die Sprengung der Linie und damit die Niederlage der Armee Wellingtons entschieden. Aber jetzt war sie nicht zur Stelle und damit der richtige Augenblick versäumt.

Die Infanterie der beiden Korps von Reille und d'Erlon machte wohl noch verschiedene Versuche, Erfolge zu erreichen, aber ohne ein durchschlagendes Ergebnis. Es gelang zwar den Divisionen Guyot, Marcognet und Donzelot, den Pachthof von la Haye Sainte zu erstürmen, auf dem Hange gegen Mont St. Jean kamen sie aber nicht vorwärts. Dagegen mühte sich das Korps von Reille vergebens ab, das Schloß Hougomont in seine Gewalt zu bekommen und die Division Durutte schlug sich um die Pachthöfe Papelotte und la Haye unter wechselndem Erfolge mit den Truppen des Prinzen Bernhard von Weimar herum.

Die beiden ersten großen Stöße gegen die Stellung der Verbündeten hatten es also nicht vermocht, sie über den Haufen zu werfen und zu überwältigen. Allein die Verluste auf ihrer Seite waren doch so bedeutend geworden, daß ein rechtzeitiger Stoß mit Infanterie-Reserven statt nur mit den Reitern Milhauds und Lefebvres die englischen Linien unbedingt gesprengt hätte. Zum größten Glücke Wellingtons erschien jedoch die Blüchersche Armee gerade in dem Zeitpunkte, in welchem die Entscheidung stattfinden mußte, und veranlaßte Napoleon, das Korps Lobau dem neuen Feind entgegenzuwerfen und die Garden für weitere zwingende Fälle noch zurückzuhalten. Als er sich später entschloß, doch noch einen Teil der letzteren auf die Engländer zu werfen, war es zu spät, denn es kamen vom rechten Flügel der Verbündeten 12 Bataillone Niederländer der Brigade Chassé und 4 englische Bataillone der Brigade Lambert sowie vom linken Flügel die Reiterbrigaden Vandaleur und Vivian hinter der gefährdeten Mitte an. Damit war die größte Gefahr für dieselbe verschwunden! Man kann also sagen, daß die Preußen schon von ihrem ersten Erscheinen auf der Höhe von St. Lambert die Schlacht zu Gunsten der Verbündeten entschieden hatten. Als sie vollends thatkräftig eingriffen, war die Vernichtung der Armee Napoleons besiegelt.

XI.

Das Eingreifen der Preußen und die Verfolgung.

Während die kaiserliche Armee sich vergeblich abmühte, die zähe Verteidigung der Verbündeten zu überwältigen, hatten Blüchers Preußen außerordentliche Anstrengungen gemacht, ihren Bundesgenossen Hilfe zu bringen. Die Nacht im Biwak um Wawre war wirklich nicht dazu angethan gewesen, den Truppen große Erholung nach dem Rückzuge von Ligny zu gewähren. Im strömenden Regen, ohne Strohunterlage, auf freiem Felde, noch dazu auf Ackerboden, schläft es sich ganz erbärmlich. Dazu kam, daß die Verpflegung äußerst bescheiden ausfiel, denn das Land bot wenig und die Lebensmittelwagen fuhren, niemand wußte wo, im Lande herum. Dagegen waren die Munitionskolonnen angekommen und jeder Mann hatte sich reichlich mit Patronen versehen.

Trotz des Mangels an Ruhe und Nahrung befahl Blücher, daß das Korps von Bülow bei Tagesanbruch aufbrechen, die Korps von Pirch I. und Zieten unmittelbar folgen und nur Thielmanns Korps bei Wawre gegen Marschall Grouchy, der nun doch endlich die Spuren der Preußen gefunden hatte und nachfolgte, stehen bleiben solle.

Pünktlich brachen die drei Korps aus ihren Biwaks auf. Als Andenken an dasselbe nahmen die Leute wahre Lehmpanzer mit, welche sich durch das Liegen im Schmutze auf den Uniformen gebildet hatten. Heute war es gleichgültig, auf den Rock sah niemand, nur auf den Mann, ob er gut aushalte, und auf sein Gewehr, ob es in brauchbarem Stande sei. Der Marsch wurde gleich anfangs durch einen zufällig in Wawre entstandenen Brand aufgehalten. Bedenklicher war das Eintreffen der Spitzen der 35,000 Mann starken Armee des Marschalls Grouchy vor Wawre, also im Rücken der abmarschierenden Preußen, von denen das Korps von Pirch I. bereits in lebhafte Gefechte verwickelt und in seinem Vormarsch aufgehalten

wurde. Da aber von St. Jean herüber der Kanonendonner immer gewaltiger mahnte, und wiederholte dringende Bitten Wellingtons um Hilfe einliefen, so hielt dies den Vormarsch nicht auf, sondern Führer und Soldaten verdoppelten den Hindernissen zum Trotz nur um so mehr ihre Anstrengungen, und verließen sich auf das schwache Korps Thielmann, daß es Grouchy schon aufhalten werde. Und so war es auch.

Das Befinden des alten Feldmarschalls war ein ziemlich schlechtes. Insbesondere schmerzte ihn die geschwollene rechte Seite. Dr. Bieske half so gut es ging. Nun drängte es Blücher, zu Pferde zu steigen und den Truppen zu folgen. Der Doktor wollte ihn noch vorher mit Salben einreiben, um ihm das Reiten zu erleichtern. Das dauerte dem Marschall zu lange.

„Ach was, Doktor, wozu das Schmieren? Laßt's man gut sein! Ob ich heut balsamiert oder unbalsamiert in die andre Welt gehe, das kommt auf eins raus, Gott straf mir!"

Mit einigen „Uff, uff", welche ihm doch die Schmerzen auspreßten, stieg der Alte nun in den Sattel. Kaum fühlte er das Pferd unter sich, so kam seine gute Laune im Nu wieder, denn er erkannte, daß es mit dem Reiten schon gehen werde. Die Aussicht auf die kommende Schlacht und die feste Hoffnung auf einen entscheidenden Sieg, ließen ihm heute alles in rosigem Lichte erscheinen. Ein Offizier machte ihn auf den fortwährenden Regen aufmerksam.

„Schad't nicht! Ist unser guter, alter Alliierter von der Katzbach!"

„Aber, Exzellenz, die Gewehre sind in trostlosem Zustande und werden gar nicht losgehen."

„Thut auch nichts, Schwerenoth! Gehen die Schießprügel nicht los, so kehrt man sie um und schlägt mit den Kolben zu, probatum est."

Die Wege waren so schlecht, wie nur denkbar, der Boden vollständig durchweicht, Wald und Gebüsch zwang oft zum Abbrechen der Sektionen in Reihen.

„Quer das, sackermentisch quer! Aber müssen durch und

wenn's durch den Rachen des leibhaftigen Satans wäre. Vorwärts!"

So rief der greise Blücher den müde werdenden Leuten zu, während sie mit aller Anstrengung durch den Schmutz wateten.

Der Kanonendonner erscholl näher und stärker. Offiziere brachten Meldungen über die Mächtigkeit der französischen Vorstöße. Blücher in großer Sorge, sein gegebenes Wort nicht einzulösen, rief immer wieder sein: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" Wo es stockte, wo die größten Schwierigkeiten auftraten, war er an Ort und Stelle, munterte auf, traf Anordnungen, lobte, schimpfte, fluchte, kurz, ließ kein Mittel unversucht, den Marsch zu beschleunigen. Bei dem Engnis von St. Lambert schien alle Mühe vergebens. Hier war es, wo vielen der seit 48 Stunden abgehetzten, todmüden, durchnäßten und hungernden Soldaten der Mut nachließ, und es klang murrend aus den Reihen heraus: „Es geht nicht mehr. Was nicht sein kann, kann nicht sein."

Das hörte der greise Held, stieg trotz seiner Schmerzen vom Pferde, mühte sich durch den Schmutz und rief hell und zündend den Saumseligen zu: „Ich sag's, 's muß gehen, Kinder, tausend Schock Donnerwetter! Hört ihr wohl, wie die Kanonen da drüben nach uns schreien? Und jetzt, da wir den Millionenhund von Bonaparte so hübsch in der Klemme haben, jetzt, da wir ihm — Gott straf mir — den Garaus machen können, sollen wir uns durch das Bischen Dreck da aufhalten lassen? Oder sollen die Engländer sagen dürfen: Wir haben die Franzosen besiegt, wir allein? Wäre das doch 'ne zu große Schmach für uns, wißt ihr? Müssen auch die Scharte von vorgestern auswetzen, müssen, 's geht nicht anders; muß ausgewetzt werden, die Scharte — muß sie nicht? Und ich hab' dem Wellington versprochen, rechtzeitig zu kommen. Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll? Ihr wollt mich doch nicht zu einem Hundsfott machen?"

Stumm hatten die Leute ihrem erzürnten Feldherrn zugehört und den in seinem Zorne so schönen Greis bewundert.

Kaum schwieg er, so rief es als Antwort aus der Kolonne: „Ne, det wullen wir nich! Vivat de old Blüchert!“

Und nun rafften sie sich auf und vorwärts ging es wieder vorwärts gegen die rechte Flanke und den Rücken des Feindes.

Je weiter man sich dem Schlachtfelde näherte, desto mehr mußte man darüber erstaunen, daß Napoleon keinerlei Maßregeln getroffen, das Anrücken der Preußen aufzuhalten. Oberst von Pfuël und Major von Lützow vom Generalstabe, sowie Graf Nostitz sprengten vor, um zu rekognoszieren. Bis zum Walde von Frischermont kein Feind. Nun galoppierte Blücher selbst voraus. Von der Höhe aus verfolgte er um 4 Uhr den ganzen furchtbaren Angriff des Marschalls Ney. Man sah, welche Anstrengungen die Franzosen machten, die Verbündeten noch vor dem Eingreifen der Preußen zu werfen. Man erkannte aber auch, wie erschüttert die Linien Wellingtons waren; jeden Augenblick konnten sie durchbrochen werden. Da war Gefahr im Verzug. Aber auch mit dem äußersten Aufgebot von Mühe gelang es nur allmählich die preußischen Korps aus den Engpässen herauszubringen und in Schlachtordnung zu entwickeln. Deshalb befahl Blücher einstweilen, wenn auch aus großer Entfernung, die französische Reiterei (die Division Domont) zu beschießen, um den beiden Gegnern die Ankunft des neuen Kämpen anzuzeigen. 16 preußische Geschütze eröffneten das Feuer. Endlich war das preußische Korps Bülow bereit, den Kampf zu beginnen; das französische Korps Lobau hatte sich teils nach Planchenoit geworfen, teils befand es sich im Anmarsch; die beiden Reiterdivisionen waren zurückgezogen worden. Als Marschrichtung hatte Blücher dem Korps das von den Franzosen besetzte Dorf Planchenoit bezeichnet, der linke Flügel Bülows, die Avantgarden-Brigade des Obersten Hiller von Gärtringen, ging direkt darauf los. Der Feldmarschall sah den Oberst, deutete auf ihn und rief zu seinem Generalstabschef: „Was meinen Sie, Gneisenau? Sollen wir ihn loslassen?“ Dieser stimmte bei, ein Adjutant brachte dem Obersten den Auftrag, und die schlesischen Landwehrleute drangen vor. Zugleich schickte Blücher an Bülow aber den Befehl, mit seinem

ganzen Korps im Vormarsch zu bleiben und alles aus dem Weg zu räumen, was sich ihm entgegenstellte. Dabei bewies sich Blücher wieder als der in der Schlacht jeden auch zukünftigen Vorteil überlegende Führer. Er befahl nämlich, daß die hinteren Truppen nicht zu beiden Seiten, sondern nur auf dem linken Flügel der vorderen angereiht würden. Dadurch schob sich die preußische Schlachtlinie immer mehr hinter den Rücken der französischen und stand also schließlich direkt auf der Rückzugslinie des Feindes. Dieser Maßnahme sind die späteren so außerordentlichen Erfolge zu verdanken.

Durch das Auftreten der Preußen war die Lage Napoleons eine ungemein gefährliche geworden. Die ganze Tragweite der Gefahr erkannte er aber noch nicht, da er noch immer hoffte, es nur mit dem Korps von Bülow zu thun zu haben. Von der Anwesenheit seines Todfeindes Blücher hatte er noch keine Ahnung. Ihm erschien der Kampf gegen die Verbündeten nicht ungünstig, denn auf dem linken französischen Flügel war allmählich die ganze Umgegend von Hougomont in die Hände der Truppen des General Reille gefallen. Nur das Schloß selbst hielt sich noch, aber als brennender Trümmerhaufe. Auf seinem rechten Flügel hatte die Division Durutte endlich die Nassauer aus den Pachthöfen Papelotte und la Haye vertrieben. Ferner glaubte der schlachterfahrene Kaiser mit Gewißheit zu erkennen, daß ein neuer, mit vollster Energie geführter Stoß nun die bereits erschütterte englische Mitte durchbrechen müsse. Mit vermehrter Heftigkeit schlug das französische Artilleriefeuer in die Reihen der auf dem jenseitigen Höhenkamm stehenden Verbündeten. Aber sie wichen nicht. Eine scharf erkennbare rote Linie aus Leichen der gefallenen rot uniformierten englischen und verbündeten Soldaten bezeichnete die Stellung ihrer Infanterie. Dahinter aber hielten die Überlebenden aus, trotz Granaten und Kartätschen.

Mit schmerzlicher Ungeduld bemerkte der französische Kaiser diese unerwartete Tapferkeit seiner Gegner.

„Werden sie uns denn nicht bald den Rücken kehren?“

Marschall Soult hörte die Frage Napoleons. Er kannte

die Zähigkeit Wellingtons aus eigener Erfahrung durch die Kriege in Spanien, und antwortete: „Ich fürchte, sie lassen sich eher zusammenhauen.“ Der Augenschein bestätigte seine Worte. Die Verbündeten wankten und wichen nicht, trotz aller Anstrengungen der französischen Artillerie. Man erkannte jetzt deutlich, Wellington wartete auf einen Erfolg der unaufhörlich nach der rechten Flanke der Franzosen zu vordringenden Preußen. Nunmehr sah Napoleon ein, daß es die allerhöchste Zeit sei, um endlich diese unglaublich hartnäckigen Verteidiger zu zersprengen, ehe ihm der neue Feind zu gewaltig auf den Hals kam. Zugleich aber wuchs seine Besorgnis, weil immer noch neue preußische Massen, viel mehr als er bei Bülow vermutet, zwischen den Waldstücken bei Frischermont auftauchten und sich gegen Planchenoit in Bewegung setzten. Deshalb schwankte er nicht nur und wagte noch immer nicht, seine letzte Infanterie, die Garden aus der Hand zu geben. Aber er hatte ja noch die beiden Kürassier-Divisionen des Kavalleriekorps von Kellermann! Ja, ein nochmaliger Reiterangriff mit neuen Truppen sollte, mußte die Überwältigung der feindlichen Mitte erzwingen!

Der unermüdliche Marschall Ney, der auch noch, freilich sehr gegen den Wunsch Napoleons, die schwere Gardereiterdivision zu sich befohlen hatte, stellte sich denn zum zweitenmale an die Spitze eines großen Reiterangriffs und trabte von neuem mit 4000 Pferden, nunmehr der letzten Kavallerie der Armee, gegen die feuerspeiende Höhe von Mont St. Jean an.

Zu spät Marschall, auch deine Löwentapferkeit hält das hereinbrechende Geschick nicht mehr auf! Bereits waren ja die 12 Bataillone der niederländischen Brigade Chassé aus Braine l'Alleud hinter der Mitte der Verbündeten angekommen und zugleich konnte nun Wellington, des preußischen Eingreifens sicher, seine letzte Reserve, 4 Bataillone der Brigade Lambert, in die Linie einrücken lassen!

Da kam sie zum zweitenmal angaloppiert, die glitzernde, glänzende, leuchtende Masse von braven todesmutigen Panzer-

reitern, bereit, für ihre soldatische Ehre die äußersten Anstrengungen zu versuchen, aber ihre Gegner waren nicht minder bereit zum äußersten Ausharren und Widerstand. Wirklich gelang es ihnen diesmal, ein britisches und ein hannöversches Bataillon vollständig niederzuhauen. Die anderen Bataillone aber, besonders die 11mal angegriffene Brigade von Sir Colin Halkett, hielten stand. Nun wogte einer der langwierigsten, ernstesten und blutigsten Kämpfe von Reiterei gegen Infanterie, die jemals geführt worden sind, über eine Stunde hin und her. Bald war die Ordnung der Kellermann'schen Kürassiere gänzlich verloren, aber schwadronsweise, ja in kleinen Trupps und sogar einzeln stürzten sie sich wieder auf ihre nicht einen Fuß breit weichenden Gegner. In diesem Ringen zeigten sich so recht das Ungestüm des französischen Angriffs und die Hartnäckigkeit und Zähigkeit der deutschen und britischen Verteidigung. Auf beiden Seiten thaten die Offiziere ihr Möglichstes. Nach und nach aber wurden die französischen Reiter und vor allem ihre Pferde durch das endlose Herumtummeln so erschöpft, daß sie einfach nicht mehr ansprengen konnten. So mußten sie zurück, wollten sie sich nicht ohne Gegenwehr erschießen lassen. Nach diesem Reiterangriffe versuchte in Ermangelung anderer Hilfe zunächst die französiche Artillerie einen Vorstoß, indem sie ganz nahe an die Linie der verbündeten Infanterie heranfuhr und trotz des heftigen Feuers der englischen Geschütze Tod und Verderben in die schon so sehr mitgenommenen Bataillone schleuderte. Unter dem Schutze dieses Artillerieangriffs rückte, was von den Korps von Reille und d'Erlon noch sturmfähig war, zum drittenmale mit Trommelschlag vorwärts. Aber wieder hielten die Linien der Verbündeten und wiesen durch ihr Feuer auch diesen letzten, freilich nur matt geführten Stoß der seit vielen Stunden in ununterbrochenen Angriff stehenden Bataillone ab.

Auch die Verbündeten aber hatten riesige Verluste erlitten. Über 18,000 Tote und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, mehr noch waren teils mit dem Zurückbringen letzterer beschäftigt, teils aber auch, an einem Erfolge verzweifelnd, ent=

flohen. Ist doch das ganze Regiment Cumberland-Husaren mit seinem Oberst bis Brüssel davongeritten und verbreitete dort die Nachricht von einer Niederlage des Herzogs von Wellington. Am eiligsten hatten es die Bourbons. Der Prinz von Condé riß bis Mecheln aus, der Graf von Artois bis fast Antwerpen. In Wahrheit war die Schlachtlinie der Verbündeten auf das äußerste mitgenommen. Von den fast 68,000 Mann, mit welchen die Schlacht eröffnet worden war, standen gegen 5 Uhr nachmittags vielleicht noch 30,000 Mann in Reih und Glied, und auch diese waren in höchstem Grade ermattet und kampfesmüde. Wenn nun nicht bald Hilfe kam, war alles verloren, und Napoleon erfocht angesichts der Preußen einen glänzenden Sieg.

Der alte Blücher erfaßte heute wieder seine Aufgabe mit einer Großherzigkeit, die in der Geschichte ihres Gleichen sucht. Gerade als Oberst Hiller von Gärtringen zum Sturm auf Planchenoit und Bülow zum Angriff auf das Korps Lobau's ansetzen wollten, traf beim Feldmarschall die Nachricht ein, Grouchy habe mit Übermacht Wawre angegriffen und General Thielmann bitte um Verstärkung, um sich halten zu können. Blücher besann sich keinen Augenblick, sondern erwiderte kurz: „Thut nichts. Hier und vor uns liegt die Entscheidung, nicht rückwärts oder sonstwo, Gott straf mir! Der Thielmann soll sich seiner Haut wehren, so gut er kann, und der Bülow immer brav vorwärts auf Planchenoit. Hier müssen wir durch, und wenn alle Satanasse, die der Bonaparte im Leib hat, gegen uns losgelassen wären.“

Das war eine Entscheidung, frei von kleinlicher Sorglichkeit und glückbringend für das große Ganze. Aber auch Blüchers Untergenerale dachten so wie er. Als das Korps des General Zieten, das rechts vom Korps Bülow im Anmarsch war, bald nicht nur den Kanonendonner vom Schlachtfelde von Belle Alliance, sondern auch den von Wawre, also vor und hinter sich, vernahm, begnügte sich der General, eine kleine Nachhut von der Brigade Henkel zurückzulassen, mit der Haupt-

masse aber marschierte er weiter dem Schlachtfeld von Belle Alliance zu und traf eben in der Nähe des linken Flügels der Verbündeten ein, als die Verhältnisse für letzteren sehr schlimm standen und die Not am größten war. Die Nassauer hatten die Pachthöfe vor ihrer Front verloren und waren im Begriffe zu weichen. Wellington schickte Mitteilung, daß wenn das Korps nicht bald direkte Hilfe bekäme, er den linken Flügel zurücknehmen müßte. So ließ denn General von Zieten gerade die Brigade Steinmetz zur Unterstützung der Nassauer vorgehen, als ein Befehl Blüchers eintraf, zur Verstärkung des Angriffs auf Planchenoit dem Korps von Bülow zu folgen und nach links abzurücken, welchem Befehl gemäß der Generalstabschef des Korps, Oberstleutnant von Reiche, sofort die Vorhut der Brigade Steinmetz nach links abschwenken ließ. Dies machte auf die so dringend einer Hilfe bedürftigen Nassauer den schlimmsten Eindruck. Da kam Zieten selbst an die Spitze. Schleunigst änderte er wieder die Anordnung Reiche's um, ließ trotz Blüchers Befehl die Brigade Steinmetz die rechte Flanke der Franzosen angreifen. Dadurch ermöglichte er, daß nicht nur der schwer erschütterte linke Flügel Wellingtons noch einmal stand hielt, sondern er vermochte sogar noch 2 Reiterbrigaden nach der bedrängten Mitte abzugeben, wo sie eine äußerst einflußreiche Verwendung fanden. Als Blücher von diesen selbständigen Anordnungen seines Untergenerals erfuhr, prüfte er den Fall und äußerte sich dann in hohem Grade zufrieden. Bei ihm galt der Grundsatz, es habe jeder Truppenführer stets nur das große Ganze im Auge zu behalten und dementsprechend auch zu handeln.

Die Fortschritte von Zietens Korps wurden von Augenblick zu Augenblick maßgebender. Dasselbe hatte sich vollständig in die Mitte zwischen die Korps d'Erlon und Lobau geschoben. Bald war jede Gefahr für den linken Flügel der Verbündeten verschwunden, und die völlige Aufrollung des rechten französischen Flügels, dem die preußischen Granaten in den Rücken sausten, war, wie sich deutlich bemerken ließ, nur noch eine Frage der Zeit.

Bei dem Vorrücken der Preußen ereignete sich hier übri=

gens ein Zwischenfall, den wir noch einschalten wollen. Aus la Haye kamen Scharen von Nassauern den Preußen in Auflösung entgegen. Diese hielten sie, der ähnlichen Uniform wegen, für Feinde und schossen darauf. Auf einmal sprengte deren kommandierender General, Prinz Bernhard von Weimar, heran und beschwerte sich hierüber heftig bei Zieten. Letzterer kannte den Prinzen nicht und erwiderte kalt: „Mein Freund, dafür kann ich nicht. Warum sehen Ihre Leute wie Franzosen aus?“

Unterdessen hatten die Preußen der Brigade Hiller das bereits im Rücken der französischen Aufstellung gelegene Dorf Planchenoit im ersten Anlauf genommen und daselbst 3 Geschütze erobert; zwar mußten sie es vor den französischen Unterstützungen wieder räumen, sie eroberten es aber zum zweitenmal und somit befand sich bereits der wichtigste Punkt hinter dem rechten Flügel der Franzosen in preußischen Händen. Das war etwa um $6^1/_2$ Uhr.

Für Napoleon war nun überhaupt der Zeitpunkt gekommen, wo er sich entscheiden mußte, ob er die letzten Reserven, die Garden, auch einsetzen und sozusagen in der elften Stunde noch den Sieg anstreben oder ob er darauf verzichten und unter dem Schutze der Reserve den Rückzug antreten wolle. Er wählte das erstere und damit beschleunigte er nur sein Ende. Verhindert hätte er es durch einen schnellen Rückzug um diese Stunde auch nicht mehr, denn seine Armee war zu sehr zerrüttet, um sich noch geordnet den Händen der Preußen entwinden zu können. Seine nächste Sorge bestand darin, Planchenoit wieder in seine Gewalt zu bekommen. Allein dies konnte ihm nur dann etwas nutzen, wenn es ihm zugleich gelang, die Engländer vor sich noch zu werfen. Deshalb beschloß er, die beiden Unternehmungen zugleich zu versuchen, entsandte 12 Gardebataillone unter General Duhesme noch gegen die Preußen und setzte sich mit den anderen 12 gegen die Verbündeten in Bewegung. Ein Entschluß, dem der Stempel der Verzweiflung aufgeprägt war. Napoleon mußte sich klar sein, daß ein Mißlingen der nun eingeleiteten letzten Unternehmungen nicht nur die Niederlage,

sondern die Vernichtung seiner Armee und also seinen vollständigen Untergang zur Folge haben werde. Allein er wagte den gewaltigen Wurf und — verlor.

Mit großem Ungestüm und ausdauerndem Nachdruck stürmten unter lautem Schlachtgeschrei die Garden der Generale Duhesme und Morand auf Planchenoit los. Ihre Übermacht war zu groß, die Brigade Hiller wurde geworfen. Preußischerseits wollte man nun das Herankommen des Korps von Pirch I. abwarten, um mit umso größerer Sicherheit das Dorf nehmen und gegen die Rückzugslinie der Franzosen vorgehen zu können. Es war eine äußerst kluge Maßregel, die sich erst später noch recht belohnte. Denn hätte man, im günstigsten Fall, den Gegner durch einen zweiten Angriff auch wieder verdrängt, so wären die preußischen Reserven doch noch zu weit zurück gewesen, um eine energische Verfolgung ausführen zu können. So aber wurden die Franzosen durch ein in die Länge gezogenes Gefecht festgehalten, bis Kräfte genug angekommen waren, um sie schließlich ganz zu vernichten.

Was mögen um diese Stunde für Bilder dem Geiste Napoleons vorgeschwebt haben!

„Die Preußen in Planchenoit, ehe die Engländer geworfen sind! — Dann erdrücken sie mich von rückwärts und es ist alles, alles aus!"

Der Gedanke war fürchterlich, so wirkungsvoll, daß der Kaiser von den 12 Bataillonen, die er noch bei sich hatte, nochmals 2 weitere nach dem bedrohten Dorfe und ferner 2 in das Gelände zwischen Belle Alliance und Planchenoit entsendete, um dem dortigen Kampf mehr Kraft zu verleihen."

„Wenn ich aber diese Engländer durchstoße, wenn ich hierauf meine ganze Schlachtlinie zwischen Belle Alliance und Mont St. Jean gegen die Preußen entwickeln kann! Dann ist nichts verloren. Neuer Siegesmut belebt meine Tapferen und wieder haben die Wölfe des Löwen Tatzen gefühlt. Also ich muß sie werfen, ich muß, ich muß!"

Jetzt richtete er wieder seine ganze Aufmerksamkeit auf die Schlacht. Es galt die wenigen Häuflein, an deren Erfolg

das Schicksal des Tages, des Feldzuges, des Kaisertums hing, zu höchster Tapferkeit zu entflammen. Und das verstand der große Schlachtenmeister vorzüglich. Es waren seine kriegserfahrenen, seine kampfergrauten Veteranen, die alten Garden, zu denen er nun sprach.

„Denkt an Jena, an Austerlitz, an Smolensk, an Dresden, meine Braven! Frankreich, die Welt sieht auf Euch. Es gibt keinen Feind, den ihr nicht besiegen könnt. Grouchy greift die Preußen in ihrem Rücken an. Alles steht gut, wenn wir die erschütterte, ermattete Linie der Engländer geworfen. Seht hin, wie wenige noch Stand halten. Wenn sie die Bärenmützen der alten Garden Frankreichs sehen, zittern sie schon. Wenn Ihr Euch auf sie stürzt, so sind sie geschlagen."

Und der Ton, mit dem der kleine Mann dies rief! Und seine Augen! Die funkelten wie Fixsterne um Mitternacht! Das zündete, das begeisterte, das belebte und jeder Mann der alten, stolzen Regimenter schwur sich zu siegen oder zu sterben. Brausend, tosend erscholl es als Antwort tausendfach: „Vive l'empereur! Vive l'empereur!"

Was von den bisher im Kampfe gestandenen Truppen noch überhaupt marschieren konnte, raffte die letzte Kraft zusammen und schloß sich den Garden an. Von allen Seiten eilten Generale herbei und stellten sich an die Spitzen der Bataillone. So Ney, der sich heute wirklich als der Bravste der Braven erwies. Er kam zu Fuß. Auch sein fünftes Pferd war ihm unter dem Leib erschossen worden. So Friant, Roguet, Michel u. s. w. Auch einige hundert Dragoner, Kürassiere, Chasseurs und andere Reiter fanden sich ein und schlossen sich an.

Alles wälzte sich vor gegen Mont St. Jean. Der Kaiser selbst stellte sich an die Spitze dieses letzten, von ihm selbst und von seiner Armee mit der Kraft der Verzweiflung ausgeführten Angriffes, und ritt bis la Haye Sainte mit.

Und die Verbündeten?

In dieser Stunde bewies Wellington, daß er seinen Namen „der eiserne Herzog" mit Recht erhalten hatte. „Die

Preußen oder die Nacht", — das war in den bangen letzten Stunden Wellingtons und seines Stabes Parole gewesen. Nun die Preußen in der Nähe waren, brachte ihn nichts mehr aus der Fassung. Im Nu raffte er die letzten 6 noch nicht zu sehr erschütterten Bataillone zusammen — die englischen Garden —, führte sie an den Rand der Höhe und ließ sie dort sich niederlegen. Man sah sie vom Abhang aus nicht. Die Braunschweiger wurden gegen la Haye Sainte vorgeschoben, die endlich von rechts angekommenen Reiterbrigaden Vandeleur und Vivian hinter der Mitte bereit gestellt. Bei der Artillerie, welche sich fast ganz verschossen hatte, war eine preußische Batterie angekommen, und auch diese unterstützte ausgezeichnet ihre verbündeten Kameraden.

Nachdem alles geordnet, stellte sich der Herzog mit seinem Stabe hinter der Mitte der Seinen gerade gegenüber der feindlichen Sturmkolonne auf.

„So, nun kommt!"

Und sie kamen. Vor der Macht des Stoßes wichen die Braunschweiger zurück. Von neuem erscholl das „en avant" der Generale, und wieder ging's vorwärts, die Höhe hinauf. Oben sieht man es. Der Stoß entscheidet alles.

Lord Hill steht neben Wellington. Er sagt zu diesem: „Mylord, Sie können fallen. Was sollen die Überlebenden dann thun? Welches sind Ihre Befehle?"

„Festhalten bis zum letzten Mann!", erwiderte der eiserne Herzog.

Die feindliche Garde rückt näher und näher. Schon hört man deutlich die Kommandos der Führer.

„Seht Ihr dort den kleinen Reitertrupp! Auf diesen en avant, en avant!"

Schweigend steigen die 3000 französischen Veteranen die Höhe herauf. Sie sparen den Atem zum letzten Einbruch. Oben herrscht am Rande Totenstille. Von hinten her heult das Geschützfeuer.

Plötzlich — wer kannte nicht Wellingtons scharfe, helle,

schneidende Stimme — schreit es über das weite Feld: „Up, Guards! Make ready and charge!“*) Da erhebt sich's vom Boden, in vier Gliedern, die vorderen kniend, die hinteren stehend, errichtet sich ein lebender Wall, Kommandos erschallen und mit vorzüglich abgegebenen Salven bereiten die 6 von den Franzosen bisher nicht bemerkten Bataillone dem Angreifer einen furchtbaren Empfang.

Die Spitze der Sturmkolonne stockt. Aber Ney springt mit gezogenem Degen vor. Sein en avant reißt wieder alles mit vor. Neue Salven schmettern d'rein, aber es geht immer noch vor. Wellington, Hill, der Prinz von Oranien sprengen hierhin, dorthin und ermahnen zum Halten. Der Herzog weiß auch seine Leute zu packen.

„Steht fest meine Jungen! Wenn wir hier geschlagen werden, was würde man in England von uns sagen!!“ Und sie stehen. Jeder Mann weiß, einen Schritt zurück und alles ist verloren.

Wieder schmettern neue Salven auf die armen Franzosen. Jetzt werden sie unruhig und deployieren ohne Kommando. Das ist ihr Verderben. Schon ruft es durcheinander: „Chargez! Refoulez! Pointez! Feu, feu!“

Die Ordnung läßt nach, ratsch sausen neue Salven in die Massen, nun stocken sie, sie kehren, sie weichen!

„Lâches, ne savez-vous donc plus mourir?“**) So schreit sie der Marschall Ney an. Umsonst! Immer wieder schmettern die englischen Salven auf sie ein, da lassen sie sich nicht mehr halten. Zuerst einzelne, dann mehrere, schließlich alle, die noch laufen können, fliehen entsetzt zurück, der letzte Angriff der Franzosen ist gescheitert.

Die Engländer aber, diese braven, tapfern, zähen Verteidiger, die in ihren Stellungen angewachsen schienen, erhalten jetzt neues Leben. Wellington erkannte richtig, daß er nun nicht

---

*) „Auf Garden! Macht euch bereit und schießet!“

**) „Feiglinge, wißt ihr nicht mehr wie man stirbt?“

mehr besorgen müsse, nochmals angegriffen zu werden, daß es sich jetzt um den Sieg, um den so heiß erkämpften Sieg handle und darum befiehlt er: „Vorwärts! Alles vorwärts!“ Aus den Angegriffenen werden nun die Angreifenden.

Während dieses Verzweiflungsangriffes der Franzosen nach vorn auf Mont St. Jean war bei den in ihrer Flanke und ihrem Rücken kämpfenden Preußen auch das Korps von Pirch I. angekommen. Nunmehr befahl Blücher den Gewaltangriff auf das von den Garden besetzte Planchenoit. Die Brigaden von Hiller, Ryssel, Tippelskirch und Krafft setzten sich in Bewegung. Die Truppen schienen ganz vergessen zu haben, daß sie einen Marsch, wie die Kriegsgeschichte nur wenige kennt, hinter sich, daß sie seit 48 Stunden fast nichts gegessen hatten. Von drei Seiten drangen sie mit unaufhörlichem Hurra gegen das Dorf vor; im ersten Anlauf stürmten sie die Eingänge, und nun entstand ein entsetzliches, mörderisches Ringen, Mann gegen Mann. Es war kein leichter Sieg, den die preußische Tapferkeit und Überzahl gegen den bewundernswürdigen Aufopferungsmut der französischen Garden hier erfochten. Erkannten doch letztere gar bald, daß der Verlust von Planchenoit gleichbedeutend mit dem Verluste ihrer ganzen Armee sei. Da beschlossen sie, auszuhalten bis zum letzten Mann und zu sterben, wenn sie nicht siegen könnten. Sie haben es gehalten. Die alte Garde umhüllte ihren Adler mit schwarzem Flor, und in seiner Verteidigung mußten sie alle erschlagen werden, denn keiner verlangte und keiner nahm Gnade. Immer mehr schmolz unter den Hieben der zu höchster Tapferkeit entflammten Preußen die Zahl der Verteidiger zusammen. Die Generale Duhesme und Barrois waren gefallen, ein Führer nach dem andern sank sterbend zu Boden, neue preußische Sturmkolonnen drangen in das Dorf, endlich erschollen neue brausende, mächtige Hurras und nun wurden die letzten Franzosen aus dem Orte geworfen, Planchenoit war erobert. Die preußischen Reiter jagten hinter den Weichenden nach und vermehrten deren Verwirrung.

Damit war der Entscheidungsschlag gefallen, denn nun=

mehr warfen Blüchers Preußen in raschem Siegeslauf die Trümmer des französischen Korps von Lobau in buntem Gemisch mit den Garden auf die von den Verbündeten abgewiesenen Teile der Armee Napoleons und dies bewirkte auch die völlige Auflösung der letzteren.

Der Kaiser stand noch bei la Haye Sainte. Jetzt sah er die Flucht der Seinen aus Planchenoit.

Da verlor der Mann aus Stahl, der große Schlachtenmeister selbst die Fassung. Bleich wie der Tod rief er entsetzt aus: „C'est fini!"

So war es auch.

Von allen Seiten begann die Flucht seiner Getreuen. Vergebens warf sich Ney denselben entgegen und schrie: „Hier, hier liegt die Unabhängigkeit des Vaterlandes, hier müssen wir bis zum letzten Mann aushalten!" Fast niemand hörte mehr auf ihn. Aber noch gab er nicht nach. Auf einem aufgefangenen Pferde, im bloßen Kopfe, den abgeschossenen Degenstumpf in der Hand bemerkte er einige hundert Mann, die General Durutte gesammelt hatte. Mit den Worten: „Kommt, Kameraden, folgt mir! Ich will euch zeigen, wie ein Marschall von Frankreich auf dem Schlachtfelde bleibt," führte er sie vor. Auch dies war vergebens. Die feindlichen Geschosse verschonten ihn und seine Leute flohen vor den nun ebenfalls unaufhaltsam vordringenden Verbündeten.

Unterdessen jagten die preußischen Reiter der Generale Prinz Wilhelm von Preußen und von Röder, 15 Regimenter, sowie die beiden Kavalleriebrigaden der Verbündeten unter den Generalen Vandeleur und Vivian (6 Regimenter) mitten in die wirren Massen der Franzosen hinein und hieben nieder, was sie erreichen konnten und was sich nicht gefangen gab. Mitten in diesem großen Durcheinander, vorgebeugt, starren Auges, saß auf seinem Schimmel Napoleon. Adjutant auf Adjutant kam gesprengt und meldete: „Alles verloren!" Der Kaiser rührte sich nicht; er war gebrochen. Plötzlich sah er preußische Reiter nahe bei sich. Er schickte noch seine Stabswache gegen sie, aber dieselbe wurde ebenfalls geworfen.

Ein General versuchte tröstende Worte.

„Trop tard, sauvons-nous!" Damit wandte er sein Roß und rettete sich vor den preußischen Husaren in eines der wenigen noch zusammenhaltenden Karrees der Garde. Als dieses die nächsten feindlichen Reiter abgewiesen, setzte er seine Flucht weiter fort nach Genappe. Die Dunkelheit rettete ihn vor den preußischen Reitern.

Bei der französischen Armee riß eine furchtbare Panik, eine vollkommene Verzweiflung, eine grenzenlose Verwirrung ein. Nur wenige Gardebataillone bewahrten noch einige Ordnung. In diese hatten sich Generäle und höhere Offiziere gerettet und suchten sie geschlossen zurückzuführen. Unaufhörlich stürmten die deutschen Reiter von Vandeleur und Vivian auf sie ein. Allmählich waren sie so bedrängt, daß sie erliegen mußten. Man rief ihnen wiederholt zu: „Ergebt euch, Grenadiere!" Aber stolz antworteten die alten Veteranen nur: „Merde!" und zeigten durch diesen drastischen Ausdruck, daß sie sich lieber niederhauen lassen als ergeben wollten. Hier war es auch, wo General Cambronne sein „La garde meurt et ne se rend pas" gerufen haben soll. Nun wurden auch diese Bataillone niedergeritten, zersprengt, erschlagen. Einzelne Offiziere und Soldaten erschossen sich selbst, um die Schmach der Gefangenschaft nicht zu erleben.

Als die Dunkelheit eingebrochen, waren von der ganzen Armee des Kaisers nicht ein Bataillon, nicht eine Schwadron mehr beisammen. In vollständigster Auflösung wälzten sich die wirren Massen derselben gegen Genappe zurück. Beide siegreiche Armeen hatten bei ihrem letzten gewaltigen Vorstoße die Richtung auf Belle Alliance eingehalten. In der Nähe dieses Gehöftes trafen sich auch ihre Feldherrn. Sie umarmten sich und wünschten sich gegenseitig Glück zu dem glänzenden, entscheidenden Siege. Lange Zeit zu thatenlosem Plaudern gab es aber nicht.

„Was nun?" meinte der englische Herzog.

„Den letzten Hauch von Mensch und Pferd aufbieten, um den Feind zu verfolgen," lautete die Blücher'sche Antwort.

„Ich bin nicht mehr dazu im stande. Ich muß notwendig meine Truppen in ihr Lager zurückführen, um die Disziplin wieder herzustellen und die Verpflegung zu ordnen.“

„Meine Preußen sind zwar auch übermüdet, aber trotzdem können sie noch. Ich werde die Verfolgung übernehmen.“

Die Ausführung derselben übergab der greise Feldmarschall seinem getreuen Generalstabschef, weil er selbst infolge der durch den Sturz hervorgerufenen Schmerzen es nicht mehr vermochte, persönlich alles anzuordnen.

Sofort ritt Gneisenau zum nächsten Kavallerie-Regiment.

„Wer kommandiert euch?“

„Ich, Graf Gröben.“

„Sind Sie es? Heute müssen wir zusammenbleiben und uns freuen. Vorher aber soll jeder Truppenteil seinen letzten Atem an die Verfolgung setzen.“

Dann ritt er zu den nächsten Infanterieabteilungen. Sie gehörten zu den Brigaden Hiller und Tippelskirch.

„Nach, über Genappe und Frasnes, solange ihr könnt!“

Er selbst ritt mit der Spitze, und diese Preußen, die heute morgen meinten: „es geht nicht mehr“, marschierten nun nach der furchtbar ermüdenden Schlacht immer weiter hinter dem geschlagenen Feinde drein.

In entsetzlich wirrem Strome wälzten sich die flüchtigen französischen Massen — einst eine Armee — durch die Nacht zurück. In Genappe hielt man. Auch der Kaiser ließ seinen Wagen in dem Städtchen halten. Unbarmherzig marternde Gedanken quälten sein Gehirn, die außerordentliche Erschöpfung machte sich geltend, er wollte hier einige Stunden rasten.

Ob er noch hoffte? Ob er noch immer ein Wiederaufraffen für möglich hielt? Wenn ja, so sollte er bitter an die rauhe Wirklichkeit gemahnt werden.

„Was ist dies?“

Trommelschlag, der Sturmmarsch der Preußen und jetzt „Hurra, hurra, hurra!“

Hillers und Tippelskirchs Brigaden waren es, voraus die Pommern des ersten Regiments.

Da ergriff die Tausende von armen Franzosen, die hier endlich Ruhe zu finden gehofft, neues Entsetzen. „Fort, fort gegen die Sambre, solange die Füße euch tragen!"

Tötlich erschrocken sprang der Kaiser aus seinem Wagen. Sein Degen blieb in demselben liegen. Er trat auf den Tritt. Dabei entfiel ihm der Hut. Auch der blieb liegen, niemand hatte Zeit, ihn aufzuheben. Barhaupt, ohne Degen schwang sich Napoleon auf das ihm bereit gehaltene Pferd und entfloh, von wenigen Getreuen gefolgt, gegen Quatrebras. Mit knapper Not entkam er der preußischen Gefangenschaft. Sein Wagen, Hut und Degen, seine silberne Feldausrüstung, der Krönungsmantel, viele Ordenssterne, sein Fernglas, zahlreiche Juwelen, der Kriegsschatz, Bücher, Proklamationen u. s. w. fielen in die Hände der glücklichen Verfolger.

Blücher, der den Truppen nachgeeilt war, blieb hier. Gneisenau aber rastete noch nicht. Freilich waren es nur wenige, die immer noch aushielten. Mit diesen aber drang der unaufhörlich anmunternde Generalstabschef weiter. Die Infanterie blieb auf der Straße, die Reiter folgten zur Seite. Schrecklich klangen den armen zu Tode gehetzten Franzosen der Sturmmarsch und die Signale dieser wie es schien unermüdlichen Preußen. Bei denselben hatte Hauptmann von Goszicki Tambours und Hornisten auf Pferde gesetzt und ließ sie so schlagend und blasend zur Seite der Chaussee dem Feinde folgen. In Quatrebras leisteten die Franzosen noch einigen Widerstand, um ihre Wagen zu retten. Goszicki mit ungefähr 200 schlesischen Landwehrmännern und pommerschen Füsilieren stürmte das Dorf. Wieder mußten die Unglücklichen fliehen und wieder erscholl hinter ihnen das entsetzliche „Ramm tamm, ramm tamm" der Preußen.

Noch einmal wehrten sich einzelne der abgehetzten Franzosen in Frasnes. Goszicki hatte noch 80—90 pommersche Füsiliere bei sich. Das war zu wenig, man mußte warten. Bald darauf kamen Gneisenau und der Major von Köller mit weiteren

150 Pommern nach. Nun wurde auch Frasnes mit Hurra gestürmt. Von da an gab es keinen Widerstand mehr. Gneisenau, Köller und etwa 50 Pommern drangen immer noch weiter bis zum Gasthof „zum Kaiser". Dort endlich hielten sie und richteten sich für alle Fälle zur Verteidigung ein. Trotz dieser ungeheuern Leistung der Pommern wurden sie doch noch von oberschlesischen Landwehrmännern übertroffen. Von diesen sammelten sich ungefähr 150 Mann in Frasnes, marschierten dann wieder weiter und setzten sich vor die Pommern. Am 19. früh verjagten sie Napoleon und sein Gefolge aus Charleroi.

Jetzt war aber die letzte Kraft von Freund und Feind zu Ende. Hunderte von Franzosen lagen wie im Todesschlaf an den Straßen und Häusern. Man ließ sie liegen. Ihre ganze Armee war aufgelöst, die wirren Reste flohen entsetzt über die Sambre.

Diese Ergebnisse hatte die fast unglaublich energische, durch die ganze Nacht ausdauernde Verfolgung der Preußen erreicht.

Das war die Schlacht bei Belle Alliance, in der englisch-deutsche zähe und todesmutige Ausdauer so lange dem französischen, alles niederwerfen wollenden Ungestüm widerstand, bis preußische außerordentliche Thatkraft rechtzeitig Hilfe brachte, dann die Übermacht der tapferen Verbündeten ihre gleich tapferen Gegner niederwarf, zur Flucht zwang und die preußische beispiellose Leistungsfähigkeit bei der Verfolgung deren vollständige Auflösung bewirkte.

Das Resultat der Schlacht war ein großartiges. Die Franzosen hatten im Kampfe selbst 25,000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen verloren. Von den letzteren fielen noch Tausende bei der Verfolgung durch die Preußen in deren Hände. Fast alles Heergerät, 300 Kanonen, über 500 Munitionswagen waren von den Verbündeten erbeutet.

Nur 30,000 Mann von der ganzen Armee konnte Marschall Soult später bei Laon sammeln.

Der Verlust der Verbündeten betrug 21,000, der der Preußen 7000 Mann.

Der erste Siegesbericht, der vom Hauptquartier Blüchers abgeschickt wurde, war ein Brief des greisen Feldherrn an den Generaladjutanten des Königs, von dem Knesebeck, der lautete:

„mein Freind

„Die Schönste Schlagt ist geschlagen. Der herligste Sig ist er fochten. Daß Detallie wird vollgen, ich denke die Bonapartische geschigte ist nun wohl zimlig wider zu ende.

La Bellaliance den 19. früh.

ich kan nich mehr Schreiben den ich Zittere an alle glider, die anstrengung wahr zu groß.

Blücher."

XII.

Zum zweitenmal nach Paris. Der Friedensschluß von 1815.

Nach der Überwindung der kaiserlichen Armee bei Belle Alliance standen die beiden verbündeten Feldherrn vor der Frage, ob sie zunächst eine Jagd auf die noch unter Marschall Grouchy in Belgien sich befindenden 37,000 Franzosen unternehmen oder sofort den Vormarsch gegen Paris antreten sollten. Bei Blücher und Gneisenau hieß es natürlich: „Nach Paris!"

Auch Wellington war zu dieser kühneren Entscheidung bereit. Allein er bedurfte einiger Ruhe, um seine am 18. Juni doch im Innersten erschütterte Armee nur einigermassen wieder in Ordnung zu bringen und marschfähig zu machen. Dazu waren zum mindesten 2 Tage nötig.

Mit staunenswerter Umsicht hatte aber Gneisenau, um gar nichts zu versäumen, schon in der Nacht vom 18. zum 19. dem General von Pirch I. den Befehl erteilt, mit seinem Korps dem Marschall Grouchy den Weg zu verlegen, während das

Korps von Thielmann demselben auf dem Fuße folgen sollte. Wenn man also auch nicht im Entferntesten daran dachte, dem französischen Marschall nachzufolgen, sobald er sich gegen die Westgrenze Frankreichs zurückziehen würde, so unterließ man doch nicht den Versuch, ihn abzuschneiden oder ihm wenigstens einen tüchtigen Denkzettel zu geben, ehe man sich nach der feindlichen Hauptstadt wendete.

Unterdessen konnten die Engländer und deren Verbündete die verlorene Ordnung wieder herstellen.

Marschall Grouchy war am 17. Juni abends noch in keiner Weise über den Verbleib der bei Ligny geschlagenen Preußen aufgeklärt. Erst am Vormittag des 18. entdeckte die Reiterei des Generals Exelmans etwa 8 Kilometer vor Wawre preußische Infanterie. Damit war seit anderthalb Tagen die erste Spur der Verschwundenen wieder entdeckt. Der Marschall setzte nun seine Kräfte auf Wawre in Marsch.

Plötzlich erscholl von Belle Alliance her ein starker Kanonendonner, dessen Heftigkeit von Stunde zu Stunde zunahm. „Das ist eine zweite Schlacht bei Wagram", meinte Grouchy selbst. General Gérard und verschiedene andere Generale schlugen dem Marschall vor, auf den Kanonendonner loszumarschieren. Er hörte nicht darauf. General Walazé rief laut: „Wir müssen der Kanone nach" und andere Offiziere wiederholten: „Zur Kanone, zur Kanone."

Allein Grouchy blieb fest. Er bildete sich immer noch ein, nur einen Teil der preußischen Armee hier vor sich zu haben, während er den anderen bei Namur wähnte. Ersteren wollte er dem ausdrücklichen Befehle des Kaisers gemäß angreifen und festhalten, damit er verhindert sei, die Verbündeten bei Mont St. Jean zu unterstützen. Später, als er nach und nach zur Überzeugung kam, alle Preußen vor sich zu haben, wollte er erst recht durch heftige Angriffe dieselben beschäftigen und unterließ es auch, als er den Marsch des Bülow'schen Korps gegen Planchenoit erfuhr, eine Abteilung in dieser Richtung zu senden.

Er ging also auf Wawre los. Hier stand das Korps von

Thielmann, von welchem aber die Brigade von Borck irrtümlicherweise den übrigen gegen Belle Alliance marschierenden Truppen gefolgt war. Deshalb hatte der preußische General nur 15,200 Mann zur Verfügung. Diese besetzten die Stadt Wawre sowie die Übergänge über die Dyle und wiesen in sehr hartnäckigen, von 4 Uhr bis nach 9 Uhr abends dauernden Kämpfen alle Angriffe der Franzosen ab. Besonders die 30er des Majors von Sprenger und die kurmärkischen Landwehren des Obersten von Zepelin zeichneten sich hierbei in hervorragender Weise aus.

Leider war es übersehen worden, den Dyle-Übergang bei Limale südwestlich von Wawre zu zerstören. Diesen nahm noch am späten Abend die französische Reiterei des Generals Pajol durch Überraschung. Kurz vorher war bei Grouchy der um 1 Uhr mittags ausgefertigte Befehl Napoleons, sich an die Hauptarmee anzuschließen, eingetroffen. Deshalb zog er sich mit all' seinen Kräften nach Limal, überschritt die Dyle und bivakirte dort, da es zu spät war, noch weitere Unternehmungen zu versuchen.

Die Preußen Thielmanns blieben in ihren Stellungen um Wawre. Es hatte am 18. Juni sich also Grouchy durch Hin- und Hermärsche zum Aufsuchen der Preußen und dann durch den hartnäckigen Widerstand derselben bei Wawre hinhalten und dadurch verhindern lassen, seinem bedrängten Kaiser zu Hilfe zu eilen. Am Abend dieses Tages stand er nur 11 Kilometer von Belle Alliance entfernt. Einige Stunden früher wäre seine Armeeabteilung bedeutend in die Wagschale gefallen. Wenn sie es auch nicht vermocht hätte, die Niederlage Napoleons abzuwenden, so hätte sie dieselbe doch sehr gemildert.

In der Nacht und am frühen Morgen des 19. Juni hatten weder Grouchy noch Thielmann Nachrichten über den Ausgang der Schlacht bei Belle Alliance erhalten.

Ersterer glaubte Blücher mit seiner ganzen Armee vor sich zu haben und beschloß ihn anzugreifen, um ihn zu verhindern,

sich gegen den Kaiser zu wenden. Letzterer schloß aus verschiedenen Anzeichen auf einen Sieg der Verbündeten gegen Napoleon und beschloß daher auch anzugreifen. Es entstand daraus ein sehr hitziges Gefecht, bei welchem sich nach einigen Stunden die Übermacht der Franzosen geltend machte.

Da erhielt Thielmann die genauen Nachrichten über den großartigen Erfolg von Belle Alliance. Im Nu verbreitete sich diese Kunde bei seinen Truppen und begeisterte dieselben zu neuem Vorgehen. Aber auch Grouchy erfuhr die ernste Botschaft. „Sofort zurück! Retten, was zu retten ist.“

Er vollführte seinen Rückzug äußerst geschickt. Eine stehen gelassene Nachhut täuschte Thielmanns Preußen so, daß dieselben erst am 20. früh den Abzug ihres Gegners entdeckten und dann zu weit zurückstanden, um entschieden verfolgen zu können. Der Verlust auf beiden Seiten in den Kämpfen um Wawre betrug etwa 2500 Mann.

Unterdessen ward das Korps von Pirch I. entsendet, um Grouchy, der sich auf Namur zurückzog, abzuschneiden. Der General hielt aber seine Truppen für zu ermüdet, um noch viel zu unternehmen und ließ sie bei Melioreux biwakiren. Grouchy zog unbemerkt etwa 10 Kilometer vor dem preußischen Biwak vorbei und erreichte am 19. abends und in der Nacht zum 20. Juni Namur. Als am 20. General von Pirch I. die Stadt Namur angriff, fand er einen so heftigen Widerstand, daß sein Korps einen Verlust von 1500 Mann erlitt und die Franzosen abziehen konnten. Die Vernichtung der Truppen Grouchys war also mißglückt, denn letzterer rettete immer noch 27—28000 Mann, mit denen er nun in Gewaltmärschen Paris zueilte.

Damit war der kurze, nur 6 Tage dauernde, aber so schwere und an Thaten und Entscheidungen so reiche Feldzug in Belgien beendet.

In erster Linie ist das Ergebnis desselben Blücher und seinen Preußen zu verdanken. Diese erkennen am 15. Juni den Anmarsch des Feindes, halten in erster Schlacht am 16. dessen Vorrücken auf, so daß Wellingtons Armee trotz der Ver-

säumnisse des englischen Feldherrn sich sammeln kann, geben die Verbindung mit der Heimat freiwillig auf, um dem Verbündeten beizustehen, entscheiden die blutige Schlacht des 18., indem sie nach fast übermenschlichen Marschanstrengungen rechtzeitig eintreffen und den französischen rechten Flügel werfen und bewirken schließlich durch eine beispiellos energische und ausdauernde Verfolgung des geschlagenen Feindes dessen Vernichtung. Dann treiben sie die Armeeabteilung Grouchys zurück, bringen den unverzüglichen Weitermarsch der verbündeten Armeen gegen Paris in Gang und setzen sich, als Wellingtons Truppen noch Erholung brauchen, sofort an die Spitze. Zu solchen Unternehmungen waren diese Truppen durch die Thatkraft, den festen Willen und das leuchtende Beispiel ihres greisen Feldmarschalls entflammt und durch die umsichtigen Maßnahmen des geistvollen Gneisenau befähigt. Wellington erscheint neben diesen beiden Männern erst in dritter Linie. Fehlten ihm auch Blüchers Energie und Feldherrnblick und Geisenaus Ideenreichtum, so trugen doch seine und seiner Truppen zähe Hartnäckigkeit und todesverachtende Tapferkeit in der Verteidigung außerordentlich viel zum Siege bei und mit Recht nennt die Welt die drei vereinten Namen:

Blücher, Gneisenau und Wellington

die Sieger von 1815.

Mit der Flucht Napoleons hatte sich sein Geschick erfüllt. Der Mann, dessen Siege jene des großen Römers Cäsar übertreffen, wurde als Friedenspreis dahingegeben. Die Franzosen von 1815 waren eben keine Römer. Wären sie es gewesen, sie hätten vielleicht den geschlagenen Kaiser zum unumschränkten Diktator gemacht und sich mit ihrer ganzen Kraft an seine Seite gestellt — noch viel, viel Blut wäre vergossen worden, und wer weiß, welches Ende ein solcher Riesenkampf genommen hätte? So weit sollte es aber nicht mehr kommen. Die Franzosen waren selbst zu friedensbedürftig, und ihr Kaiser wurde von ihnen aufgegeben.

Am 20. Juni abends verließ Napoleon die in Laon zu=

sammenströmenden Reste seiner Armee und eilte nach Paris. Am 21. morgens traf er dort ein, erkannte schnell, daß er von der Deputiertenkammer und vom Volke verlassen sei, gab alle Hoffnung zur Wendung seiner Lage auf und dankte am 22. Juni 1815 zu Gunsten seines Sohnes Napoleon II. ab.

Die provisorische Regierung trat sofort mit den feindlichen Feldherrn wegen eines Waffenstillstandes und mit den Monarchen wegen des Friedens in Unterhandlungen.

Ehe man im Hauptquartier Blüchers und Wellingtons etwas von diesen Ereignissen wußte, hatten aber beide den Marsch auf Paris auch schon begonnen. Sie wollten mitten durch die feindlichen Festungen durchstoßen, Soissons und Laon, die wahrscheinlichen Sammelplätze der französischen Armee umgehen und nur möglichst schnell die feindliche Hauptstadt erreichen.

Länger als einen Tag duldete der rastlos thätige Blücher keine Ruhe seiner nicht gegen Grouchy verwendeten Korps. Schon am 20. Juni brach er mit den Korps von Bülow und von Zieten auf und überschritt noch an diesem Tage die französische Grenze. Mochten die Engländer sehen, daß sie, „wenn ihre Disziplin hergestellt sei,“ nachkämen! Der alte Marschall war in bester Laune. Seine Schmerzen, überhaupt seinen Sturz, hatte er in der Freude seines Herzens ganz vergessen. Unermüdlich ritt er bei den Vortruppen herum und rekognoszierte die Gegend. Was er fand und sah, verriet die allgemeine Verzagtheit der Franzosen. Also weiter, immer weiter bis nach Paris! Wellington ließ er zu gleicher Eile auffordern. So schnell ging es freilich, besonders bei den englischen Truppen der Verbündeten, nicht. Allein ihr Feldherr erklärte sich doch mit den Vorschlägen Blüchers einverstanden und versprach, zu folgen.

Großen Ärger bereitete es dem Marschall, daß Grouchy entkommen war. Er zürnte darob dem General von Pirch I. so sehr, daß er ihn des Kommandos enthob und das Korps dem Prinzen August von Preußen übergab. Dasselbe erhielt Befehl, zur Belagerung der Grenzfestungen zurückzubleiben, während

Thielmann den Befehl erhielt, den beiden vorausmarschierten Korps möglichst schnell zu folgen.

Am 23. Juni mußte der ungeduldige Blücher einen Tag warten, um die Verbündeten doch etwas näher herankommen zu lassen. Trotzdem erreichte er am 25. die Gegend von La Fère und wurde hier durch Boten einer aus Paris angelangten, um Waffenstillstand bittenden Kommission überrascht. Er beauftragte den Grafen Nostitz, mit der „Gesellschaft" zu verhandeln, hatte demselben aber seine Verlangen genau mitgeteilt. Nostitz ritt nach Laon und traf dort Lafayette mit 4 anderen Parisern. Diese Kommission verhielt sich anfangs ziemlich hochmütig. Sie war eigentlich nur gekommen, um zu erklären, daß Napoleon abgedankt habe, um sich gegen eine Wiedereinsetzung der Bourbons durch die Verbündeten zu verwahren, und endlich um einen Waffenstillstand vorzuschlagen. Geradezu erstarrte Gesichter machten diese Herrn, als sich Nostitz auf keinerlei politische Abmachungen einließ, dagegen aber die Waffenstillstandsbedingungen Blüchers bekannt gab.

Dieselben lauteten:

1. Auslieferung Napoleons (tot oder lebendig).

2. Übergabe der Stadt Paris.

3. Übergabe sämtlicher Festungen an der Maas, Mosel und Sambre nebst den festen Plätzen Laon, Soissons und la Fère.

4. Ablieferung sämtlicher, den verschiedenen Nationen geraubter und in Paris befindlicher Kunstschätze.

Auf diesen Grundlagen war nichts abzumachen. Die Mitglieder der Kommission erbaten und erhielten nun Päße, um zu den Monarchen zu reisen, und Blücher und seine Armee marschierte munter weiter gegen Paris.

Unterdessen hatte man erfahren, daß der Marschall Soult etwa 30,000 Mann der Armee von Belle Alliance gesammelt, nach der Abdankung Napoleons aber den Befehl an Grouchy übergeben habe. Diesem wollte man noch einen tüchtigen Schlag versetzen, und deshalb befahl Blücher für den 26. Juni ein all-

gemeines angestrengtes Vormarschieren seiner Korps. Es gelang auch wirklich, die französische Nachhut zu erreichen und in ein Gefecht zu verwickeln. Allein der Vorsprung des Feindes war so groß, daß man keinen bedeutenden Erfolg mehr erzielte. Auch die Stöße auf Compiègne, Crespy, Creil und Senlis waren nicht von Bedeutung, die Franzosen entkamen nach Paris. Schlimmer erging es einer vom General Reille befehligten Kolonne. In dieselbe stieß bei Villers-Cotterets die Division des Generals von Pirch II. und setzte ihr arg zu. Dennoch gelang es auch diesen Franzosen, sich über Nanteuil zu retten. Am stärksten wurde die aus Garden und den Resten des Korps von Lobau gebildete Kolonne mitgenommen. Aber auch sie entkam schließlich durch außerordentliche Märsche (127 Kilometer in dreißig Stunden) den Händen der Preußen. Letztere hatten am 27. und 28. Juni 4000 Gefangene gemacht und 16 Kanonen erbeutet.

Solche Erfolge waren nur durch Gewaltmärsche möglich geworden. Blücher ließ fortwährend Wellington auffordern, nachzukommen, aber es war rein unmöglich.

„Dringen Sie nicht darauf,“ äußerte letzterer gegen den preußischen General von Müffling, „denn ich sage Ihnen, es geht nicht. Würden Sie die englische Armee genauer in ihrer Zusammensetzung und in ihren Gewohnheiten kennen, so würden Sie das mit mir sagen. Ich kann mich nicht von meinen Zelten und meiner Verpflegung trennen. Meine Leute müssen im Lager zusammengehalten und gut verpflegt werden, damit die Zucht und die Disziplin erhalten wird. Es ist besser, daß ich zwei Tage später in Paris ankomme, als daß der Gehorsam locker wird.“

Blücher ließ sich in seinem Siegesflug dadurch nicht aufhalten. Er war überzeugt, daß ein schnelles, wenn auch kühnes Vordringen die Mutlosigkeit und Unentschiedenheit in Paris und in ganz Frankreich nur erhöhen würde, und war ganz der richtige Mann, es auszuführen. Es zeigte sich auch, wie gut er die Lage beurteilt hatte. In Paris, wo Napoleons gewissen- und charakterloser Polizeiminister Fouché die Regierung dem König Ludwig

XVIII. in die Hände spielen wollte und daher zu keinem ferneren Widerstand mehr geneigt war, riefen die Nachrichten über das blitzartige Vordringen der Preußen eine von Tag zu Tag düsterere Stimmung hervor. Immerhin waren jetzt etwa 100,000 bewaffnete Männer, von denen 70,000 als Ausfallarmee verwendet werden konnten, in der Hauptstadt versammelt. Diese Truppen, die sich von Ludwig XVIII. nichts Gutes zu versehen hatten, nachdem sie ihm die Treue gebrochen hatten, verlangten für Napoleon II. in den Kampf geführt zu werden. Napoleon I., so hatte er sich in Malmaison, wo er seit seiner Abdankung weilte, selbst unterzeichnet, erbot sich, sie als Obergeneral zu führen. Alles dieses hintertrieb Fouché, um Paris und Frankreich wieder dem König auszuliefern.

Diese unklaren Verhältnisse kamen Blücher und seinen Preußen sehr zu gute. Unter anderen Umständen wäre der Marsch mit nur 60,000 Mann gegen die Stadt von 700,000 Einwohnern mit 100,000 Mann Besatzung doch sehr gewagt gewesen. Allein der alte Marschall und sein Generalstabschef beurteilten eben die Lage richtig und — „wer wagt, gewinnt.“ Sie drangen auch ohne die Engländer weiter und kamen am 29. Juni, nur 11 Tage nach der Schlacht von Belle Alliance, vor Paris an. Wiederholt hatte Blücher mehrere erneute Waffenstillstandsvorschläge abgewiesen. Er wollte in der feindlichen Hauptstadt den Frieden diktieren. Von „Paktieren“ war bei ihm keine Rede.

Es ist notwendig, sich nunmehr nach den anderen Verbündeten und deren Armeen umzusehen.

Am 10. Juni hatte man den Kongreß zu Wien geschlossen.

Von den Truppen war die Armee des Fürsten Wrede zuerst marschbereit. Am 24. Juni begann dieselbe als erste Staffel den Marsch in das Elsaß. Diese „Eröffnung des Krieges“ ließ der Fürst dem Feldmarschall Blücher einige Tage vorher mitteilen. Das Schreiben kreuzte sich mit einem Briefe des alten Marschalls „Vorwärts“, in dem es kurz hieß: „Vo-

napartes Armee ist zertrümmert, der Krieg beendet. wir werden in wenigen Tagen in Paris sein."

Die gleiche Nachricht brachte auch in den Hauptquartieren der Österreicher und Russen solche Aufregung hervor, daß Metternich sie anfangs gar nicht glauben wollte. Aber es war eben doch so, trotzdem oder vielleicht weil keiner der „Diplomatiker" die Hand im Spiele gehabt. Nun kam größere Regsamkeit in das oberrheinische Heer. Man überschritt am 22., 23. und 24. Juni den Rhein und drang im Elsaß vor. Der französische General Rapp wehrte sich in einigen Gefechten mannhaft, aber er mußte vor solcher Übermacht weichen. Als Napoleon schon abgedankt hatte, standen also die 250,000 Mann Schwarzenbergs noch in der Nähe des Rheins.

Die österreichische Armee in Oberitalien unter dem General der Kavallerie Frimont, 60,000 Mann stark, drang unter verschiedenen Kämpfen gegen den Marschall Suchet über Genf und die Jurapässe in Frankreich ein.

150,000 Russen unter Barclay de Tolly rückten anfangs Juli gegen Nancy vor.

Während also die Hauptarmeen der verbündeten Monarchen sich noch an den Grenzen Frankreichs befanden, standen die Truppen Blüchers und Wellingtons vor und bald darauf in Paris.

Hier hatte man den Marschall Davoust, der seinen bisherigen Ruhm durch ein geradezu rohes Auftreten gegen seinen bisherigen Herrn und Meister, Napoleon, befleckte, überredet, die Verteidigung der Hauptstadt zu leiten.

Ney, noch so außerordentlich tapfer bei Belle Alliance, war dadurch unmöglich geworden, daß er sich eigenmächtig von der Armee trennte, in vollster Verzweiflung nach Paris floh und dort in der Kammer jeden weiteren Widerstand als vergeblich bezeichnete.

Davoust verteilte nun die neu verstärkten und dadurch wieder kampffähig gemachten Korps von Reille, Lobau, d'Erlon und die Garden auf dem rechten Seineufer und ließ sie die auf der Anmarschlinie der Preußen liegenden Befestigungen besetzen.

Auf das linke fast nicht befestigte Seineufer legte er das Korps von Vandamme.

Am 29. Juni nach einem sehr weiten und ermüdenden Marsche kamen die Preußen vor dem von den Franzosen sehr stark besetzten nordöstlichen Teile von Paris an. Trotz der durchgemachten Anstrengungen befahl der jugendfrische Blücher einen Angriff auf die feindlichen Befestigungen. Die Korps von Bülow und Zieten stürmten los. Das Dorf Aubervilliers wurde erobert und in demselben machten die Schlesier und Neumärker des Obersten von Lettow 200 Gefangene. Allein man erkannte die starke feindliche Befestigungslinie hinter dem Orte und sah ein, daß ein Sturm auf dieselbe gegen eine voraussichtlich ziemlich große Übermacht ganz aussichtslos sei. Da überdies die Schanzen mit einer Masse von schwerem Geschütz ausgerüstet waren, so erschien ein Angriff auf dieser Seite überhaupt mehr als zweifelhaft.

Der alte Blücher grämte sich hierüber nicht lange. Geht es hier nicht, so geht es an einer anderen Stelle. Er faßte jetzt den verwegensten Plan seines ganzen Lebens und führte ihn auch aus. Er beschloß nämlich bis zum Eintreffen der Engländer einen Vorpostenschleier gegenüber der französischen Linie stehen zu lassen, mit seiner Armee aber in einem kühnen Flankenmarsche nördlich und westlich um Paris herum zu marschieren, die Seine bei St. Germain zu überschreiten und die Hauptstadt an ihrer schwächsten Stelle, von Süden her anzugreifen. Außer dem brennenden Wunsche, Paris vor Ankunft der Monarchen und ihrer Heere zu erobern, bestimmte den alten Blücher aber noch ein Gedanke zu diesem fast tollkühnen Zuge. Er wußte Napoleon in Malmaison bei St. Cloud. Diesen wollte er in seine Hand bekommen, um ihn auf Grund der Achterklärung durch die Monarchen und den Wiener Kongreß eben da, wo einst der Herzog von Enghien auf Napoleons Befehl sterben mußte, erschießen zu lassen. Blüchers und Gneisenaus Haß gegen den französischen Kaiser, der Preußen 6 Jahre lang mit Füßen getreten und ihrem Lande das „vae victis“ mit einer in

der Geschichte kaum erhörten Grausamkeit hatte fühlen lassen, der so manchen der edelsten Patrioten Deutschlands erbarmungslos hatte bluten lassen, war wohl verzeihlich, trotzdem ist es gut, daß die That nicht zur Ausführung kam.

Der alte Marschall hoffte den gehaßten Gegner in seinem Zufluchtsorte überraschen und aufheben lassen zu können. Schon in der Nacht vom 28. zum 29. Juni hatte er seinen Neffen, den sehr unternehmenden Major von Colomb, über Argenteuil entsendet, um bei Besons die Seine zu überschreiten und den „Kerl von Bonaparte" zu fangen. Zum Glücke aber war die dortige Brücke gesprengt, so daß Colomb mit seinen Husaren über St. Germain reiten mußte und einige Stunden zu spät kam. Napoleon war kurz vorher nach Rochefort abgereist, um sich hier nach Amerika einzuschiffen und damit blieb eine That ungeschehen, die, wie man sie auch immer entschuldbar finden mochte, doch vielleicht auf den glänzenden Namen des Marschalls Vorwärts einen Makel geworfen hätte.

Mit rastloser Thatkraft betrieb Blücher seinen Flankenmarsch; Wellington war mit dem Plan, Paris von Süden anzugreifen, einverstanden und versprach, das einstweilen als der erwähnte Schleier stehen bleibende Korps von Bülow baldmöglichst ablösen zu lassen. Am 30. Juni brach Blücher mit dem Korps von Thielmann auf, in der Nacht zum 1. Juli und an diesem Tage folgten die Korps von Zieten und Bülow. Voraus eilte die Kavalleriebrigade des Oberstleutnants von Sohr.

Unbelästigt vom Feinde vollzog sich der beispiellos kühne Marsch, und schon am 1. Juli abends stand Blücher mit zwei seiner Armeekorps auf dem linken Seineufer.

Das war keine geringe Überraschung, als die Nachrichten davon in Paris eintrafen. Man ließ nun zuerst den General Exelmann mit 8 Reiterregimentern und 2 Infanteriebataillonen los, um die Husaren Sohrs abzufangen. Es gelang dieser Masse wirklich, den preußischen Reitern sehr schwere Verluste beizubringen. Von 650 Mann retteten sich kaum 200. Allein auf den Gang der Ereignisse hatte dies gar keinen Einfluß.

Auf dem linken Ufer der Seine standen 40,000 Franzosen unter Vandamme. Sie konnten von der Stadt aus rasch auf 70,000 verstärkt werden. Davoust wollte damit auch eine Schlacht schlagen und versprach sichern Sieg, wenn er nicht in zwei Stunden erschossen sei. Allein der Verräter Fouché hintertrieb jeden Widerstand. Daher wurde Vandamme sich selbst überlassen. Als nun die Franzosen nicht angriffen, hatte Blücher am 2. Juli die ganz außerordentliche Dreistigkeit, seinerseits in dem unübersehbaren und äußerst schwer für Truppenmassen gangbaren Gelände zwischen Versailles, St. Cloud und Paris angreifen zu lassen.

Auf seine Preußen schien die Verwegenheit des alten Marschalls einen geradezu zauberhaften Eindruck auszuüben. Mit unübertrefflicher Tapferkeit warf die Brigade Steinmetz den überlegenen Gegner auf Sevres zurück und stürmte mit Hurra das Dorf Molineaux und eroberte das Schloß Meudon. Nun setzte sich das ganze Korps von Zieten gegenüber Issy fest. Aus diesem Dorfe drang abends 7 Uhr der Feind nochmals vor, um Molineaux wieder zu nehmen. Er wurde aber mit so blutigen Köpfen abgewiesen, daß er an diesem Tage keinen Versuch mehr unternahm.

Am nächsten Morgen, am 3. Juli früh 3 Uhr, rückte General Vandamme mit sehr starken Angriffskolonnen vor und überfiel die bei Issy stehenden 9 Bataillone des Generals von Steinmetz. Die Franzosen kamen aber an die Falschen. Es wehrten sich nämlich die verhältnismäßig sehr wenig zahlreichen Preußen mit einer Entschlossenheit und Tapferkeit, daß der feindliche Angriff vollständig mißlang.

Nun setzte Vandamme mit stärkeren Massen zu einem zweiten an. Wieder entstand ein hartnäckiges, für beide Teile verlustreiches Gefecht, in dem schließlich die Franzosen zurückgeworfen wurden. Zahlreiche Pariser waren aus der Stadt herausgeströmt, um den Kampf zu beobachten. Sie konnten nun selbst die Niederlage ihrer Truppen, bei denen sich auch kaiserliche Garden befunden hatten, mit ansehen.

General von Zieten, dessen Korps allein diesen letzten großen Erfolg errungen, befürchtete einen nochmaligen feindlichen Sturm und bat um Verstärkungen. Es war nicht mehr nötig, denn früh 7 Uhr, nach vierstündigem Kampfe, hörte plötzlich das Feuer der Franzosen ganz auf, und es kam der französische General Revest zu den Preußen gesprengt, um die Übergabe von Paris anzubieten und einen Waffenstillstand zu erbitten.

Wie sehr hatte sich die freilich an Tollkühnheit grenzende Verwegenheit Blüchers und seiner Preußen belohnt. Allein, denn die Engländer erreichten am 3. Juli mit ihren Spitzen erst Argenteuil, war es der kleinen preußischen Armee gelungen, Paris, die gewaltige Stadt von 700,000 Einwohnern, mit einer Besatzung von 100,000 Mann, mit überreichem Kriegsmaterial zur Übergabe zu zwingen. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß die Verworrenheit der Zustände, der Mangel einer einheitlichen Leitung und die verräterische, nur auf eine Wiedererrichtung des Thrones der gehaßten Bourbons zielende Handlungsweise Fouchés sehr viel zu dem überraschenden großartigen Erfolge mit beitrug. Allein wäre eben Blücher nicht so blitzartig und verwegen vorgegangen, so hätten die besonneneren Elemente der Pariser Regierung und Bevölkerung Zeit gefunden, sich die Sachlage genauer zu überlegen und energischere Maßregeln zu ergreifen. Dies hätte den Krieg vielleicht noch Monate in die Länge gezogen. Nun aber war er zu Ende.

Der Waffenstillstand zwischen den Armeen Blüchers und Wellingtons einerseits, der Pariser Besatzung anderseits trat sofort in Kraft. Demselben zufolge mußte die französische Armee innerhalb drei Tagen Paris geräumt und den Marsch an die Loire angetreten haben. Am 4. und 5. Juli mußten die Vorstädte, am 6. Juli die Barrieren von Paris selbst übergeben sein. Diese Abmachungen wurden in St. Cloud in Gegenwart Blüchers, und zwar auf sein ausdrückliches Verlangen in deutscher Sprache, geführt. Als die Unterhändler bei den einzelnen Bedingungen Anstände erhoben, sprang der greise Marschall zornig von seinem Stuhle auf, wo er wie immer seine Pfeife

rauchend gesessen, und donnerte ihnen zu: „Entweder genehmigt ihr meine Bedingungen auf der Stelle oder die Feindseligkeiten gehen sofort wieder los.“ Darauf fügten sie sich. Nur einer derselben meinte: „Aber, Hoheit, könnte Paris nicht wenigstens mit Einquartierung verschont werden?“

„Warum nicht gar! Die Franzosen haben sich's jahrelang in Berlin wohl sein lassen. Es soll keiner meiner Preußen heimkehren, ohne sagen zu können, daß ihn die Pariser gut bewirtet haben, Gott straf mir!“

„Mais Monseigneur —“

„Millionen Kreuzdonnerwetter! Punktum!“

Damit war die Unterhandlung aus, der Vertrag wurde aufgesetzt, Blücher, Wellington und Davoust unterschrieben ihn und am 7. Juli vormittags zogen die Preußen, die Reiterei mit gezogenen Säbeln, die Artillerie mit brennenden Lunten, Blücher gleich hinter der Spitze, in Paris ein. Der alte Kriegsheld wollte nun den übermütigen Franzosen zeigen, daß sie die Besiegten seien und diesmal nicht mit so zarter Hand wie das Jahr vorher angefaßt würden. Zuerst ließ er die unter Leitung Fouchés zusammengetretene sogenannte Exekutiv-Kommission einfach auseinanderjagen. Dann legte er der Stadt eine Kontribution von 100 Millionen Francs auf. Hierauf ordnete er die Auslieferung aller geraubten Schätze an und ließ sich in seinem Grimme sogar hinreißen, die Sprengung des pont de Jena zu befehlen. Darob war man natürlicherweise nicht nur bei den Franzosen, sondern auch bei den Verbündeten sehr erregt. Auch der preußische Gesandte, Graf von der Golz, legte im Namen des Ministers Talleyrand eine Fürbitte für die Brücke bei Blücher ein. Als Antwort schrieb ihm letzterer: „Ich habe beschloßen, daß Die brükke gesprenkt wehrden soll und kan Ew. hoch Wohlgebohren nich verhählen, daß Es mich recht lib seyn wird wenn Sich der Mußje Talleran vorher druffsetzt, Welches ich Ew. hochgebohren Bitte ihm wissen zu laßen.“ Als Gneisenau den Herzog von Wellington frug, wie es sich verhalten würde, wenn die Brücke den Namen einer englischen Niederlage trüge, da schwieg er.

Übrigens meinte selbst Bülow, man könne ja die Inschriften, welche die Arroganz Napoleons auf die Brücke geschrieben, vernichten, das Werk aber sollte man stehen lassen. Blücher kümmerte sich um nichts und befahl die Sprengung. Der erste Versuch dazu mißlang, der folgende aber unterblieb, da unterdessen die verbündeten Monarchen in Paris eingezogen waren und die Sprengung untersagten.

Hinter den siegreichen Preußen kamen auch die englischen Truppen nach und nach an. Am 8. Juli hielt der König Ludwig XVIII., der inzwischen in Gent den Verlauf der Dinge abgewartet hatte, seinen Einzug in Paris. Sein Weg führte durch die preußischen Bajonette und geladenen Geschütze zu den Tuilerien. An der Barriere St. Denis empfing ihn der Seine-Präfekt und begann seine Anrede mit den Worten: „100 Tage sind verflossen.“ Die Regierung der „100 Tage Napoleons“ war vorüber, Frankreich gehorchte wieder den Bourbons.

Und der Besiegte von Belle Alliance?

Mit knapper Not den preußischen Husaren Colombs entkommen, setzte er seine Reise nach Rochefort ohne Aufenthalt fort. Überall, sogar in der früher so legitimistischen Vendée, fand er große, selbst begeisterte Teilnahme. Im Hafen von Rochefort standen die Kriegsschiffe Saale und Medusa. Sie wollten ihn nach Amerika bringen. Es fehlten aber noch die von Fouché zu erteilenden Befehle und Geleitscheine der provisorischen Regierung.

Fliehen wollte Napoleon nicht, sondern öffentlich mit Ehren abreisen. Er wies auch das Anerbieten des dänischen Kapitäns Besson, ihn heimlich aber sicher nach Amerika zu bringen, ab. Fouché verzögerte absichtlich die Sendung der Geleitscheine. Unterdessen erschienen englische Kreuzer und sperrten den Hafen ab. Die französischen Kriegsschiffe wollten kämpfend dem Kaiser den Weg bahnen. Er lehnte auch dieses ab. Als alle Aussichten erloschen waren, auf eine seiner würdige Weise nach Amerika reisen zu können, beschloß der Kaiser, sich selbst seinen erbittertsten Feinden, den Engländern, auszuliefern.

Am 15. Juli begab er sich freiwillig an Bord des englischen Kriegsschiffes Bellerophon. Als ihm der ihn bisher als Schutz im Namen der französischen Regierung begleitende General Becker in das Überfahrtsboot folgen wollte, bemerkte er: „Gehen Sie nicht weiter mit, General! Ich will nicht, daß man sagen könne, Frankreich habe mich an seine Feinde überliefert.“

Der Kaiser bestieg das Schiff; der englische Kapitän Maitland forderte ihm den Degen ab. Dann brachte ihn England auf die einsame Insel im atlantischen Ozean, auf St. Helena, wo er, in Begleitung einiger Freunde, unter der strengen Obhut des englischen Gouverneurs Sir Hudson Lowe noch sechs Jahre lebte, bis ihn am 5. Mai 1821 der Tod am Magenkrebs den Quälereien der englischen Gefangenwärter entzog. Im Jahre 1840 wurde die Asche dieses größten aller Franzosen nach Paris zurückgebracht und im Invalidendom beigesetzt.

In Paris waren schon am 9. Juli die ihren Armeen vorausgeeilten drei verbündeten Monarchen eingetroffen und hatten mit ihrem zahlreichen Gefolge einen feierlichen Einzug gehalten. Die Truppen kamen in Friedensmärschen nach, und bald standen über 600,000 Feinde auf französischem Boden. Das Land mußte alle erhalten. Außerdem wurde ihm durch die Friedensverhandlungen die Zahlung einer Kriegskosten-Entschädigung von 750 Millionen Francs auferlegt und deren rechtzeitige Ablieferung durch eine noch 5 Jahre in Frankreich verbleibende Okkupationsarmee gesichert.

Der Friedensschluß von 1814 erfuhr noch außerdem insofern eine kleine Korrektur, daß Frankreich die Grenzerweiterung wieder entzogen wurde, die ihm jener bewilligt hatte; dadurch kamen Saarlouis und Saarbrücken an Preußen, Landau an Bayern, das Viereck zwischen Maubeuge und Givet an Belgien, der östliche Teil des Landes Gex an Genf, ein Teil von Savoyen an Piemont. Von der Rückgabe von Elsaß-Lothringen, welche Gneisenau und Preußens Minister, Graf Hardenberg, bei den Verhandlungen über die Grenzfrage angeregt hatten, wollten aber die verbündeten Mächte, Rußland, England und Österreich,

nichts wissen. Der neugeschaffene deutsche Bund hatte eben in Österreich ein Haupt erhalten, dem eine wirklich deutsche Politik etwas Fremdes war, und damit war diesem Bunde sein Schicksal gesprochen!

So wenig aber Deutschland durch die aus diesem Kampfe hervorgegangene Neuordnung auf die Dauer sich befriedigt fühlen konnte, ebensowenig war dies für Frankreich der Fall.

Das Hauptergebnis des Friedensschlusses war in dieser Hinsicht, daß den Franzosen wieder die Herrschaft der nahezu unmöglich gewordenen Bourbons aufgezwungen wurde. Letztere zeigten sich bald in ihrer wahren Gestalt, indem sie in wahnsinniger Wut gegen die Anhänger Napoleons vorgingen, z. B. den Marschall Ney, den Oberst de Labedoyère, die beiden Generale Faucher u. s. w. erschießen, die blutigen Überfälle auf die Protestanten besonders in Nismes fast ohne jeden hemmenden Schritt geschehen ließen u. s. w. So gab denn ihre Wiedereinsetzung Frankreich mit nichten die Ruhe, und die neue Ordnung trug auch nach dieser Seite hin nicht die Gewähr der Dauer in sich.

Mit dem Eintreffen der Monarchen und der Diplomaten trat die Heldengestalt des eigentlichen Siegers von 1815, des greisen Feldmarschalls Fürst Blücher, wieder in gleicher Weise in den Hintergrund wie 1814. Er zog sich selbst zurück, da ihm die Luft der Hofkreise keineswegs zusagte, brachte die Tage und den größten Teil der Nächte wieder im Palais royal zu und war froh, als er endlich im Oktober die Heimreise antreten konnte. Kurz vor seinem Abschiede hat er auf einem ihm zu Ehren von Wellington gegebenen Feste einen Trinkspruch ausgebracht und dabei gesagt: „Mögen die Federn der Diplomaten nicht verderben, was die Schwerter der Soldaten so mühsam erworben haben!“

Blüchers Wunsch und Mahnung ging nicht in Erfüllung; der Friede von 1815 war wie der von 1814 nach seiner Meinung „ein elendes Machwerk“. Österreich, das im Krieg am wenigsten geleistet, zog weitaus den Löwenteil, das kleine Preußen, ohne

dessen unvergleichliches Heer der Sieg über Napoleon I. niemals errungen worden wäre, wurde beim Friedensschluß von den Mächten mit vornehmer Geringschätzung behandelt, Deutschland blieb ein geographischer Begriff und das deutsche Volk schien verurteilt, auf die ersehnte nationale Einigung und eine seiner geistigen und kulturellen Bedeutung sowie seiner geschichtlichen Vergangenheit entsprechende Machtstellung im Rate der Völker auf ewig verzichten zu müssen!

Doch es sollte anders kommen. Das Werk der Befreiungskriege wurde wieder aufgenommen in dem Krieg der Jahre 1866 und 1870/71, der uns nicht nur Elsaß-Lothringen zurückbrachte, sondern auch ein mächtiges deutsches Reich aufrichtete. Wozu die Befreiungskriege den Grund legten, das wurde in unseren Tagen herrlicher vollendet, als es sich die Zeitgenossen der Jahre 1813—15 träumen ließen und zwar durch einen Mitkämpfer jener Tage, den Sohn König Friedrich Wilhelms III., durch Kaiser

Wilhelm I. den Siegreichen
und seine Paladine,
sowie sein tapferes Heer.

ÜBERSICHTSKARTE DES KRIEGSSCHAUPLATZES DES JAHRES 1814.



Geograph. Anstalt v. Wagner & Debes, Leipzig.

Maßstab 1:1.500.000 — 0 5 10 20 30 40 50 60 Kilometer

C.H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.

SCHLACHTFELD VON QUATREBRAS-LIGNY (16.VI.1815) UND WATERLOO (18.VI.1815).



Maßstab 1:350.000 — 0 1 2 3 4 5 10 15 Kilom.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.

Tanera, Karl,

Deutschlands Kriege von Fehrbellin bis Königsgrätz eine vaterländische Bibliothek für das deutsche Volk und Heer

Bd.: 10,2

München 1891